

# Universität Regensburg

Institut für Germanistik



**„Das Ideal:**

**Entblößung und Verbergung gleich extrem.**

**Also eine Entblößungsverbergungssprache.“<sup>1</sup>**

**Martin Walser und die Shoah**

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen  
Fakultät IV (Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Regensburg).

vorgelegt von:

Alexander Krisch

Theodor-Heuss-Platz 16

93051 Regensburg

---

<sup>1</sup> Martin Walser, Meßmers Gedanken, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden - herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 8, Frankfurt am Main 1997, S.489-541, hier: S.492.

Vorlage der Arbeit bei der Fakultät im Jahr **2007**.

Erstgutachter:

Professor Dr. Georg Braungart, Universität Tübingen

Zweitgutachter:

Professor Dr. Jürgen Daiber, Universität Regensburg

<b>INSTITUT FÜR GERMANISTIK .....</b>	<b>1</b>
<b>I. EINLEITUNG.....</b>	<b>1</b>
I.I    EINLEITENDE GEDANKEN .....	1
I.II   GANG DER UNTERSUCHUNG.....	6
<b>II. HISTORISCHE ASPEKTE: DEUTSCHLAND NACH AUSCHWITZ .....</b>	<b>10</b>
II.I    VERHÄLTNIS WALSERS ZUR DEUTSCHEN GESCHICHTE .....	10
II.II   AUFFASSUNG DES SCHRIFTSTELLERS VON VERGANGENHEIT UND GEGENWART .....	27
<b>III. PSYCHOLOGISCHE ASPEKTE: GEWISSENSFRAGEN IM UMGANG MIT DER SHOAH.....</b>	<b>35</b>
III.I    GEWISSENSBEGRIFF BEI WALSER .....	35
III.II   VERSCHIEDENE KULTUREN - UNTERSCHIEDLICHES GEDENKEN.....	43
III.III  FORMEN DES GEDÄCHTNISSES.....	57
<b>IV. LITERATURTHEORETISCHE UND MEDIENKRITISCHE ASPEKTE: DIE INSZENIERUNG DES HOLOCAUST.....</b>	<b>70</b>
IV.I <i>TOD EINES KRITIKERS</i> - EIN SCHLÜSSELROMAN?.....	70
IV.II   LITERATURTHEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN .....	82
IV.III  DER ANTISEMITISMUSVORWURF GEGEN <i>TOD EINES KRITIKERS</i> .....	93
<b>V. SCHLUSS: EINORDNUNG DER ARBEIT IN DEN ZUSAMMENHANG DER KULTURWISSENSCHAFTLICHEN ERINNERUNGSDEBATTE.....</b>	<b>153</b>
V.I    DER UMGANG DEUTSCHLANDS MIT SEINER VERGANGENHEIT .....	153
V.II   MODERNE MEDIEN ALS MÖGLICHKEIT DER TRADIERUNG VON HISTORIE.....	170
V.III  THEMATISIERUNG DES HOLOCAUST IN POLITIK UND KUNST .....	174
<b>VI. FAMILIENROMANE ALS MITTEL DER LITERARISCHEN VERARBEITUNG DER DEUTSCHEN GESCHICHTE DURCH NACHFOLGENDE GENERATIONEN .....</b>	<b>182</b>
<b>LITERATURVERZEICHNIS .....</b>	<b>204</b>
<i>PRIMÄRLITERATUR</i> .....	204
<i>SEKUNDÄRLITERATUR</i> .....	210
<i>ZEITUNGS- UND ZEITSCHRIFTENARTIKEL</i> .....	215
<i>ZITIERTER RADIO- UND FERNSEHSENDUNGEN SOWIE INTERVIEWS</i> .....	222
<i>ZITIERTER ARTIKEL UND INTERVIEWS AUS DEM INTERNET</i> .....	224
<i>LEXIKON - ARTIKEL</i> .....	226
<i>SONSTIGE QUELLEN</i> .....	228

**„Das Ideal:  
Entblößung und Verbergung gleich extrem.  
Also eine Entblößungsverbergungssprache.“<sup>2</sup>  
Martin Walser und die Shoah**

**Dissertation von  
Alexander Krisch**

## **I. Einleitung**

### **I.I Einleitende Gedanken**

„Welche Fassade beliebten Sie heute zu präsentieren?“<sup>3</sup>: Die Journalistin Sandra Maischberger hat mit dieser Frage an den Schriftsteller Martin Walser einen wichtigen Aspekt von dessen Œuvre erfasst. Walsers Texte weisen oft auf die Figur des Autors, gleichzeitig bleibt diese Figur des Autors ungreifbar, da sie sich konkreten Festschreibungen entzieht: „Ich bin nicht, der ich bin.“<sup>4</sup>, so heißt es kryptisch, wohl in Anlehnung an die Äußerung Jagos in Shakespeares Othello<sup>5</sup>, in seinem Aphorismusband *Meßmers Reisen* von 2003. Er greift an dieser Stelle das Motiv vom Entblößungs- und Verbergungsspiel seiner Figur Meßmer wieder auf. Dieses nahtlose Ineinandergreifen zwischen literarischer Fiktion und der Wirklichkeit ist der Grund, warum Martin Walser zum Gegenstand mehrerer Skandale werden konnte, die ein großes Medienecho hervorriefen. Gleichzeitig hat sich der Autor immer wieder als Opfer des Zeitgeistes in Szene gesetzt. So heißt es in einem anlässlich seines

<sup>2</sup> Martin Walser, *Meßmers Gedanken*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden* - herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 8, Frankfurt am Main 1997, S.489-541, hier: S.492.

<sup>3</sup> Sandra Maischberger im Interview mit Martin Walser, das Gespräch wurde am 29.08.2001 zwischen 17.15 Uhr und 18.00 Uhr im Sender N-TV ausgestrahlt. Eigene Transkription.

<sup>4</sup> Martin Walser, *Meßmers Reisen*, Frankfurt am Main 2003, S.56. Auch die Literaturnobelpreisträgerin des Jahres 2004, Elfriede Jelinek, hat Skrupel, ihr Innerstes preiszugeben. So sagte sie zu ihrer Weigerung, ihr Konterfei für eine Briefmarkenedition der österreichischen Post zur Verfügung zu stellen: „... zur Ikone eigne ich mich zuallerletzt. Ich kann ja mein Originalgesicht kaum in der Öffentlichkeit zeigen, wie soll ich es da aushalten, gleich zu so vielen aufzutreten, die alle ich sind? Das hielte ich nicht aus.“, Das hielte ich nicht aus! - Gespräch mit Elfriede Jelinek, die Fragen stellte Rose-Maria Gropp, in: FAZ, 25.01.2005, S.33.

<sup>5</sup> William Shakespeare, *Othello - der Mohr von Venedig*, Werke in vier Bänden, erster Band, Tragödien I, Herrsching, Copyright für diese Ausgabe: 1979 by Verlag „Das Bergland-Buch“ Salzburg, S.307-398, hier: S.314. Wahrscheinlich verfremdet Walser hier Jagos Ausspruch „I am not what I am.“

Verlagswechsels zu Rowohlt im Spiegel veröffentlichten Brief: „*Ich bin dreimal ins Blitzlicht einer Zeitgeistfraktion geraten, die sich auf die Aufklärung beruft und nach Autorität trachtet.*“<sup>6</sup> Ein Charakteristikum bei Walser ist sein Oszillieren zwischen authentischer Autorschaft und deren Verschwinden in seinen Texten; seine literarischen Figuren zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht eindeutig zu verorten sind. Diese Eigenart des Walserschen Schaffens zeigt sich an einem Text, den der *Spiegel* am 13.08.2001 unter dem Titel *Streicheln und Kratzen* veröffentlichte. Als das Nachrichtenmagazin die schriftliche Fassung eines neunstündigen, von Arno Luik mit dem Schriftsteller geführten Interviews veröffentlichen wollte, verweigerte Walser hierzu seine Zustimmung und schickte dem *Spiegel* als Alternative ein eigenes Manuskript. Dabei handelt es sich um ein von dem Autor selbst verfasstes Interview, laut *Spiegel* „...ein Essay, der aussieht wie ein Interview, aber ein Selbstgespräch ist darüber, wie Interviews und öffentliche Meinungen entstehen.“<sup>7</sup> Dort wehrt sich Walser vehement gegen die ihm seitens des Interviewers entgegengebrachte Polemik wie „...*Stammtisch; stolz darauf ein Deutscher zu sein; rechte Ecke...*“<sup>8</sup> und stellt sich im Gegenzug als Opfer des jeweiligen Zeitgeistes dar, welcher durch „*Simplifizierung*“ und „...*Heruntertransformieren von doch wohl differenzierterer Rede...*“<sup>9</sup> der Öffentlichkeit ein falsches Bild von ihm vermittelte. Nach Ansicht des Schriftstellers bestünde das Lebensgesetz der öffentlichen Meinung nämlich darin, dass andauernd Unsinn produziert werde, der erst durch den Widerspruch der Betroffenen in Sinn verwandelt werde. Man reize prominente Persönlichkeiten nur der Quote wegen.

„L: Man reizt, weil es ein Recht gibt, wenn auch kein geschriebenes, aber es gibt ein gesellschaftliches Naturrecht, wenn Sie das Paradox gestatten, ein gesellschaftliches Naturrecht, euch öffentliche Figuren nicht nur so zu sehen und zu nehmen, wie ihr euch am liebsten zeigt, von eurer schönsten beziehungsweise unangreifbaren Seite, wir sind zuständig für eure Kehrseite, für das Unvorbildliche oder gar Desaströse in aller Prominenz. Ihr seid versessen darauf, gestreichelt zu werden. Wir wollen wissen, was herauskommt, wenn wir euch kratzen, wenn der Lack weg ist.

W: Sie steuern zu auf meinen wichtigsten Satz, den ich hoffentlich nie widerrufen werde, der heißt: Nichts ist ohne sein Gegenteil wahr.“<sup>10</sup>

Das Lavieren zwischen authentischer Autorschaft und deren gleichzeitiger Auflösung hat zur Folge, dass Walsers Schaffen weder nach biographischen oder psychologischen, noch nach

<sup>6</sup> Offener Brief von Martin Walser über seinen Abschied vom Suhrkamp-Verlag, in: Der Spiegel 10 (2004), 01.03.2004, S.162-163, hier: S.162f.

<sup>7</sup> Martin Walser, *Streicheln und Kratzen* – Der Dialog nach dem Interview. Ein Selbstgespräch von Martin Walser, in: Der Spiegel, 13.08.2001, S.104-105, hier: S.104.

<sup>8</sup> Martin Walser, *Streicheln und Kratzen* – Der Dialog nach dem Interview. Ein Selbstgespräch von Martin Walser, in: Der Spiegel, 13.08.2001, S.104-105, hier: S.105.

<sup>9</sup> Martin Walser, *Streicheln und Kratzen* – Der Dialog nach dem Interview. Ein Selbstgespräch von Martin Walser, in: Der Spiegel, 13.08.2001, S.104-105, hier: S.105.

<sup>10</sup> Martin Walser, *Streicheln und Kratzen* – Der Dialog nach dem Interview. Ein Selbstgespräch von Martin Walser, in: Der Spiegel, 13.08.2001, S.104-105, hier: S.105.

sozialkritischen Gesichtspunkten eindeutig beurteilt werden kann. Partikel, die der Realität entnommen sind, werden in das Konstrukt der Fiktion eingearbeitet. Es liegt also ein ständiges Wechselspiel zwischen poetischer und persönlicher Stellungnahme vor. Das Changieren zwischen Figurenrede und ernsthafter politischer Äußerung entspricht dem Vagabundieren zwischen poetischen und publizistischen Diskursen, wobei einige zentrale Topoi jeweils von einem in den anderen Diskurs transportiert werden und voneinander abhängig sind. Martin Walser spielt vielleicht ganz bewusst mit solchen Transgressionen, wohl auch, um sich selbst vor Verletzungen schützen zu können, und sich dann doch, wenn er es für nötig hält, wieder in tagespolitisch aktuelle Diskussionen einzumischen. Dieses Mittel seines literarischen Wirkens wird ebenfalls in einer Äußerung von ihm deutlich, wenn er in der Friedenspreisrede von 1998 bekennt:

*„Als Ziel einer solchen Sonntagsrede schwebt mir allenfalls vor, daß die Zuhörer, wenn ich den letzten Satz gesagt habe, weniger von mir wissen als bei einem ersten Satz. Der Ehrgeiz des der Sprache vertrauenden Redners darf es sein, daß der Zuhörer oder die ZuhörerIn den Redner am Ende der Rede nicht mehr so gut zu kennen glaubt wie davor.“<sup>11</sup>*

Der erste Satz in Walsers Dissertation über Franz Kafka, die 1961 unter dem Titel *Beschreibung einer Form* veröffentlicht wurde, nimmt womöglich schon die Idealvorstellung seines dichterischen Schaffens vorweg:

*„Je vollkommener die Dichtung ist, desto weniger verweist sie auf den Dichter. Bei der nicht vollkommenen Dichtung ist der Dichter zum Verständnis nötig; dann ist das Werk nicht unabhängig geworden von der Biographie des Dichters. Leben und Werk bedürfen der Vergleichen, weil das eine auf das andere verweist.“<sup>12</sup>*

Folgende im Jahre 1991 veröffentlichte Ausdeutung von Franz Kafkas Prosa durch Walser ist ebenfalls ein Beleg für dessen oben genannte schriftstellerische Wunschvorstellung.

*„Es gibt eben überhaupt keine Feststellung. Deswegen donnert die Kafkasche Prosa kein bißchen, obwohl sie sich doch am liebsten zu den extremsten Aussagen bewegt. Sie läßt aber keine Aussage bestehen.“<sup>13</sup>*

Seinen Wunsch, sein schriftstellerisches Schaffen würde keinerlei Rückschlüsse auf seine Person zulassen, will er auch auf seine Reden angewandt wissen, denn in Walsers Essay *Über das Selbstgespräch* aus dem Jahre 2000 ist unter anderem folgendes zu lesen:

---

<sup>11</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.27.

<sup>12</sup> Martin Walser, Beschreibung einer Form - Versuch über Franz Kafka, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 12, Frankfurt am Main 1997, S.7-145, hier: S.9.

<sup>13</sup> Martin Walser, Kafkas Stil und Sterben, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 12, Frankfurt am Main 1997, S.731-37, hier: S. 731f.

*„Ich sage: Wir suchen nach der Sprache, in der wir am meisten enthalten sind. Dann könnten wir eine Karatbestimmung vorschlagen: Der Karatgehalt einer Rede, einer Sprache bestimmt sich danach, wie sehr oder wie wenig der Redner oder Schreiber in seiner Sprache enthalten ist. Danach wäre sicher jeder im Selbstgespräch am meisten enthalten.“<sup>14</sup>*

Schon 1979 bekennt sich Martin Walser in seinem Essay *Händedruck mit Gespenstern* zu seinem Bestreben, seine innere Befindlichkeit nicht nach außen zu tragen, sondern sie als sein ureigenes Geheimnis zu wahren, als er feststellte:

*„Etwas sagen heißt bei mir, etwas verschweigen.“<sup>15</sup>* Vierundzwanzig Jahre später nimmt er das Motiv von der Verschwiegenheit und der eigenen Unverständlichkeit erneut wieder auf. *„Mich verbergen in mir, die Sprache wechseln, daß ich mich nicht mehr verstehe.“<sup>16</sup>* Im Essay über *Die menschliche Wärmelehre* aus dem Jahre 2004 werden für ihn sämtliche menschlichen Verlautbarungen zu Dichtung, da kaum ein Mensch das kundtut, wovon er glaubt, dass es seinem Gegenüber unangenehm sein könnte. *„Jeder Mensch wird zum Dichter dadurch, daß er nicht sagen darf, was er sagen möchte.“<sup>17</sup>*

In der gleichen Veröffentlichung geht er sogar noch einen Schritt weiter und bekennt sich zu seiner Eigenart, alles zu verschweigen, von dem er annimmt, es würde auf keinen breiten Konsens stoßen und damit seiner persönlichen Reputation Schaden zufügen.

*„Auf mich angewendet heißt das natürlich auch: Mit allem, was ich sage, verschweige ich etwas. Und ich bin in dem, was ich verschweige, viel mehr enthalten als in dem, was ich sage. Was ich sage, gehört immer schon zu dem, was man sagen kann, ohne allzu unangenehm zu wirken. Mit dem, was ich sage, will ich mich beliebt machen. Das, was ich verschweige, hätte meine sofortige Unbeliebtheit zur Folge.“<sup>18</sup>*

Martin Walser will mit seiner sprachlichen Ausdruckskraft nach eigenem Selbstverständnis keinem bestimmten Zweck dienen, er will auch zu keiner bestimmten Zielgruppe sprechen, und die Äußerungen, die er dabei tätigt, sind unverbindlich und ambivalent. Er drückt in seinen Reden und Aufsätzen laut eigener Aussage nie das aus, was er wirklich denkt. Diese Unentschiedenheit scheint auch ein Wesensmerkmal seiner Persönlichkeit zu sein.

<sup>14</sup> Martin Walser, Über das Selbstgespräch - Ein flagranter Versuch, in: Die Zeit, 13.1.2000, S.42-43, hier: S.43.

<sup>15</sup> Martin Walser, Händedruck mit Gespenstern, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.617-630, hier: S.624.

<sup>16</sup> Martin Walser, Maßmers Reisen, Frankfurt am Main 2003, S.185.

<sup>17</sup> Martin Walser, Die menschliche Wärmelehre - Eine Phantasie, in: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts, Reinbek bei Hamburg 2004, S.160-168, hier: S.164. Erstveröffentlichung: Cicero, Mai 2004.

<sup>18</sup> Martin Walser, Die menschliche Wärmelehre - Eine Phantasie, in: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts, Reinbek bei Hamburg 2004, S.160-168, hier: S.160f. Erstveröffentlichung: Cicero, Mai 2004.

Isolde Schaad sieht in der „Wärmelehre“ *„eine brillante Denkellipse, die ohne ein Beispiel, sogar ohne einen Inhalt auskommt. Eine Vermeidungsvirtuosität in sechs Lehrsätzen, die das Schweigen, Verschweigen als den höchsten sozialbildenden Faktor und die höchste Verbindlichkeit [...] preist.“*

Isolde Schaad, Martin Walser und das sterbende Tier – Vom Reden der Wörter und vom Schweigen ihres Autors, in: Isolde Schaad, Vom Einen: Literatur und Geschlecht: elf Porträts aus der Gefahrenzone, Zürich 2004, S.126-146, hier: S.139.

*„Ich würde niemals freiwillig eine Rede halten, weil ich das kenne, verstehen Sie, die Peinlichkeit, so deutlich aufzutreten. Ich bin nicht so deutlich, wie ich da auftreten muß. Ich bin mir nicht so deutlich.“<sup>19</sup>*

Diese Befindlichkeit greift er in einem Aphorismus in *Meßmers Reisen* aus dem Jahre 2003 erneut auf: *„In mir gibt es keine Einigung. Sobald in mir eine Meinung auf sich aufmerksam macht, leuchtet in mir ihr Gegenteil auf. Es ist wie Notwehr.“<sup>20</sup>*

Seine persönlichen Ansichten und Meinungen bleiben dabei zunächst im Nebulösen, wobei sie mit denen seiner Figuren interferieren. Daher ist der Autor Walser vom Privatmann Walser nicht klar zu unterscheiden, was eine strikte Trennung von Fiktion und persönlicher Stellungnahme im Fall Walser unmöglich erscheinen lässt. Als Beleg für diesen Umstand mag exemplarisch folgender Interviewauszug dienen. Dort bekennt sich der Schriftsteller dazu, seinen persönlichen Ansichten ausschließlich mittels seiner Figuren Ausdruck zu verleihen, als er auf die Frage, ob es jemals eine Autobiographie von ihm geben werde, antwortet:

*„Wohl kaum. In ‚Meßmers Gedanken‘ heißt es schon, daß ich angewiesen bin auf eine Entblößungs-Verbergungssprache. Das sind die Puppen in meiner Hand. Ohne Puppen rede ich nicht. Ich kann nicht von mir reden, sondern nur meine Puppen miteinander reden lassen, da bin ich dann drin.“<sup>21</sup>*

Angesichts dieser Aussage erscheint es notwendig, im Laufe der Darstellung auf verschiedene Theorien der Autorschaft einzugehen und zu prüfen, ob diese geeignet sind, Anwendung auf das Werk Walsers zu finden, um dessen Texten, frei vom reinen Biographismus, gerecht werden zu können.

---

<sup>19</sup> Die Sprache der Erinnerung, Interview mit Peter Voß in der Reihe „Bühler Begegnungen“, ausgestrahlt am 07.01.1999 in 3sat. Eigene Transkription.

<sup>20</sup> Martin Walser, *Meßmers Reisen*, Frankfurt am Main 2003, S.18.

<sup>21</sup> „Ich weiß aus Erfahrung, daß ein Schriftsteller nirgends dazugehören kann“, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), *Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser*, Frankfurt am Main 1998, S.72-78, hier: S.78. Erstveröffentlichung: Focus 48, 27.11.1995.



## I.II Gang der Untersuchung

Die Ausgangsfragen dieser Abhandlung sind folgende: Wie behandelt der Schriftsteller in seinem Werk den Holocaust? Welche Verfahrensweisen stehen ihm dabei zur Verfügung, um seine Ansichten über die deutsche Vergangenheit darzulegen? Lässt sich der Autor klar von seinen Figuren unterscheiden? Sind Unterschiede in Bezug auf literarische und außerliterarische Gattungen festzustellen? Es geht dabei um die Beantwortung der Frage, ob der Autor mit den ihm zur Verfügung stehenden Techniken spielt, um seine persönlichen Ansichten hinter seinen Figuren zu verbergen. An diesem Punkt ist auch der Umstand zu berücksichtigen, wo und in welchem Medium sich der Schriftsteller vom Bodensee äußert, also ob es sich zum Beispiel um eine Stellungnahme in einem Interview handelt, oder ob er mittels einer Figurenrede in einem Roman oder einer Novelle seinen Standpunkt bezüglich aktueller Diskurse vertritt. Die Werke von Martin Walser werden oft nach moralischen Maßstäben beurteilt. Die ästhetische Komponente tritt dabei zunehmend in den Hintergrund, was ebenfalls dazu führt, dass der Autor häufig im Mittelpunkt von Skandalen und Kontroversen steht. Dieser Umstand zeigte sich vor allem bei der Debatte um die Erzählkonstruktion seines Romans *Ein springender Brunnen*. Man warf dem Autor vor, in diesem Buch über seine Kindheit in Wasserburg komme Auschwitz nicht vor. Es ging also um die Frage, ob in einem Buch, dessen Handlung in der Zeit des Nationalsozialismus spielt, die Verbrechen, die in deutschem Namen verübt worden waren, erwähnt werden müssen oder nicht. Der Diskurs über die literarische Beschreibung und Verarbeitung der Shoah wurde damit erneut aufgeworfen. Die Erörterung der Frage, welchen Erfordernissen und Erwartungen dieses Genre der sogenannten *Holocaust-Literatur* zu genügen habe, standen im Mittelpunkt der Rezeption dieses Buches nach seiner Besprechung im *Literarischen Quartett*. Diese Auseinandersetzung spielt in der Arbeit ebenfalls eine Rolle, da sie nicht nur ein Beispiel für Walsers literarische Verarbeitung des Themas Auschwitz ist, sondern auch dafür, dass der Autor auf Kontroversen um sein Œuvre immer wieder literarisch antwortet.

*„Mir ist die liebste Erfahrung, daß ich, ich übertreibe jetzt ein bißchen, keine Erfahrung ohne Antwort gelassen habe. Daß mich das zum Schriftsteller gemacht hat, daß ich nichts unbeantwortet ertrage, daß ich erst leben kann mit der Wirklichkeit, mit ihrem ganzen Hiebenstichen, Streicheleien, und Zärtlichkeiten und Brutalitäten, daß ich nur [...] da hab ich erfahren, daß ich das nur ertrage, wenn ich es beantworte und daß dadurch das Schreiben zu einer Lebensart geworden ist, das Leben ist nur erträglich, wenn man schreibend darauf antwortet.“<sup>22</sup>*

---

<sup>22</sup> Diese Stellungnahme Walsers wurde folgender Sendung entnommen: „Ich ertrage nichts unbeantwortet - Versuch über Martin Walser“. Eine Radiosendung von Heinz Ludwig Arnold, ausgestrahlt in der Sendung Radio Art am 13.04.2004 zwischen 21:03 Uhr bis 22:05 Uhr auf SWR 2. Eigene Transkription. Der teilweise grammatikalisch unrichtige Satzbau entspricht Walsers Äußerungen in dieser Sendung.

Der Schreibimpetus des Schriftstellers ist demnach in der literarischen Beantwortung auf eigene Erfahrungen und Verletzungen im Rahmen der Poetik zu finden.<sup>23</sup> In seinem Aphorismusband *Meßmers Reisen* poetisiert der Schriftsteller vom Bodensee seinen Schreibantrieb: „*Unsere Empfindungsfähigkeit ist spezialisiert auf Schmerz. Etwas anderes läßt sich gar nicht empfinden.*“<sup>24</sup>

Die vorliegende Arbeit versucht, das Verhältnis Martin Walsers zur Shoah unter Berücksichtigung möglichst vieler verschiedenartiger Perspektiven zu beleuchten, jedoch ohne den Vorsatz, dem Schriftsteller die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppierungen nachzuweisen. Dabei sollen die dem Autor im Verlauf seiner Schaffensperiode gemachten Vorhaltungen möglichst objektiv analysiert und aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet werden.

Eine Schwierigkeit dieser Untersuchung besteht dabei in der Wiederholung gewisser Versatzstücke und Themenkomplexe sowie Positionen des Schriftstellers in verschiedenen literarischen Gattungen. Dieser Umstand macht es auch besonders schwierig, eine Gliederung zu erstellen, welche die verschiedenen Gesichtspunkte des zu untersuchenden Gegenstands klar voneinander abzugrenzen in der Lage ist. Anhand von Interviews, Essays, Reden und Romanen des Schriftstellers soll untersucht werden, welche Rolle das Thema „Auschwitz“ in Walsers Werk spielt und welche Positionen der Literat diesbezüglich vertritt. An dieser Stelle muss darauf verwiesen werden, dass im Verlauf seiner Schaffensgeschichte die folgenden Topoi immer wiederkehren: Deutschland nach Auschwitz, Auschwitz und Gewissen, sowie die Thematisierung des Holocausts in den Medien. Die Einteilung des Untersuchungsgegenstands nach historischen, psychologischen beziehungsweise literaturtheoretischen und medienkritischen Gesichtspunkten soll dabei lediglich als Orientierungshilfe dienen. Das zweite Kapitel ist dabei in einer Art Vogelperspektive auf gesamtgesellschaftliche Vorgänge ausgerichtet, während Kapitel drei nicht nur die mit Auschwitz verbundenen intrapsychischen und die entsprechenden zwischenmenschlichen

---

<sup>23</sup> Heinz Ludwig Arnold sieht das Schreiben als lebensnotwendiges Elixier für Walser: „*Das Leben ist nur erträglich, wenn man schreibend darauf antwortet. Schreiben ist für den Schriftsteller Walser also ein ständiger Prozeß der Selbstbehauptung gegen den Ansturm der Wirklichkeit; Schreiben als Notwehr, als Überlebenshilfe [...] Denn täglich hat man ja mit der Wirklichkeit zu tun und täglich wollen die Wirklichkeitserfahrungen so klein sie auch sind, beantwortet werden. Die veröffentlichten Bücher enthüllen nur einen Teil dieser schreibenden Existenz. Sie liefern den konzentrierten Selbstkommentar zum gelebten Leben, viele Aspekte der Autorschaft bleiben geheim, andere drängen nach außen und hinterlassen Spuren auf der Bühne der öffentlichen Wirkung, die man verfolgen kann.*“, so der Literaturwissenschaftler in einem Radiofeature über den Schriftsteller. Diese Stellungnahme Arnolds wurde folgender Sendung entnommen: „Ich ertrage nichts unbeantwortet - Versuch über Martin Walser“. Eine Radiosendung von Heinz Ludwig Arnold, ausgestrahlt in der Sendung Radio Art am 13.04.2004 zwischen 21:03 Uhr bis 22:05 Uhr auf SWR 2. Eigene Transkription.

<sup>24</sup> Martin Walser, *Meßmers Reisen*, Frankfurt am Main 2003, S.166.

Vorgänge näher beleuchten, sondern auch das Verhältnis von kollektiver und individueller Erinnerung erläutern soll. Hieraus darf jedoch nicht geschlossen werden, dass die Erinnerungsproblematik keine historische Dimension besitze.

Die Gliederung der Arbeit orientiert sich also an den Themen, die bei Martin Walser im Zusammenhang mit dem Thema Auschwitz häufig eine Rolle spielen. Die folgende Kapiteleinteilung ist jedoch angesichts unvermeidlicher Überschneidungen der verschiedenen Themenkomplexe nur als heuristisch zu verstehen:

- I. Historische Aspekte: Deutschland nach Auschwitz
- II. Psychologische Aspekte: Gewissensfragen im Umgang mit der Shoah
- III. Literaturtheoretische und medienkritische Aspekte: Die Inszenierung des Holocaust
- IV. Schluss: Einordnung der Arbeit in den Zusammenhang der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsdebatte
- V. Familienromane als Mittel der literarischen Verarbeitung der deutschen Geschichte durch nachfolgende Generationen

Unter der Kapitelüberschrift Historische Aspekte soll sowohl das Verhältnis des Schriftstellers zur deutschen Geschichte beleuchtet, als auch dessen Auffassung von den verschiedenen Zeitstufen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft untersucht werden. Bei den psychologischen Aspekten geht es zunächst um die Frage, was Martin Walser unter dem Begriff Gewissen versteht, woraufhin der kulturelle Hintergrund der sich um Walser rankenden Debatten eine ausführliche Darstellung erfährt und schließlich verschiedene Gesichtspunkte der Begriffe Gedächtnis und Gedenken besprochen werden. Der vierte Gliederungsabschnitt behandelt anfangs die Frage, ob es sich bei dem vieldiskutierten Roman *Tod eines Kritikers* de facto um einen Schlüsselroman handelt, da andernfalls viele der gegen dieses Werk erhobenen Einwendungen als haltlos zu betrachten wären. Weiterhin wird an dieser Stelle auf einige literaturtheoretische Aspekte wie jene der Autorschaft und der Deutungshoheit näher eingegangen, um endlich den Antisemitismusvorwurf, dem sich Walser seines Romans wegen ausgesetzt sah, zu diskutieren.

Zum Abschluss der Arbeit sollen im fünften Kapitel die Ergebnisse in einen kulturwissenschaftlichen Diskurs bezüglich des Gedenkens in Deutschland miteingebunden werden, worauf anhand ausgewählter zeitgenössischer deutscher Romane unter Einbeziehung der in der Dissertation aufgeworfenen Fragen analysiert wird, welche Behandlung der Shoah in der Literatur zuteil wird. Dabei wird auf das Bombenkriegsepos *Der Brand* von Jörg

Friedrich, die Romane *Im Krebsgang* von Günter Grass, *Unscharfe Bilder* von Ulla Hahn, *Meines Vaters Land* von Wiebke Bruhns sowie *Am Beispiel meines Bruders* von Uwe Timm eingegangen. Das durch diese Werke vermittelte historische Bild wird dabei auch kritisch hinterfragt.

Im Juni 2005 veröffentlichte der Stuttgarter Metzler Verlag die Dissertation *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz* von Matthias N. Lorenz. Darin kam der Kulturwissenschaftler unter anderem im Kapitel 3.4 seiner Doktorarbeit zu dem Ergebnis, dass *Tod eines Kritikers* ein Roman sei, der nicht nur mit „Judenklischees“ spiele oder „Antisemitismus“ thematisiere, sondern tatsächlich manifest „antisemitische Stereotype“ reproduziere.<sup>25</sup> Der Germanist und Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste Dieter Borchmeyer beurteilte in einer Rezension der Dissertation, die am 23.08.2005 in der Süddeutschen Zeitung unter der Überschrift *Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser* erschien, die von Matthias Lorenz vertretene Kernthese folgendermaßen:

„Seine Seite für Seite wiederholte Hauptthese ist, dass Walser die Täter-Opfer-Relation zwischen Deutschen und Juden nivelliere, wenn nicht umkehre [...] Bei Walser diene diese Tendenz der Absicht, die Deutschen von ihrer negativen Stigmatisierung zu befreien. Walser ‚neide‘ den Juden ‚ihren Status als Opfer und die damit verbundene Überlegenheit‘. Die Schuld des deutschen Kollektivs werde auf das jüdische Gegenüber projiziert um durch die ‚Beschmutzung‘ von dessen ‚Reinheit‘ der Täter-Opfer-Symbiose zu entgehen.“<sup>26</sup>

Abschließend fällt Borchmeyer ein überwiegend vernichtendes Urteil über *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser*:

„Diese Dissertation stellt der universitären Institution, die für sie die Verantwortung übernommen hat, kein gutes Zeugnis aus. Das in Aufbau und Umfang monströse, im Gehalt denunziatorische Buch argumentiert in weiten Teilen auf wissenschaftlich indiskutable Weise. Als abschreckendes Beispiel der ideologischen und moralischen Hinrichtung eines bedeutenden Schriftstellers diene es zur Warnung vor einer vermeintlichen Wissenschaft, die Literatur nicht erhellt und erhält, sondern vernichtet.“<sup>27</sup>

Da diese Arbeit sich in manchen Punkten mit jener des Kollegen Lorenz überschneidet, sollen im dritten Kapitel manche seiner Ergebnisse genauer untersucht und kritisch hinterfragt werden. Zudem wird auch die Argumentation Borchmeyers einer näheren Betrachtung unterzogen werden.

<sup>25</sup> Matthias N. Lorenz, *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz*, Stuttgart 2005, S.484.

<sup>26</sup> Dieter Borchmeyer, *Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser*, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

<sup>27</sup> Dieter Borchmeyer, *Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser*, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

## II. Historische Aspekte: Deutschland nach Auschwitz

### II.IV Verhältnis Walsers zur deutschen Geschichte

Ein Themenkomplex, der im Werk Martin Walsers oftmals im Zusammenhang mit Auschwitz in Erscheinung tritt, ist die Stellung Deutschlands in der Geschichte. In *Über den Leser – Soviel man in einem Festzelt darüber sagen soll*, einer Rede, die er in Bergen-Enkheim am 30. August 1977 gehalten hatte, sagte er folgendes über die deutsche Teilung:

*„Daß es diese zwei Länder gibt, ist das Produkt einer Katastrophe, deren Ursachen man kennen kann. Ich halte es für unerträglich, die deutsche Geschichte – so schlimm sie zuletzt verlief – in einem Katastrophenprodukt enden zu lassen.[...] Mein Leser, wenn es ihn gibt, hält es für unerträglich, daß Deutschland in DDR und BRD auslaufen soll. BRD und DDR können aber über ihr jetziges Un-Verhältnis nur hinauswachsen, wenn unser historisches Bewußtsein ein Bedürfnis nach Überwindung des Un-Verhältnisses zeitigt. Wenn es den Machern des Aktuellen gelingt, in uns das Bedürfnis nach Deutschland zum Erlöschen zu bringen, oder wenn es ihnen gelänge, dieses Bedürfnis auf ein Deutschland wie gehabt zu dressieren, dann werden BRD und DDR tatsächlich unsere Geschichte beschließen. Aber ich glaube, es existiere ein historisches Bedürfnis, das Katastrophenprodukt zu überwinden. Und ich glaube, dieses Bedürfnis kann tradiert werden. Ich könnte nicht einen einzigen praktischen Schritt nennen zur Überwindung des tragikomischen Un-Verhältnisses zwischen den beiden Deutschländern.“*<sup>28</sup>

Weiter fährt er fort:

*„Und ich war noch nie in meinem Leben in Leipzig. Aus meinem historischen Bewußtsein ist Deutschland nicht zu tilgen. Sie können neue Landkarten drucken, aber sie können mein Bewußtsein nicht neu herstellen. Dazu war ich zu lange Leser. Ich weiß, was gelaufen ist, bis es zu so etwas wie Deutschland kam. Ich weigere mich, an der Liquidierung von Geschichte teilzunehmen. In mir hat ein anderes Deutschland immer noch eine Chance.“*<sup>29</sup>

Nach neun Jahren, 1986, äußert er sich zur Problematik der deutschen Teilung in einem Interview. Er hält dort *„[...] die deutsche Teilung [für, Anmerkung des Verfassers] das Ergebnis einer Strafaktion, einer historischen Strafaktion gegen einen Sünder.“*<sup>30</sup>

<sup>28</sup> Martin Walser, *Über den Leser – Soviel man in einem Festzelt darüber sagen soll*, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.564-571, hier: S.569f.

<sup>29</sup> Martin Walser, *Über den Leser – Soviel man in einem Festzelt darüber sagen soll*, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.564-571, hier: S.570f.

<sup>30</sup> Das Sonntagsgespräch zwischen Martin Walser und Wolfgang Herles vom 13.09.1986, in: Martin Walser, *Auskunft - 22 Gespräche aus 28 Jahren*, herausgegeben von Jürgen Siblewski, Frankfurt am Main 1991, S.182-191, hier: S.186. Das Motiv der Strafaktion, die sich Deutschland in den Augen der Welt ausgesetzt sah, wiederholt Martin Walser abermals in seinem Gespräch mit Ignatz Bubis vom 14.12.1998 im Verlaufe der Walser-Bubis-Debatte. Dort äußerte sich der Schriftsteller folgendermaßen: *„Mir kommt es vor, als sei das, was ich als befreiende Wirkung bezeichne, als sei das dadurch entstanden, daß man die Bundesrepublik, die alte und jetzt die neue dazu, daß man sie behandelt hat wie einen Straftäter auf Bewährung, der andauernd seine Resozialisierung unter Beweis stellen muß, weil man ihm sonst nicht glaubt.“*, Ignatz Bubis, Salomon Korn, Frank Schirrmacher, Martin Walser - Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Ein Gespräch, in: FAZ, 14.12.1998, ohne Paginierung. Das Gespräch wurde wieder abgedruckt, in: Die Walser- Bubis- Debatte -

1988 ließ er sich zum selben Thema folgendermaßen vernehmen, indem er das oben erwähnte Redezitat aus den siebziger Jahren wiederum aufgriff: „*Wir dürften, sage ich vor Kühnheit zitternd, die BRD sowenig anerkennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde namens Deutschland offenhalten.*“<sup>31</sup>

Walser greift diesen Gedanken und diese Motivik zehn Jahre später in einem Interview mit der französischen Zeitung *La Liberation*<sup>32</sup> vom 15.12.1998 erneut auf.<sup>33</sup> Dort verwendet er das Bild von einem Verurteilten, der lediglich auf Bewährung frei kommt, um seine Sicht der Lage Deutschlands metaphorisch zu umschreiben. Im Unterschied zu dem Gespräch von 1987, wo Walser die deutsche Teilung als Strafaction titulierte, wählt der Schriftsteller 1998 das Sinnbild des Verurteilten aus, um den externen Druck, dem Deutschland seiner Ansicht nach ausgesetzt sei, und die Erwartungshaltung, welcher die Bundesrepublik genügen solle, zu charakterisieren. Die Strafaction und die Bewährung des Verurteilten sind juristische Termini, die eine Handlung nahe legen, die zwar geahndet worden ist, doch niemals ohne Makel bleiben wird. Die Epoche des Nationalsozialismus wird immer als Schandfleck in der deutschen Geschichte empfunden werden. Dieser Umstand führt nach Auffassung des Schriftstellers dazu, dass die Deutschen und ihre Handlungen immer kritisch hinterfragt werden und deshalb jeder, der die Normalität des „*Volkes der Dichter und Denker*“ einklagen will, sich besonderer Beobachtung ausgesetzt sieht. Aus diesem Grund beharrt Walser in beiden Interviews auf der Möglichkeit einer Resozialisierung Deutschlands.

---

Eine Dokumentation, herausgegeben von Frank Schirrmacher, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, die zitierte Stelle befindet sich dort auf Seite 451.

<sup>31</sup> Martin Walser, *Über Deutschland reden*, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.896-915, hier: S.906.

<sup>32</sup> „*Un pays, comme un délinquant, doit avoir une chance de se resocialiser! L'Allemagne est comme un condamné en sursis. Il suffit que je dise que nous sommes un peuple normal pour m'attirer les soupçons! Un jour ou l'autre, cette peine doit être levée.*“ „*Ein Land, muß wie ein Verbrecher, eine Chance zur Resozialisierung bekommen! Deutschlands Lage ist vergleichbar mit der eines Verurteilten auf Bewährung. Es reicht, zu sagen, wir sind ein normales Volk, um mich verdächtig erscheinen zu lassen! Irgendwann muß uns diese Strafe doch einmal erlassen werden!*“, Lorraine Millot, *Le passe Nazi, du déjà trop vu en Allemagne - L'affirmation de l'écrivain Martin Walser fait scandale outre - Rhin* in: *La Liberation* 15.12.1998, S.34-35, hier: S.35. Übersetzung des Verfassers aus dem Französischen. Alle folgenden fremdsprachigen Texte in dieser Arbeit wurden vom Autor übersetzt.

<sup>33</sup> In seinem Essay „*Über Deutschland reden – Ein Bericht*“ von 1988 bezeichnet der Dichter die deutsche Teilung ebenfalls als Strafaction: „*Teilung ist Eingriff, Machtausübung, Strafaction. Daß ich Jalta, Teheran und die Folgen Strafaction nenne, ruft Stirnrunzeln hervor. Ich beeile mich zu sagen, daß wir die verdient hatten. Aber doch nicht für immer. Strafe dient nicht der Sühne, sondern doch wohl der Resozialisierung. Fühlen wir uns nicht resozialisiert?*“, Martin Walser, *Über Deutschland reden – Ein Bericht*, in: Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.406-427, hier: S.412.

*„Nach der Strafe soll aber wie im bürgerlichen Leben eine Resozialisierung möglich sein. Strafe soll nicht nur Sühnecharakter haben. Für mich ist die Resozialisierung Deutschlands in der Völkerfamilie auch ohne Teilung möglich.“<sup>34</sup>*

1989 sah der Schriftsteller die deutsche Teilung als Folge der nationalsozialistischen Unrechtsdiktatur. Für ihn war die Spaltung Deutschlands ein Ergebnis des Kalten Krieges.

*„Das sogenannte ‚Dritte Reich‘ war ein Unrechtsgebilde, ein Verbrechen also, trotzdem ist nicht alles, was die als Befreier wirkenden Sieger mit der Konkursmasse Deutschland anfangen, von bleibendem Wert. Was allein hat der Kalte Krieg diesem Kriegsergebnis hinzugefügt! Die deutsch-deutsche Grenze ist ja ebenso ein Produkt des Kalten Krieges wie des Zweiten Weltkriegs. Darüber schummeln sie sich immer weg, im Ausland und im Inland.“<sup>35</sup>*

In der Friedenspreisrede, die er neun Jahre später, im Jahre 1998, hielt, verknüpfte er das Phänomen Auschwitz mit der deutschen Teilung:

*„Jemand findet die Art, wie wir die Folgen der deutschen Teilung überwinden wollen, nicht gut und sagt, so ermöglichten wir ein neues Auschwitz. Schon die Teilung selbst, solange sie dauerte, wurde von maßgeblichen Intellektuellen gerechtfertigt mit dem Hinweis auf Auschwitz.“<sup>36</sup>*

An einer anderen Stelle sagt der Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels:

*„Und mir drängt sich, wenn ich mich so moralisch-politisch gerügt sehe, eine Erinnerung auf. Im Jahr 1977 habe ich nicht weit von hier in Bergen-Enkheim, eine Rede halten müssen und habe die Gelegenheit dazu benutzt, folgendes Geständnis zu machen: ‚Ich halte es für unerträglich, die deutsche Geschichte - so schlimm sie zuletzt verlief - in einem Katastrophenprodukt enden zu lassen.‘ Und: ‚Wir dürften, sage ich vor Kühnheit zitternd, die BRD so wenig anerkennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde namens Deutschland offenhalten.‘ Das fällt mir ein, weil ich jetzt wieder vor Kühnheit zittere, wenn ich sage: Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralknüppel oder auch nur Pflichtübung. Was durch Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität Lippengebet. Aber in welchen Verdacht gerät man, wenn man sagt, die Deutschen seien jetzt ein normales Volk, eine gewöhnliche Gesellschaft?“<sup>37</sup>*

Alle diese Beispiele zeigen, dass das Thema Deutschland Martin Walser jahrzehntelang beschäftigte. Auffällig jedoch ist das ständige Wiederaufgreifen bestimmter Schwerpunkte.

<sup>34</sup> Martin Walser, Ich hab` so ein Stuttgart-Leipzig-Gefühl, in: Stern 12, 1987, zitiert nach: Martin Walser, Auskunft - 22 Gespräche aus 28 Jahren, herausgegeben von Jürgen Siblewski, Frankfurt am Main 1991, S.249-256, hier: S.253.

<sup>35</sup> Martin Walser, Deutsche Sorgen I, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.430-S.438, hier: S.434.

<sup>36</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.18. Martin Walser spielt hier wohl auf seinen Schriftstellerkollegen Günter Grass an, der am 13. Februar 1990 an der Universität Frankfurt eine Vorlesung mit dem Titel „Schreiben nach Auschwitz“ hielt. Darin bekannte er, dass Auschwitz für ihn das prägendste Ereignis seines Lebens darstelle. Er betonte in dieser Vorlesung, dass Auschwitz für die Geschichte einen so tiefen Einschnitt bedeute, dass diese künftig „vor Auschwitz“ und „nach Auschwitz“ datiert werden müsse: „[D]as Ungeheure, auf den Namen Auschwitz gebracht, ist, weil eben nicht vergleichbar, weil durch nichts historisch zu unterfüttern, weil keinem Schuldgeständnis zugänglich, unfassbar geblieben und dergestalt zur Zäsur geworden, daß es naheliegt, die Menschheitsgeschichte und unseren Begriff von menschlicher Existenz mit Ereignissen zu datieren, die vor und nach Auschwitz geschehen sind.“, Günter Grass, Schreiben nach Auschwitz, Frankfurt am Main 1990, S.9f.

<sup>37</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.19f.

Die oben aufgeführten Stellungnahmen und Standpunkte zur deutschen Teilung werden von ihm in verschiedenen Medien immer wieder dargelegt. Die Ansicht, die Spaltung Deutschlands sei eine Straffaktion für die Verbrechen der Nationalsozialisten, taucht immer wieder in seinen Beiträgen auf, egal ob es sich dabei um außerliterarische Texte wie öffentliche Reden, Zeitungsbeiträge und Interviews handelt, oder um literarische Texte, seien es Romane, Dramen, Essays oder Novellen.

Die Wiederaufnahme und Interferenz von Motiven zwischen literarischen und außerliterarischen Texten zeigt sich wiederum bei einem Vergleich zwischen einem Drama und einer öffentlichen Rede des Schriftstellers. In seinem Theaterstück *Kaschmir in Parching* von 1995 verwendet er viele Motive, die drei Jahre später in der Friedenspreisrede erneut auftauchen. Im Drama lässt Walser eine Figur namens Fritz sagen:

*„Ich, auf jeden Fall,[...] verzichte [...] auf meine Identität.[...] Ich nenne mich Fritz Vritz, das zweite mit Viktor. Das soll dich überhaupt nicht beeinflussen. Mir ist nach Inkognito.“<sup>38</sup>*

Diese Aussage korrespondiert mit dem schon in der Einleitung erwähnten Wunsch Walsers, das Auditorium, das seiner Friedenspreisrede lauscht, möge nach der Rede weniger von ihm wissen als zuvor.

Auch der Vergleich folgender Textpassagen zeigt Walsers Hang, bestimmte Themenkreise in verschiedenen literarischen Gattungen wiederaufzugreifen:

*„Kelter: Einspruch! Daß er andauernd auf der NS-Zeit herumhackt, dieses Buch, das er mit den Schülern zusammenschustern will, ‚NS-Alltag in Parching‘, und jetzt soll auch noch eine Ausstellung alles so öffentlich machen, wie’s nur geht, das ist gut gemeint, aber es regt die Leute auch auf, verbittert sie. Die Fotos, was sie damals in den Schaufenstern hatten, diese Nazisprüche, die ganze Hakenkreuzvegetation, glauben Sie, das sieht man gern?!“<sup>39</sup>*

Der Tenor dieser Auffassung Kelters im Drama findet sich in der Rede des Schriftstellers Martin Walser drei Jahre später wieder, als er von der „*Vorhaltung unserer Schande*“ spricht:

*„Wenn ich merke, daß sich in mir etwas dagegen wehrt, versuche ich, die Vorhaltung unserer Schande auf Motive hin abzuhören und bin fast froh, wenn ich glaube, entdecken zu können, daß öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessendürfen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken. Immer guten Zwecken, ehrenwerten. Aber doch Instrumentalisierung.“<sup>40</sup>*

<sup>38</sup> *Kaschmir in Parching* – Deutsche Chronik 3 - Szenen aus der Gegenwart, in: Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.487-564, hier: S.529.

<sup>39</sup> *Kaschmir in Parching* – Deutsche Chronik 3 - Szenen aus der Gegenwart, in: Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.487-564, hier: S.523.

<sup>40</sup> Martin Walser, *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998*. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.18. Die lettische Außenministerin Kalniete hat in einer Rede auf der Leipziger Buchmesse 2004 den Völkermord von Auschwitz auch einer Instrumentalisierung unterzogen, als sie das, was nach dem Ende des 2. Weltkriegs jenseits des eisernen Vorhangs geschah, als „*Fortsetzung des Genozids an den Völkern Osteuropas*“ bezeichnete. Dieses Beispiel zeigt, wie oft der Genozid an den Juden missbräuchlich verwendet und als politisches Druckmittel in Anspruch genommen wird. Die Aussage der Ministerin verdeutlicht die Schwierigkeiten bei der Aufarbeitung



Auch die dortige Kritik der falschen Inanspruchnahme von Auschwitz als „Moralkeule“ durch bestimmte Gesellschaftsschichten und Gruppierungen, findet sich bereits drei Jahre zuvor im Drama, wo seine Figur Kelter sich von einem von außen auferlegten Schuldgefühl bedrängt sieht:

*Kelter: „Dieses unmäßige Interesse für die bösen zwölf Jahre ... das ist nicht Bewältigung der Vergangenheit, das ist Vergewaltigung der Gegenwart. Freiheitsberaubung ist das! Schuldgefühl auf ihr Kommando! Sie befahlen mir, wie schuldig ich mich fühlen soll! Andauernd soll ich mich zu Nazigreueln verhalten!“<sup>41</sup>*

In einem anderen Interviewbeitrag wird abermals deutlich, dass der Autor Martin Walser nicht vom Privatmann Martin Walser zu trennen ist, denn er beantwortet die Frage nach seiner Haltung zur deutschen Teilung mittels eines Zitates seiner Figuren:

*„Ja, da muß ich mich meinem Wolf Zieger von ‚Dorle und Wolf‘ anschließen. Der sagt, er weiß das nicht, er will's bedauern dürfen, daß er das nicht mehr hat. Ich glaube, mit diesem Verlust müssen wir leben und sterben, damit müssen wir uns abfinden. Aber wir sollten traurig sein dürfen darüber.“<sup>42</sup>*

Die Tradierung von bestimmten Motiven zeigt sich auch an anderer Stelle:

*„Den Ersten Weltkrieg hatte das deutsche Volk verloren. Aber das deutsche Volk war an diesem Krieg kein bißchen schuldiger als das englische, russische, französische, italienische, österreichische. Die bürgerlich-feudalen Cliques der beteiligten Länder dürften noch am ehesten als Verursacher dieser ausschlaggebenden Katastrophe namhaft zu machen sein. Zu erleiden hatte die Folgen fast ausschließlich das deutsche Volk. Nicht die Gesellschaft. Kein Kollektiv. Das Volk als deutsches Volk wurde gedemütigt und ausgeplündert. Von den bürgerlich-feudalen Cliques der Siegermächte.“<sup>43</sup>*

Für Walser ist der Erste Weltkrieg die Ursache für den Zweiten. Seiner Meinung nach haben die Siegermächte genauso viel Anteil am Ausbruch des Ersten Weltkrieges wie das Deutsche Reich. Dieser 1979 formulierte Gedanke findet sich 23 Jahre später in seiner Rede zum 8. Mai 2002 wieder, wo er folgendes ausführt:

*„[...]Johnne Versailles kein Hitler. Daß Frankreich, das durch die deutschen Truppen verwüstete Frankreich, den Versailler Vertrag durchsetzte, muß man verstehen. Daß der Vertrag eine wirtschaftliche Katastrophe produzieren mußte, darf man auch verstehen. Ich zitiere einen, der dieses Geschehen als interessierter Beobachter von Amerika aus miterlebte. Der Ölmagnat Paul Getty schreibt in seinen Memoiren über den Versailler Vertrag: ‚Dieser Vertrag war rachsüchtig, er legte Deutschland unbezahlbare Reparationen auf ... der dümmste Student der Wirtschaftswissenschaften sah sogleich, daß eine nur notdürftig funktionierende deutsche Wirtschaft auf diese Weise total zerrüttet werden mußte ... die als Strafe gedachten Artikel dieses Vertrags mußten in Deutschland eine heftige nationalistische*

---

der Vergangenheit in den Ostblockstaaten.

<sup>41</sup> Kaschmir in Parching – Deutsche Chronik 3 - Szenen aus der Gegenwart, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.487-564, hier: S.545.

<sup>42</sup> Ich hab' so ein Stuttgart-Leipzig-Gefühl. Stern-Gespräch mit Martin Walser, in: Martin Walser, Auskunft – 22 Gespräche aus 28 Jahren, herausgegeben von Klaus Siblewski, Frankfurt am Main 1991, S.249-256, hier: S.253.

<sup>43</sup> Martin Walser, Händedruck mit Gespenstern, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.617-630, hier: S.626.

*Reaktion in Gang setzen. ...Ein vernünftigerer und gerechterer Friede an Stelle des Vertrages von Versailles hätte zwischen 1919 und 1932 in Deutschland ein demokratisches System befestigt. Versailles ist nicht die einzige Ursache für 1933, Versailles entschuldigt nichts, aber erklärt einiges.“<sup>44</sup>*

Hans Mommsen wirft Walser in einer Kommentierung der Rede des Schriftstellers eine „Vergröberung und Verfälschung eines komplexen historischen Sachverhalts“ vor, und weist nach, dass die Argumentationsweise des Autors aus dem Reservoir der deutschnationalen Partei um Alfred Hugenberg entstamme. „Es überrascht, dass Walser, der sonst eher sublimierten Sehweisen zuneigt, eine derartige Vergröberung und Verfälschung eines komplexen historischen Sachverhalts vornimmt. [...]“<sup>45</sup>

An anderer Stelle bemerkt er:

*„Indem Walser, ganz ohne Kenntnis der neueren historischen Forschung, die wirtschaftliche Stagnation und Krisenlage der Republik auf den Versailler Vertrag zurückführt, begeht er dieselbe Geschichtsklitterung, wie sie in Weimar die politische Rechte unter Alfred Hugenberg betrieben hat“<sup>46</sup>*

Der Historiker betont in diesem Artikel die Bereitschaft der alliierten Sieger, die harten Bedingungen des Vertrages abzumildern, so dass es keineswegs eine gerade Linie gebe, die von der Niederlage im Ersten Weltkrieg und dem daraus resultierenden Vertragswerk unmittelbar zur Etablierung der nationalsozialistischen Diktatur führe. Damit hielte die Argumentation des Schriftstellers seiner Meinung nach einer wissenschaftlichen Bestandsaufnahme nicht stand. Hierbei hat Mommsen wohl Walsers relativierende Einlassung übersehen, wonach der Vertrag von Versailles nicht die einzige Ursache für Hitlers Aufstieg darstelle, nichts entschuldige, sondern lediglich einiges erkläre. Weiter lässt sich der Geschichtswissenschaftler vernehmen:

*„Walsers Neigung zu eigenwilligen historischen Urteilen tritt deutlich an jener Stelle seiner Berliner Rede ‚Über ein Geschichtsgefühl‘ hervor, wo er den Friedensvertrag von Versailles als ‚eine der Ursachen für Hitlers Erfolg‘ und als wesentliches Scharnier in der Kette der deutschen Geschichte herausstellt. Nicht die militärische Niederlage des Wilhelminischen Deutschland und das Versagen der deutschen Diplomatie, sondern das alliierte Vertragswerk wird von ihm in den Vordergrund gestellt. [...] Dabei bestand unter den führenden europäischen Staatsmännern spätestens seit der Verabschiedung des Dawes-Planes von 1924 Einigkeit darüber, dass die Belastungen durch die Reparationen mit der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Deutschlands in Einklang gebracht werden müssten.“<sup>47</sup>*

<sup>44</sup> Martin Walser, Über ein Geschichtsgefühl - Vom 8. Mai 1945 zum 9. November 1989: Die Läuterungsstrecke unserer Nation führt nach Europa“, in: FAZ, 10.05.2002, ohne Paginierung, wiederabgedruckt in: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts - Aufsätze, Reinbek bei Hamburg 2004, S.253 -262, hier: S.256f.

<sup>45</sup> Hans Mommsen, Über ein Geschichtsgefühl – Der Schriftsteller Martin Walser hat mit dem Bundeskanzler über das Schicksal der Nation diskutiert - Für Walser begann die deutsche Katastrophe mit dem Vertrag von Versailles - Das ist ein altes Argument. Damit hat seinerzeit die nationale Rechte schon die Weimarer Republik gestürzt, in: Die Zeit, 16.05.2002, ohne Paginierung.

<sup>46</sup> Hans Mommsen, Über ein Geschichtsgefühl – Der Schriftsteller Martin Walser hat mit dem Bundeskanzler über das Schicksal der Nation diskutiert - Für Walser begann die deutsche Katastrophe mit dem Vertrag von Versailles - Das ist ein altes Argument - Damit hat seinerzeit die nationale Rechte schon die Weimarer Republik gestürzt, in: Die Zeit, 16.05.2002, ohne Paginierung.

<sup>47</sup> Hans Mommsen, Über ein Geschichtsgefühl – Der Schriftsteller Martin Walser hat mit dem Bundeskanzler über das Schicksal der Nation diskutiert - Für Walser begann die deutsche Katastrophe mit dem Vertrag von

Ähnliche Vorwürfe gegen Walser erhob zuvor Stuart Taberner in seiner Kommentierung der Laudatio des Autors Martin Walser auf Viktor Klemperer aus dem Jahre 1995.

Dieser ging damals sogar soweit, Walser zu bezichtigen, er würde die sogenannte Dolchstoßlegende perpetuieren. Der Zweite Weltkrieg sei nach Walsers Ansicht eine Folge der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg. Mit diesem Argument vernachlässige der Schriftsteller die Begeisterung der Deutschen für die faschistische Bewegung.

*„In his own version of the **Dolchstoßlegende**, Walser thus concludes: ‘Ohne diese Katastrophe hätte die noch schlimmere zweite nicht stattgefunden’. National Socialism, it is implied, was largely the fault of defeat, humiliation, inflation, unemployment, and foreign powers – the German enthusiasm for fascist solutions is played down. [ ... ] The German – Jewish project embodies the unity of German culture that was demolished by the aftermath of 1918, Nazism, and finally the triumphant Allies.<sup>48</sup>*

Stuart Taberner bezieht sich bei seiner Beurteilung augenscheinlich auf folgende Textpassage in der Laudatio Walsers:

*„Victor Klemperer erwähnt einmal eine Hitlerrede, in der Hitler gesagt habe, ohne 1918 hätte er 1933 nicht geschafft. Klemperer fand das wohl auch. Golo Mann hat den ersten Weltkrieg die ‚Mutterkatastrophe‘ genannt. Ohne diese Katastrophe hätte die noch schlimmere zweite nicht stattgefunden. Hätte das deutsch-jüdische Zusammenleben unter zivilen und zivilisatorisch normal sich weiter entwickelnden Verhältnissen zu nichts als zur schlimmsten Katastrophe führen müssen? Ganz sicher nicht. Ich habe für diese Art Wunschdenken sonst wenig Gelegenheit, aber Klemperers Schriften, in denen acht Jahrzehnte dieses Zusammenlebens festgehalten und nacherzählt werden, zwingen einem dieses nachträgliche Wunschdenken förmlich auf. Und ich überlasse mich ihm nur zu gern [...] Wer alles als einen Weg sieht, der nur in Auschwitz enden konnte, der macht aus dem deutsch-jüdischen Verhältnis eine Schicksalskatastrophe unter gar allen Umständen. Das kommt mir absurd vor. Abgesehen davon, daß es dann kein deutsch-jüdisches Gedeihen in Gegenwart und Zukunft gäbe.“<sup>49</sup>*

---

Versailles - Das ist ein altes Argument. Damit hat seinerzeit die nationale Rechte schon die Weimarer Republik gestürzt, in: Die Zeit, 16.05.2002, ohne Paginierung. Martin Walser selbst, weist die Vorwürfe Mommsens in einem Artikel für den Focus vom 13.09.2004 vehement zurück. Er hält dem Historiker vor, seinen Text bewusst falsch interpretiert zu haben: „Die Praxis der Unterstellung bedient sich der Zitatendressur. Unterstellung kann man nur mit Unterstellung beantworten. Ich versuche also, Hans Mommsen zu unterstellen, daß er meinen Redetext zum 8. Mai 2002 mit einem Vorurteil gelesen hat, sonst hätte er mir nicht mit Rückgriff auf die Rede von 1998 bei mir eine ‚Hoffnung‘ entdeckt, ‚jenseits der Epoche des Nationalsozialismus eine heile Welt für die Deutschen bewahren zu können.‘ Eine Hoffnung, die mir fremd ist.“, Martin Walser, Unter Unterstellern, in: Focus, 13.9.2004, hier zitiert nach: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts - Aufsätze, Reinbeck bei Hamburg, S.263-269, hier. S.263.

<sup>48</sup> Stuart Taberner, Wie schön wäre Deutschland, wenn man sich noch als Deutscher fühlen und mit Stolz als Deutscher fühlen könnte – Martin Walser’s Reception of Victor Klemperer’s Tagebücher 1933 – 1945, in: Das Prinzip Genauigkeit and Die Verteidigung der Kindheit, in: DVJs, H. 4, Nummer 73 (1999), S.710-732, hier: S.721.

<sup>49</sup> Martin Walser, Das Prinzip Genauigkeit – Über Victor Klemperer, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 12, Frankfurt am Main 1997, S.780-805, hier: S.794f., im Focus Nr. 48, der am 27.11.1995, dem Tag, an dem Martin Walser seine Rede zu Ehren Victor Klemperers hielt, erschien ein Interview mit dem Schriftsteller, in dem er seine in der Rede vorgebrachte Ansicht, dass Auschwitz für ihn keine unausweichliche Schicksalskatastrophe darstelle, nochmals bekräftigt., Ich kann mich auf keinen Nenner bringen, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunschpotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.55-62, hier: S.61, Erstveröffentlichung: Focus Nr. 48 , 27.11.1995.

Diese Anschauung Walsers widerspricht nicht der wissenschaftlichen Auffassung, nach welcher der Nationalsozialismus seine volle Wirkung nur durch die Rückendeckung der Mehrheit in der deutschen Bevölkerung entfalten konnte.<sup>50</sup> Vielmehr versucht der Autor, Gründe dafür zu finden, weshalb der Faschismus in Deutschland auf so fruchtbaren Boden fiel. Sowohl in der Rede auf Victor Klemperer, als auch in seinem Vortrag *Über ein Geschichtsgefühl* vom 8. Mai 2002 erwähnt der Schriftsteller den Historiker Golo Mann, der den Ersten Weltkrieg als „*Mutterkatastrophe*“ bezeichnet hat. So zieht er 2002 eine direkte Linie von Versailles zu Hitler. Mit dieser Argumentation gibt der Schriftsteller zwar den Alliierten eine Teilschuld am Zweiten Weltkrieg, sagt aber andererseits, dass dieser Umstand nichts entschuldige.

Walsers Aufsatz *Unser Auschwitz* von 1965 scheint bereits einen Vorgriff auf das Thema seiner heftig umstrittenen Paulskirchenrede darzustellen, ein Befund, der eine genauere Untersuchung der verschiedenen Äußerungen rechtfertigt.<sup>51</sup> Matthias N. Lorenz hat die beiden Texte schon im Jahre 2000 einem Vergleich unterzogen. Im folgenden Abschnitt sollen einige seiner Ergebnisse präsentiert werden.<sup>52</sup>

Unter dem Eindruck der von ihm besuchten Auschwitz-Prozesse 1965 befürchtet der Schriftsteller, die Distanz zu den an den Verbrechen direkt Beteiligten könnte aufgrund des in den Medien verwendeten Vokabulars zu groß werden, da man sich mit Henkern und Raubtieren nicht identifizieren könne und wolle. „*Tatsächlich, auf diese Distanz gebracht, läßt sich Auschwitz betrachten.*“<sup>53</sup> Er argumentiert hier gegen die Projektion der gesamtdeutschen Schuld auf Einzelne, die dann als „*Täter im altmodischsten Wortsinn*“<sup>54</sup> bezeichnet werden. In der Frankfurter Rede hingegen beklagt der Autor die „*Dauerpräsentation unserer Schande*“<sup>55</sup>. Während Walser in *Unser Auschwitz* noch die Kollektivschuld der Deutschen anerkennt, scheint er sich in seiner Friedenspreisrede bereits

---

<sup>50</sup> Hermann Graml, Widerstand, in: Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß (Hg): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 1998, S.309, zitiert nach: Matthias N. Lorenz, Eine Analyse der Friedenspreis-Rede Martin Walsers im Kontext einer nationalen Wende des Schriftstellers- Mit einer Presse-Bibliographie zur Walser- Bubis- Debatte (Magisterarbeit im Studienggebiet „Sprache & Kommunikation“, Universität Lüneburg 2000), S.88, Anmerkung 465.

<sup>51</sup> Richard Herzinger, Am Anfang der Wahrheit - Mit dem Frankfurter Auschwitz-Prozess vor 40 Jahren drang der organisierte Judenmord erstmals wirklich in das deutsche Bewusstsein, in: Die Zeit, 51(2003), ohne Paginierung.

<sup>52</sup> Matthias N. Lorenz, Eine Analyse der Friedenspreis-Rede Martin Walsers im Kontext einer nationalen Wende des Schriftstellers- Mit einer Presse-Bibliographie zur Walser- Bubis- Debatte (Magisterarbeit im Studienggebiet „Sprache & Kommunikation“, Universität Lüneburg 2000); die Gedankengänge, auf die hier Bezug genommen wird, befinden sich auf den Seiten 107-111.

<sup>53</sup> Martin Walser, *Unser Auschwitz*, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.158-172, hier: S.159.

<sup>54</sup> Martin Walser, *Unser Auschwitz*, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.158-172, hier: S.164.

<sup>55</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7 -28, hier: S.18.

gegen diese Schuldzuweisung auszusprechen. Daher handelt es sich nach Meinung des Kulturwissenschaftlers Lorenz um „zwei konträre Entwürfe vom Umgang mit Auschwitz“<sup>56</sup> Angesichts der zwischen diesen Äußerungen Walsers liegenden Zeitspanne kann jedoch nicht von einer Meinungsänderung des Schriftstellers gesprochen werden. Vielmehr reagiert der Autor in beiden Fällen auf die jeweils in den Medien vorherrschenden Gegebenheiten, wobei 1998 die meisten sogenannten Täter bereits verstorben waren, also einem Großteil der deutschen Bevölkerung kein direkter Vorwurf mehr zu machen war.

Die marktschreierische und langanhaltende Berichterstattung in den Zeitungen über den Auschwitzprozess wird von ihm 1965 noch folgendermaßen umschrieben:

*„Über ein Jahr lang lasen wir Überschriften dieser Art: ‚Frauen lebend ins Feuer getrieben‘, ‚Suppe und Straßenkot in den Mund gestopft‘, ‚Todkranke von Ratten angenagt‘, ‚Hähnchen und Vanilleeis für die Henker‘, ‚Der Gnadenschuß in der Frühstückspause‘, ‚In den Gaskammern schrien die Opfer fast 15 Minuten lang‘, ‚In Auschwitz floß der Alkohol‘, ‚Genickschüsse an der Schwarzen Wand‘, ‚Die Folterschaukel von Auschwitz‘, ‚Der Teufel sitzt auf der Anklagebank‘, ‚Wie die Raubtiere‘...“<sup>57</sup>*

Die Präsentation der deutschen Geschichte durch die Medien empfindet der Schriftsteller dreiunddreißig Jahre später, 1998, in der Friedenspreisrede als unaufhörliche, nie vergehen wollende Erinnerung an die Epoche des nationalsozialistischen Regimes.

In seinem Essay über die Frankfurter Prozesse kommt er zu dem Schluss, man müsse sich mit unserer jüngeren Geschichte beschäftigen, und dürfe auf keinen Fall die weitere Aburteilung, der Taten, die in Auschwitz geschehen sind, ausschließlich der Justiz überlassen, *„wir wollen heraus sein aus dieser Geschichte. Und die Justiz soll uns dazu verhelfen.“*<sup>58</sup>, was bedeutet, dass man sich weiter kritisch damit auseinandersetzen müsse.

*„Weil es uns nicht gelingen kann, da irgendeinen Sinn hineinzukonstruieren, der uns befriedigen könnte, flüchtet sich unser Instinkt wieder zur Vergeltung. Als wäre dann dieses Unmaß an Leiden schon ein bißchen weniger sinnlos. Wir scheuen die Anstrengung, Auschwitz als ein sinnloses, nie mehr zu sühnendes Morden in unser Bewußtsein aufzunehmen. Wir klammern uns an die subjektiven Brutalitäten. Die ziehen uns an und stoßen uns ab. Wir lassen uns anziehen und abstoßen. Wir isolieren die Brutalitäten, die Ursachen langweilen uns.“<sup>59</sup>*

Zwar steht für ihn im Jahre 1998 immer noch die Notwendigkeit einer Beschäftigung mit der deutschen Geschichte außer Frage, doch die permanente Darstellung von Auschwitz in den Medien löst bei Walser einen anderen Reflex aus. Angesichts der allgegenwärtigen

<sup>56</sup> Matthias N. Lorenz, Eine Analyse der Friedenspreis-Rede Martin Walsers im Kontext einer nationalen Wende des Schriftstellers- Mit einer Presse-Bibliographie zur Walser- Bubi- Debatte (Magisterarbeit im Studienggebiet „Sprache & Kommunikation“, Universität Lüneburg 2000); die Gedankengänge, auf die hier Bezug genommen wird, befinden sich auf den Seiten 107-111, hier: S.107.

<sup>57</sup> Martin Walser, Unser Auschwitz, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.158-172, hier: S. 158f.

<sup>58</sup> Martin Walser, Unser Auschwitz, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.158-172, hier: S.171.

<sup>59</sup> Martin Walser, Unser Auschwitz, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.158-172, hier: S.171.

Berichterstattung über den Auschwitzprozess kam 1965 bei ihm ein Nachdenken in Gang, welches einer kritischen Beschäftigung mit dem Phänomen Auschwitz das Wort redete, wohingegen die „*Dauerpräsentation unserer Schande*“<sup>60</sup> im Verlauf der Frankfurter Friedenspreisrede zu einer „*Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken*“<sup>61</sup> mutiert. Die Präsenz der Shoah in den Medien, der Walser in den sechziger Jahren noch positive Aspekte abringen konnte, erzeugt bei ihm in den neunziger Jahren lediglich Verdruss. Der Impuls, sich mit dem Holocaust zu beschäftigen, ist zwar bei beiden Anlässen der Gleiche, 1965 nimmt er die Auschwitzprozesse, an denen die Medien regen Anteil nehmen, zum Anlass, sich mit der jüngeren Vergangenheit zu beschäftigen, 1998 dagegen, sieht er die mediale Aufarbeitung der Historie deutlich mit negativeren Konnotationen versehen. Während er 1965 über „*unseren Anteil an Auschwitz*“<sup>62</sup> spricht, sich also für eine allgemeine Verantwortung der deutschen Gesellschaft in Bezug auf die Shoah einsetzt, fragt er sich 1998, in welchen Verdacht man gerate, wenn man sage, „*die Deutschen seien jetzt ein normales Volk, eine gewöhnliche Gesellschaft*.“<sup>63</sup>

Aleida Assmann kommt bei einem Vergleich von Walsers Essay *Unser Auschwitz* und der Paulskirchenrede zu dem Schluss, dass der Schriftsteller im Laufe der Jahre einige seiner Ansichten geändert habe, was jedoch ein ganz normaler, menschlicher Vorgang sei, der mit den gesellschaftlichen Wandlungen und Bewertungen im Zusammenhang gesehen werden müsse. Mit der Änderung seiner Ansichten bezüglich des Holocaust sei Walser ein Paradigma für die menschliche Eigenart, Meinungen im Verlaufe von Generationen synchron zur gesellschaftlichen Entwicklung zu revidieren.

„Was wir erinnern, steht immer im Kontext eines gesellschaftlichen Rahmens, in dem Werte und Grundhaltungen vorgeprägt sind. [...] Martin Walser hat sich in den 60er Jahren ganz intensiv mit der Erinnerung an den Holocaust und an den Nationalsozialismus beschäftigt. Er hat einen Text geschrieben mit dem Titel ‚Unser Auschwitz‘, in dem er damals im Zusammenhang mit den Auschwitzprozessen gesagt hat: Wir können uns nicht um Auschwitz herumdrücken. Auschwitz ist unser aller Geschichte, die wir nicht an eine kleine Verbrecherbande delegieren können, während die anderen unbehelligt bleiben. Das war eine klare Position.

Viele Jahre später hält er dann in der Paulskirche seine umstrittene Rede, in der er plötzlich eine ganz andere Position bezieht und sagt: Ich will von der Kollektivverantwortung nichts wissen. Die Frage der Verantwortung mag ein jeder individuell für sich ausmachen, aber bitte nicht im kollektiven Maßstab. Also eine genaue Umkehrung seiner früheren Position.“<sup>64</sup>

<sup>60</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.18.

<sup>61</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.18.

<sup>62</sup> Martin Walser, *Unser Auschwitz*, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.158-172, hier: S.170.

<sup>63</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.20.

<sup>64</sup> Erinnerungen verändern sich von einer Generation zur anderen – Jede Generation entwickelt ihren eigenen Umgang mit kollektiven Erinnerungen und will sich möglichst von den Eltern abheben. Das gelingt oft dadurch,

Weiter fährt sie fort:

*„Er ist heute also ein anderer als jener Autor in den mittleren Lebensjahren, der die deutsche Gesellschaft anklagte und sich dabei in einen Abstand zu seiner eigenen Biographie begeben hat. All das gehört zum Leben: Dass die Erinnerungen anders bewertet werden und synchron mit dem gesellschaftlichen Wandel eine andere Gestalt annehmen. Erinnerungen verändern sich im Laufe des Lebens, sie verändern sich aber auch im Übergang von einer Generation zur anderen.“<sup>65</sup>*

Der Psychologe Tilmann Moser vertritt eine ähnliche Auffassung wie Aleida Assmann. Für ihn ist bei Walser ein Überdruß in Bezug auf den Umgang mit der Vergangenheit zu verzeichnen. Walser kann seiner Ansicht nach das damalige Geschehen nicht verarbeiten. Moser stellt die provozierende Frage, warum er sich überhaupt noch mit dieser Thematik beschäftige, wenn er ihrer überdrüssig sei. Diese Haltung bezeichnet der Psychologe *„als saublöd.“*<sup>66</sup> Moser vernachlässigt bei dieser Aussage jedoch, dass Walser nicht der deutschen Vergangenheit per se überdrüssig ist, sondern lediglich deren andauernde Präsentation in den Medien anprangert, die zudem seiner Meinung nach einen Missbrauch darstellt, weshalb er sie, wie bereits erwähnt, als *„Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken“*<sup>67</sup> bezeichnet.

Das Drama *Der schwarze Schwan*<sup>68</sup>, auf das nun eingegangen werden soll, steht im Kontext der Frankfurter Auschwitzprozesse, die Walser besuchte. Im Theaterstück begründet Leibnitz/Liberé, warum er sich der Justiz nicht stellt:

*„Die Richter, abends zu Hause, und vormittags stellen sie sich hin, von Schuld keine Ahnung. Das ist es, Goothein, daß sie von der Schuld keine Ahnung haben, dafür ein Kostüm und ein auswendig gelerntes Gesicht.“<sup>69</sup>*

---

dass vorher Ausgeblendetes und Totgeschwiegenes nun ins Zentrum gerückt wird. Ulfried Geuter im Gespräch mit Aleida Assmann, in: Psychologie heute 10 (2004), S.26-28, hier: S.27.

<sup>65</sup> Erinnerungen verändern sich von einer Generation zur anderen – Jede Generation entwickelt ihren eigenen Umgang mit kollektiven Erinnerungen und will sich möglichst von den Eltern abheben. Das gelingt oft dadurch, dass vorher Ausgeblendetes und Totgeschwiegenes nun ins Zentrum gerückt wird. Ulfried Geuter im Gespräch mit Aleida Assmann, in: Psychologie heute 10 (2004), S.26-28, hier: S.27f.

<sup>66</sup> Patient Deutschland – Mein Opa war nicht dabei - Schuld, Verdrängung und Gewissen — Über die anhaltenden Probleme der Deutschen beim Umgang mit der Vergangenheit, Internetadresse des Interviews: <http://www.aufbauonline.com/2004/issue01/8.html> - 1 (30.9.2004).

<sup>67</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.18.

<sup>68</sup> Auf das Drama *Eiche und Angora* soll in dieser Arbeit nicht eingegangen werden, sondern es möge hier lediglich die Intention des Stückes nach Meinung Wolfgang Böths angeführt werden. Seiner Auffassung nach illustriert Walser mit diesem Stück den Hang zur Geschichtsverdrängung in den fünfziger und sechziger Jahren in der Bundesrepublik Deutschland. *„Hierbei konzentriert er [Walser, Anmerkung des Verfassers], in Eiche und Angora sein Augenmerk auf die historische Wirklichkeit der BRD und stellt jener in den sechziger Jahren umgehenden Formel der unbewältigten Vergangenheit einen Bewußtseinsprozeß gegenüber, der das Hier und Jetzt als uneingelöste Gegenwart erfahren läßt.“*, Wolfgang Böth, Anpassung und Widerstand - Zum Prozess der Bewußtwerdung Alois Grübels in Martin Walsers *Eiche und Angora*, in: Studien zur Dramatik in der Bundesrepublik Deutschland, herausgegeben von Gerhard Kluge (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Band 16), Amsterdam 1983, S.117-140, hier: S.139.

<sup>69</sup> Martin Walser, *Der Schwarze Schwan*, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.113-

Im Bühnenstück spielt der Autor anhand seiner Figuren verschiedene Möglichkeiten des Umgangs mit dem Phänomen Auschwitz durch.

Hierbei ist besonders die Figurenkonstellation zwischen Vater und Sohn in den Fokus der Betrachtung zu rücken. Rudi, der Sohn von Professor Goothein, findet einen Erlass des Vaters, in welchem dieser die Verschickung von Häftlingen in Konzentrationslager befohlen hatte. Der Filius, der sich angesichts der Tat seines Vaters schuldig fühlt, beschließt, da seine familiäre Umgebung die eigene Schuld an den Verbrechen der Nazizeit nicht anzuerkennen bereit ist, sich stellvertretend für seinen Vater zu ermorden, um dessen Untaten zu sühnen. Diesen Entschluss setzt er dann auch in die Tat um. Als signifikante Beispiele einerseits für das Bestreben von Rudi, die Schuld seines Vaters anzunehmen, andererseits für den Willen seiner Umgebung, das Vergangene zu verdrängen und ruhen zu lassen, mögen folgende Dialoge zwischen Rudi und seinem Vater sowie zwischen diesem und Irm, der Tochter von Professor Liberé, einem Freund Prof. Gootheins, dienen:

*„Rudi: [...] Sehr schade. So kommen wir um das Schönste. Wie es sein wird, wenn wir in gebändigter Erinnerung schaukeln, das erfahren wir nicht [...].*

*Goothein: Rudi, Junge, laß diesen Firlefan. Komm, ich nehm dich mit. Nach Hause. Du gehörst nicht hierher.*

*Rudi: [...] Ich gehöre [...] nicht ins Gehege der Schuld. Also muß ich nun doch meine Geschichte erzählen, die sich messen kann mit jeder hier anwesenden Geschichte, lieber Vater. Und sie sträubt sich nicht, wie sich Indien sträubt. Sie gibt sich mit Ort und Datum und östlich von Greenwich. Sagen wir, Rosenwang zweiter März zweiundvierzig, betreff Aktion 14 f 13 erscheint uns der vierundzwanzigste März als geeigneter Ankunftstag, als der geeignetste überhaupt, weil ich da Geburtstag habe und wir in der Zwischenzeit von anderen Konzentrationslagern beliefert werden und für uns arbeitstechnisch ein Zwischenraum ...*

*Goothein: Rudi, was soll das?“<sup>70</sup>*

*„Rudi: Wir rotten wenigstens die Kinder der Mörder aus.*

*Irm: Ich könnte leben, Rudi. Mit dir.*

*Rudi: Diese zwei Schüsse hätten sogar einen Sinn, Irm. Es wäre eine in alle Winkel der Welt reichende Beruhigung.*

*Irm: Wenn du da bist, Rudi, vergeht Papa, wie ein Schneefleck, den die Sonne trocknet.*

*Rudi: Wir nähmen nicht teil an den Grausamkeiten der nächsten Generation. Irm. Bedenk.*

*Irm: Wenn wir zusammen lebten, Rudi...*

*Rudi: Wir würden alles vergessen.*

*Irm: Ja. Rudi. Endlich. Heucheln oder vergessen, Rudi. Teilnehmen geht nicht. Rudi, bitte vergessen wir.*

*Rudi: Zur Thuja jetzt, oder...*

*Irm: Du kannst den Rauch nicht halten. Er vergeht einfach. Du kannst zwar die Hände ringen.*

*Rudi: Am Ehrenmal. So tun als ob.*

*Irm: Nachher mußt du doch zum Mittagessen.*

*Rudi: Der Magen kennt kein Bedauern. Denn der Magen will seinen Schellfisch haben.*

*Irm: Weil wir leben.*

*Rudi: Es lebe die Luftveränderung.*

*Irm: Du hast doch auch Appetit.*

*Rudi: Darum sag ich, zur Thuja jetzt...*

*Irm: Rudi, ich wär ein Gedächtnis nur für dich.*

---

186, hier: S.119.

<sup>70</sup> Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.168.



Rudi: Ich danke.

Irm: Noch in fünfzehn Jahren könnte ich dir sagen, daß dir heut ein Haar quer in die Stirn hing.

Rudi: Ich wüßte nicht, was wichtiger wäre.

Irm: Könnte dir sagen, daß dein linker Schuh nicht so fest gebunden war wie dein rechter.

Rudi: In einem solchen Gedächtnis will ich keinen Platz.

Irm: Von dir könnte ich mir alles merken.

Rudi: Du willst das Gras sein, das darüber wächst.“<sup>71</sup>

Diese beiden Sequenzen aus dem Drama zeigen deutlich die diametral entgegengesetzten Verhaltensweisen der Figuren, mit dem Erbe der Vergangenheit umzugehen. Irm und Goothein sind als Vertreter von Personengruppen anzusehen, welche die nationalsozialistischen Verbrechen aus ihrem Gedächtnis streichen wollen, während sich Rudi mit dieser Haltung überhaupt nicht identifizieren kann, und exemplarisch für die Nachkommen der sogenannten Tätergeneration Sühne für deren Taten verlangt. Für Werner Brändle ist die Bewältigung der Vergangenheit das Hauptmotiv des Bühnenstücks. *„Er objektiviert damit das herrschende Bewußtsein seiner Zeit und stellt es als Medium der Thematik um die Bewältigung der Vergangenheit vor“.*<sup>72</sup>

Da die Väter nicht für ihre Taten einstehen, sieht Rudi als Symbol für die Nachfolgegeneration nur die Möglichkeit, sich selber zu richten, um so für die Verbrechen der direkt Beteiligten im Namen der Opfer Abbitte zu leisten. Diese Intention wird auch durch folgende Stellungnahme gestützt:

*„Das Problem der Vergangenheit wird als das zwischen Vater und Sohn dargestellt, um deutlich zu machen; die Söhne können nicht extra muros des ‚Geheges der Schuld‘, scheinbar unbeteiligt, neu zu leben beginnen. Die Vergangenheit der Väter ist objektiv gesehen immer auch der Boden für die Zukunft der Söhne.“*<sup>73</sup>

Desgleichen ist für Martin Walser der Unterschied zwischen Täter- und Nachfolgegeneration im Umgang mit der deutschen Vergangenheit das zentrale Moment seines Theaterstückes, denn ein Jahr nach Uraufführung des Stückes schrieb er 1965 in seinem Essay *Hamlet als Autor*, nachdem er von einem Freund darauf hingewiesen worden war, dass sich in seinem Stück *Der schwarze Schwan* ein Hamlet-Motiv verberge<sup>74</sup>, als Erläuterung zu seinem Drama folgendes:

*„Der Anteil, den die Mutter an Hamlets Zögern hat, macht Hamlet zu einer besonders verständlichen Figur für die, deren Väter zwischen 1933 und 1945 in Deutschland handelten. Wer damals geboren wurde*

<sup>71</sup> Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.178f.

<sup>72</sup> Werner Brändle, *Die dramatischen Stücke Martin Walsers - Variationen über das Elend des bürgerlichen Subjekts*, Stuttgart 1978, S.126.

<sup>73</sup> Werner Brändle, *Die dramatischen Stücke Martin Walsers - Variationen über das Elend des bürgerlichen Subjekts*, Stuttgart 1978, S.128.

<sup>74</sup> Martin Walser, *Hamlet als Autor*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Helmut Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.108-115, hier: S.108.

*und jetzt seinen Vater sucht in den Handlungen von damals, der ist auf eine traurige Weise prädestiniert für das Verständnis aller Hamlet-Einfälle. Wie der Vater das Stück begreift, sieht der Sohn, der neben dem Vater im Theater sitzt. Für den Vater ist es ein prächtiger Theaterabend. Der Sohn hört Wort für Wort und muß sich nichts übersetzen in das Vokabular der Gegenwart. Das Ballett des Gewissens, das Hamlet da droben tanzt, macht er mit, Schritt für Schritt.“<sup>75</sup>*

Auch einem Rezensenten des Tagesspiegels erscheint die Parallele zu Shakespeares Tragödie erwähnenswert. Diese wird nach Meinung des Theaterkritikers besonders augenfällig, wenn der Protagonist des Dramas, Rudi, vier Insassen des Irrenhauses als Rachegöttinnen auftreten lässt, um seinem Vater und dessen Freunden ihr schuldhaftes Verhalten bewusst zu machen und sie damit zur Einsicht und Umkehr zu bewegen:

*„Und dann gibt es auch noch, dargestellt von vier Insassen aus Liberés Irrenhaus, Hamlets Mausefalle, in der sich nach der Vorführung einer etwas beziehungssträchtigen, wenn auch brilliant kabarettistischen Szene die Sünder fangen sollen, aber eben nicht fangen.“<sup>76</sup>*

Die Insassen des Irrenhauses im angeführten Drama geben den Wahn ebenfalls nur vor, wie auch Hamlet in Shakespeares gleichnamigem Stück.<sup>77</sup> Sowohl Rudi als auch Hamlet wollen mit dem vorgetäuschten Irrsinn unliebsame Wahrheiten ans Tageslicht bringen, um ihre jeweiligen Kontrahenten dazu zu veranlassen, ihre Verbrechen zu bekennen. Der Unterschied besteht lediglich darin, dass Hamlet selbst als Darsteller fungiert, wohingegen Rudi die Rolle des Regisseurs übernimmt und die geistige Umnachtung nur spielen lässt. Beide Stücke sind also dahingehend vergleichbar, als dass bei beiden das Element des Schauspiels zur Aufdeckung des anzuprangernden Unrechts herangezogen wird.

Ein weiterer Rezensent des Stückes verweist ebenfalls auf das tragende Moment der Vergangenheitsbewältigung zwischen Vätern und Söhnen in Walsers Stück.

*„Rudi führt vier Insassen der Nervenheilanstalt den beiden schuldbeladenen Vätern als Erinnyen vor. Der eine hatte einen Kopfschuß, ein anderer war Hitlers Gärtner auf dem Obersalzberg und mußte zur Front, weil er den Hund des Führers geschlagen hatte, ein dritter war KZ - Häftling und ist, was er sich selbst nun vorwirft, nicht umgekommen. (So kompliziert wird hier allein das Schuldbewußtsein aufgefaßt.) Kurz, Rudi treibt diese Leute ins Antike zurück, um von daher gespenstisch die Zuhörer durchschütteln zu lassen.“<sup>78</sup>*

<sup>75</sup> Martin Walser, Hamlet als Autor, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.108-115, hier: S.111. An dieser Stelle klingt auch schon das Gewissensmotiv an, welches bei Walser eine wichtige Rolle spielt. Auf diesen Umstand werde ich zu einem späteren Zeitpunkt näher eingehen.

<sup>76</sup> Walther Karsch, Martin Walsers neuer Hamlet - Stuttgarts erster Beitrag zum Berliner Theaterwettbewerb, in: Der Tagesspiegel, 18.05.1965, S.4. Die Dramasequenz, auf die sich der Kritiker bezieht, befindet sich in: Martin Walser, Der schwarze Schwan, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 9, Frankfurt am Main 1997, S.257-325, hier: S.297-308.

<sup>77</sup> William Shakespeare, Hamlet - Prinz von Dänemark, Werke in vier Bänden, erster Band, Tragödien I, Herrsching, Copyright für diese Ausgabe: 1979 by Verlag „Das Bergland-Buch“ Salzburg, S.199-305. Das Schauspiel, das Hamlet inszeniert, findet sich im dritten Aufzug, 2. Szene zwischen den Seiten 254 und 260.

<sup>78</sup> Heinrich Mudrich, Ein deutscher Hamlet namens Rudi - „Der schwarze Schwan“ von Martin Walser - zu einer Uraufführung in Stuttgart, in: Saarbrücker Zeitung, 20.10.1964, S.20.

Der Literaturkritiker Joachim Kaiser sieht in dem Stück nicht nur das Problem der Vergangenheitsbewältigung, sondern auch das der Scham über die deutschen Verbrechen im 2. Weltkrieg.

*„Es gibt sie, obschon nicht viel Gebrauch gemacht wird von ihr, aber es gibt sie: die deutsche Scham [...] Ab und zu erinnert sich ein generöser Redner, ein Kirchenmann, ein Autor an diese Scham. Bei Böll kommt sie oft vor. Martin Walser hat versucht, ein Stück über sie zu schreiben.“<sup>79</sup>*

Der Literaturwissenschaftler Hans-Jürgen Greif verweist in seiner Kommentierung des Dramas auf den Umstand, dass die Familie vom Selbstmord Rudis überhaupt nicht berührt wird.

*„Der Selbstmord Rudis ist der letzte, verzweifelte und auch sinnlose Protest seiner ‚Idee‘ gegen die ‚Idee‘ der älteren Generation. Er ist deshalb sinnlos, weil niemand durch den Selbstmord aufgerüttelt wird [...] Es geschieht nichts – die Familie bespricht gelassen Hochzeitsgeschenke: selbst Irm tut, als habe sich nichts ereignet.“<sup>80</sup>*

Die beiden Familien sind sich in keiner Weise der Tragweite und der Symbolkraft des Suizids bewusst. Sie verharren beide in ihrem selbstgewählten Exil und in ihrer mühsam aufgebauten Scheinwelt, jenseits aller Wirklichkeiten. Der Freitod Rudis war somit völlig sinnlos, er hat keine Katharsis bei den anderen Familienmitgliedern bewirkt. Dies zeigt sich vor allem in der Schlusszene des Dramas, in der sich die Familie durch Nennung ihrer neuen Identität in ihrer Scheinwelt neu einzurichten beginnt.

*„Liberé: Ja. Goothein, ich bleibe. Es war überstürzt, vorher. Ich ging nur Ihretwegen. Sie scheinen es zu verlangen. Rudis Tod wäre, wenn ich mich stellte, doch ein bißchen erträglicher. Das meinen Sie doch? Ein bißchen weniger sinnlos, ja? Ich im Gerichtssaal, ein Urteil, öffentlich, eine schöne Wirkung. Die Zuschauer, ich, die Gerechtigkeit, jeder bekäme seine Portion. Ich hätte endlich meine Quittung. Das Einschlafen kein Problem mehr. Das meinen Sie doch. Fragen Sie meine Frau, wie es ist: einschlafen ohne Quittung. Das Enttäuschende, Goothein, man schläft dann doch ein. Ich lebe noch, Sie sehen's ja, ich lebe, und wie ich lebe, nicht wahr, Hille. Es ist erträglich, ja, ja, es ist und ist erträglich. . Ich habe meine Souvenirs. Ich hatte sie. Rudi hat sie mir kaputtgemacht, die Bußattrappen, den Gedächtnisgips. Jetzt, bloß noch ein Ärgernis, soll ich also hingehen, mich auslöschen lassen, daß Rudi ein Opfer ist, mit Wirkung. So wollen Sie's doch. Ich soll seinem Tod den Sinn nachliefern. Mich in den Gerichtssaal stellen. Eine Erleichterung für alle. Die Schuld eine Blume, wohlgefällig durch den Duft der Reue, ja? Ein Labsal für jeden. Goothein, ich kann das nicht. Ich, ich bin mir nicht verständlicher als Ihnen, glauben Sie mir das, bitte. Ich kann nichts erklären. Ich weiß bloß: ich kann mich nicht anderen zuliebe trennen von mir und sagen: der war's.“<sup>81</sup>*

Der Rezensent Heinz Mudrich fällt ein vernichtendes Urteil über die dramatischen Mittel, die Walser in seinem Stück verwendet, denn das von ihm behandelte brenzlige Thema ließe das Publikum verwirrt zurück.

<sup>79</sup> Joachim Kaiser, Da ist nichts zu begreifen - Zur Stuttgarter Uraufführung von Walsers Drama „Der schwarze Schwan“, in: SZ, 19.12.1964, S.14.

<sup>80</sup> Hans-Jürgen Greif, Zum modernen Drama – Martin Walser, Wolfgang Bauer, Rainer Werner Fassbinder, Siegfried Lenz, Wolfgang Hildesheimer (Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik, herausgegeben von Armin Arnold und Alois M. Haas, Band 25), Bonn 1973, S.15-19, hier: S.18.

<sup>81</sup> Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.184f.

*„Trotzdem, das alles geriet nur zum Sagen w o l l e n. Dem Dramatiker Martin Walser scheint seine eigene Intelligenz das rechte Wort zu nehmen.[...]Die Gegenwart also kaum bewältigt, die Szenen-Gebote des Theaters nur ungenügend befolgt, das Publikum irritiert - und dennoch: Respekt vor Martin Walser, denn wahrhaftig - er hätte es sich mit einem anderen Thema leichter machen können.“<sup>82</sup>*

Dagegen hebt eine andere Stimme den unmittelbaren Aktualitätsbezug des Stückes und den Umgang mit der Thematik positiv hervor.

*„Er ist jetzt mitten in unseren Tagen angelangt. In einer Zeit also, in der Auschwitz- und Euthanasie-Prozesse abrollen, Morde sich ihrem umstrittenen Verjährungsstadium nähern, das Unbehagen an unserer Bewältigung der Vergangenheit allgemeiner Müdigkeit und verstärkter Tendenz zur Verdrängung [zu weichen, Anmerkung des Verfassers] beginnt. Eben dies empört den Chronisten, und eben dies gibt seinem Zeitstück alarmierende Aktualität [...] Das Thema [...] ist schon viel, mehr als ein ‚interessantes Experiment‘ und mehr als ein gut gemeintes Stück erlebt zu haben.“<sup>83</sup>*

Dieser Kommentar zu Walsers Stück hat bis in unsere Zeit hinein nichts von seiner Berechtigung verloren, da sich Walser mit diesem Drama bereits 1964 gegen Verdrängungstendenzen und die Ablehnung der Verantwortungsübernahme durch die Schergen Hitlers ausspricht.

Um Verdrängung ging es auch in einem Interview, welches Hajo Steinert mit Walser anlässlich dessen siebzigsten Geburtstages führte. Bei dieser Gelegenheit entgegnete der Schriftsteller auf die Frage, ob es sich bei seiner Unfähigkeit, sich den Bildern von Auschwitz auszusetzen, um Verdrängung handelte:

*„Ich muß wegschauen. Ich habe dafür keine abstrakte Bezeichnung, ich nenne es nicht ‚verdrängen‘, denn ich habe mit Auschwitz schon am Vormittag sozusagen zu tun.[...] Ich kann jeden verstehen, der mit 33 bis 45 und Auschwitz nichts mehr zu tun haben will, und ich kann jeden, genauso gut den verstehen, der sein Leben lang davon nicht wekommt und ununterbrochen an 33 bis 45 hängenbleibt. Nur: ich habe bis jetzt keinem vorgeschlagen, was er damit zu tun haben muß und wie er damit umgehen sollte. Dagegen habe ich diesen Eindruck des öfteren gehabt, daß es Leute gibt, die vorschreiben wollen, wie man mit Auschwitz umzugehen habe. Auch mir ist da schon vorgehalten worden, daß ich etwas falsch mache, aber keiner von denen sagt mir, wie er damit umgeht. Das wundert mich immer dabei.“<sup>84</sup>*

Wie schon an mehreren Beispielen belegt werden konnte, nimmt der Schriftsteller immer wieder bestimmte Motive in verschiedenen literarischen Gattungen auf, so auch im eben besprochenen Theaterstück.

<sup>82</sup> Heinrich Mudrich, Ein deutscher Hamlet namens Rudi - „Der schwarze Schwan“ von Martin Walser - zu einer Uraufführung in Stuttgart, in: Saarbrücker Zeitung, 20.10.1964, S.20.

<sup>83</sup> Kurt Honolka, Hamlet bewältigt Auschwitz - Martin Walsers „Schwarzer Schwan“ am Stuttgarter Staatsschauspiel uraufgeführt, in: Stuttgarter Nachrichten, 19.10.1964, ohne Paginierung. Die Worte, die der Rezensent über die Befindlichkeiten der damaligen Gesellschaft fand, haben heute, über 40 Jahre später, nichts von ihrem Wahrheitsgehalt verloren. Auch in unserer Zeit gibt es Bestrebungen, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Die Fragen über den angemessenen Umgang mit der deutschen Vergangenheit sind jedoch die gleichen geblieben.

<sup>84</sup> Auszug aus einem Manuskript des Deutschlandradios/Deutschlandfunk über Hajo Steinerts Gespräch mit Martin Walser zu dessen 70. Geburtstag. Die Sendung wurde am 23. März 1997 zwischen 20.05 Uhr und 21.00 Uhr unter dem Titel „Deutsche Sorgen – Deutsche Freuden“ ausgestrahlt, Manuskript S.1-12, hier: S.5.

In einem Gespräch zwischen Liberé und Goothein über die Art und Weise der beiden, mit den von ihnen begangenen Taten umzugehen, erläutert Liberé seinen Standpunkt:

*„Die Richter und die Zuschauer wollen sich mästen an dir. Mit jedem Geständnis werden sie fatter. [...] Der ausgeliehene Ernst, mit dem sie dich behandeln. Vor Zuschauern, die sich gütlich tun. Am liebsten wär ihnen der Galgen. Auf jeden Fall wollen sie sich sauber vorkommen. Dazu soll ich ihnen dienen. Das vermag ich nicht.“<sup>85</sup>*

Liberé beklagt sich also über die Zurschaustellung seiner Schuld vor der Öffentlichkeit.

Dieser Gedankengang gemahnt an folgende Stelle aus *Unser Auschwitz*:

*„Die gesicherte Distanz zu den ‚Teufeln‘ und ‚Bestien‘ erlaubt uns, die gleißenden Zitate als Futter für unser eigenes, geheim gehaltenes Asoziales zu konsumieren. Das können wir uns umso leichter gestatten, als wir ja den Opfern unser ganzes kraftloses Bedauern entgegenbringen. Und die Justiz wird den gesellschaftlichen Auftrag schon erfüllen und die Sache rechtsgemäß erledigen. Das ist so, weil wir so sind.“<sup>86</sup>*

Beide Male bringt Martin Walser seinen Verdruss über den Umgang mit dem Holocaust in der Öffentlichkeit zum Ausdruck. Sowohl im Drama, als auch im Essay werden die Beobachter der Naziprozesse als Konsumenten dargestellt, die ihr eigenes Gewissen mit Hilfe der Bestrafung Anderer zu beruhigen suchen. Da sich der Autor immer wieder über die gegenwärtige Verarbeitung von Vergangenem auslässt, soll im Folgenden darauf eingegangen werden, auf welche Weise die verschiedenen Tempi nach Meinung des Schriftstellers miteinander korrelieren.

---

<sup>85</sup> Martin Walser, *Der schwarze Schwan*, in: Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.113-186, hier: S.119.

<sup>86</sup> Martin Walser, *Unser Auschwitz*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.158-172, hier: S.171.

## II.IIAuffassung des Schriftstellers von Vergangenheit und Gegenwart

Heinz Ludwig Arnold erläutert in einer von ihm konzipierten Radiosendung über Martin Walser dessen Wirken als Dramatiker:

*„So hat sich Walser auch als Dramatiker und als politischer Publizist betätigt, er erklärte die Bühne zur moralischen Anstalt, um die falsche Kontinuität der deutschen Geschichte aus dem Faschismus in die restaurative Republik zu entlarven. ‚Eiche und Angora‘ und ‚Der Schwarze Schwan‘ sind die beiden Stücke, in denen sich Walser mit Nationalsozialismus und Nachkriegszeit auseinandersetzte, mit den Verstrickungen der Mitläufer in ‚Eiche und Angora‘, und den Fragen der Täterkinder an ihre Eltern in ‚Der Schwarze Schwan‘. In der Vergeßlichkeit der Elterngeneration führt Walser da eine Gewissenlosigkeit vor, an der ihre Kinder, wenn sie bewußt leben, nicht teilhaben wollen. Ein waches Gewissen haben, hieß für Walser damals explizit, aus den Verbrechen der Vergangenheit zu lernen und Verbrechen in der Gegenwart zu verhindern, und zwar nicht nur auf der Bühne oder im literarischen Werk, sondern auch als kritischer Intellektueller, mit Walsers Formulierung: ‚Als Arbeiter im Felde der öffentlichen Meinung‘.“<sup>87</sup>*

In seinem 1998 erschienenen autobiographisch geprägten Roman *Ein springender Brunnen* poetisiert Walser seine Kindheitserlebnisse in Form seines Alter-Ego<sup>88</sup> Johann und führt dabei seine Auffassung von den Zusammenhängen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft genauer aus.

*„Vergangenheit ist in der Gegenwart auf eine Weise enthalten, daß sie nicht aus ihr gewonnen werden kann, wie man einen Stoff, der in einem anderen Stoff enthalten ist, durch ein kluges Verfahren herausziehen kann, und man hätte ihn dann als solchen. Die Vergangenheit als solche gibt es nicht. Es gibt sie nur als etwas, das in der Gegenwart enthalten ist, ausschlaggebend oder unterdrückt, dann als unterdrückte ausschlaggebend. [...] Die, die sich am sehnstüchtigsten um die Vergangenheit bemühen, sind am meisten in Gefahr, das, was sie selber hervorgebracht haben, für das zu halten, was sie gesucht haben. Wir können nicht zugeben, daß es nichts gibt als die Gegenwart. Denn sie gibt es ja auch so gut wie nicht, und die Zukunft ist eine grammatische Fiktion.“<sup>89</sup>*

Obwohl Walser hier erklärt, dass es die Gegenwart so gut wie nicht gäbe, womit er wohl meint, dass sich die Gegenwart bereits im Moment ihrer Betrachtung zu Vergangenheit entwickelt, ist diese doch das Einzige, was für ihn Gültigkeit besitzt. Die Vergangenheit stellt sich für ihn als nicht wiederherstellbare und unerreichbare (Un-) Wirklichkeit dar:

*„Sollten wir statt Vergangenheit Gewesenheit sagen? Wäre sie dann gegenwärtiger? Die Vergangenheit mag es nicht, wenn ich ihrer habhaft werden will. Je direkter ich mich ihr nähere, desto deutlicher begegne ich statt der Vergangenheit dem Motiv, das mich gerade jetzt heißt, die Vergangenheit aufzusuchen. [...] Manche haben gelernt, ihre Vergangenheit abzulehnen. Sie entwickeln eine Vergangenheit, die jetzt als günstiger gilt. Das tun sie um der Gegenwart willen. [...] Die Vergangenheit als Rolle. Es gibt wenig in unserem Bewußtseins- oder Benehmenshaushalt, was so sehr Rollencharakter*

<sup>87</sup> Diese Stellungnahme Arnolds wurde folgender Sendung entnommen: Ich ertrage nichts unbeantwortet - Versuch über Martin Walser. Eine Radiosendung von Heinz Ludwig Arnold, ausgestrahlt in der Sendung Radio Art am 13.04.2004 zwischen 21.03 Uhr bis 22:05 Uhr auf SWR 2. Eigene Transkription.

<sup>88</sup> In einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung hat Martin Walser die autobiographische Nähe zu seiner Figur betont: „Mein zweiter Name ist Johann. Ich will ihn ja nicht von mir distanzieren.“, Die Sprache verwaltet das Nichts – Ein Gespräch von Willi Winkler mit Martin Walser über Poesie, Politik und die Frage, wieviel Macht der Literaturbetrieb wirklich hat, in: SZ, 19./20.9.1998, ohne Paginierung.

<sup>89</sup> Martin Walser, *Ein springender Brunnen*, Frankfurt 1998, S.281.

*hat wie die Vergangenheit.[...] In Wirklichkeit wird der Umgang mit der Vergangenheit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt strenger normiert. Je normierter dieser Umgang, um so mehr ist, was als Vergangenheit gezeigt wird, Produkt der Gegenwart.<sup>90</sup>*

Sowohl in dieser Textsequenz aus *Ein springender Brunnen*, als auch in der 1988 gehaltenen Rede *Über Deutschland reden* wird darauf beharrt, dass die Gegenwart jene Zeitstufe repräsentiert, die für den Schriftsteller die Wichtigste ist. Während er in der Rede davon spricht, „die meisten Darstellungen der Vergangenheit“ seien „Auskünfte über die Gegenwart“<sup>91</sup>, betont er in dem schon zitierten Text aus dem *Springenden Brunnen*, die Vergangenheit als solche gebe es nicht. Aus den nahezu identischen Aussagen in Rede und Roman lässt sich herleiten, dass der Autor es ablehnt, seine individuelle Erinnerung den aktuell geforderten Standards anzupassen, unabhängig davon, wie groß die Diskrepanz zwischen seiner persönlichen und der allgemein propagierten Vergangenheit auch sein mag. Die subjektive Erinnerung an die damalige Zeit hat Vorrang vor den heutigen Erkenntnissen, Walser beruft sich diesbezüglich auf die „Unschuld der Erinnerung“<sup>92</sup>, jenseits aller moralischen Bedenken.<sup>93</sup> *Der Eintritt der Mutter in die Partei* – so lautet die Überschrift des ersten Teils von *Ein springender Brunnen* – ist für Amir Eshel von der Universität Stanford ein Beleg für den Versuch Walsers, die Unschuld der Erinnerung beizubehalten.<sup>94</sup> Zwar hege die tiefgläubige Mutter anfangs starke Bedenken, in die Partei einzutreten, doch Herr Minn, der Parteifunktionär, nehme Johannis Mutter nach Eshels Worten die letzten Zweifel, diesen Schritt zu tun, indem er ihr eine Ansichtskarte, auf der zwei Männer in Braunhemden vor dem gekreuzigten Christus stünden, schenke.

*„Die schenk ich Ihnen, sagte er. Die Mutter hielt die Karte Johann hin, als sei es wichtiger, daß er sie anschaue. Christus am Kreuz, vor ihm einer im Braunhemd mit der Hakenkreuzfahne, ein zweites Braunhemd neben dem hebt die Hand zum Schwur. Kannst du lesen, was da steht, sagte die Mutter. Johann buchstabierte und sagte dann den ganzen Satz: Herr, segne unsern Kampf. Adolf Hitler. Der Herr Minn staunte wieder, die Mutter legte eine Hand auf Johannis Kopf. Geht noch nicht in die Schule, sagte Herr Minn, und kann schon einen Satz des Führers lesen. Bravo. Das hat er von meinem Mann, sagte die Mutter. Und fleißig ist er auch, sagte der Herr Minn. Vielleicht hat er das von mir, sagte*

<sup>90</sup> Martin Walser, *Ein springender Brunnen*, Frankfurt 1998, S.282.

<sup>91</sup> Martin Walser, *Über Deutschland reden - Ein Bericht*, in: Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.407.

<sup>92</sup> Martin Walser, *Über Deutschland reden - Ein Bericht*, in: Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.407.

<sup>93</sup> Die subjektive Erinnerung speist sich aus einem Gedächtnis, das keinen Bedingungen unterworfen sein darf. Die Freiheit des Gedächtnisses propagiert Walser auch in „Ein Jahr und das Gedächtnis“. Dort heißt es: „Welcher Überraschungen sind wir fähig, weil wir ein Gedächtnis haben, das uns nicht gehorcht! Das ist gefährlich genug. [...] Aber das Gedächtnis hört es, wenn es will. Diesen Mörder läßt es in Ruhe frühstücken, den treibt es ans Fensterkreuz. Es hält sich nicht an Errungenschaften. Sein Gesetz ist so unerkennbar, daß es wie Freiheit wirkt.“, Martin Walser, *Ein Jahr und das Gedächtnis*, in: Martin Walser, *Zauber und Gegenzauber - Aufsätze und Gedichte*, Eggingen 1995, S.18-20, hier: S.20.

<sup>94</sup> Im folgenden Abschnitt werden einige Thesen Amir Eshels zu Walsers Roman *Ein springender Brunnen* wiedergegeben., Amir Eshel, *Vom eigenen Gewissen - Die Walser- Bubi- Debatte und der Ort des Nationalsozialismus im Selbstbild der Bundesrepublik*, in: *Dvjs* Band 73, H. 3 (2000), S.333-360, vor allem wird dabei auf die Seiten 333-337 eingegangen.

*die Mutter und rieb mit ihrer Hand Johann auf dem Kopf herum. [...] Die Mutter sagte, sie wolle eintreten in diese Partei.“<sup>95</sup>*

In dieser Szene werden nach Ansicht von Eshel die Beweggründe für den Eintritt der Mutter in die Partei nicht genannt. Sie werden nach seiner Auffassung gänzlich ausgeblendet und nicht weiter reflektiert. Die Vereinnahmung der Religion durch die Nationalsozialisten, die durch das Bild dargestellt werde, diene nach Eshels Worten gewissermaßen als Entschuldigung für den Eintritt vieler Deutscher in die Partei. Die fiktive Szene wolle dem Leser augenscheinlich suggerieren, die Mehrheit der Deutschen sei nur deshalb Anhänger des Nationalsozialismus gewesen, weil sie der Täuschung des nationalsozialistischen Systems erlegen sei. Die Mutter diene als Sinnbild für diese Täuschung, so Eshel, denn sie wäre ohne die religiöse Darstellung auf der Karte nicht in die Partei eingetreten. Der Umstand, dass sich die Mutter Johans durch ihre Parteimitgliedschaft einen finanziellen Aufschwung für ihr Lokal, das als Versammlungsort für die Partei dienen sollte, erhofft hatte, dürfe bei der Betrachtung dieser Szene nicht vernachlässigt werden. Auf diesen Gesichtspunkt weist Martin Walser in einem Gespräch mit Rudolf Augstein hin. *„Weil das Familien-Geschäft kurz vor dem Konkurs stand, habe die Mutter die Familie gerettet.“<sup>96</sup>* Es fehle in dieser Szene jedoch jegliches Korrektiv, das den möglichen Eintritt in die Partei kritisch bewerten würde. Es fänden keinerlei moralische Skrupel gegen den Eintritt in die NSDAP Erwähnung, so der Literaturwissenschaftler aus Stanford.<sup>97</sup>

Heinz Ludwig Arnold bewertet die Romankonstruktion im *Springenden Brunnen* folgendermaßen:

*„Doch dieses Buch verbietet sich jegliche historische Reflexion ex post. In naiver Pose erzählt der siebzigjährige Walser von einer heillosen Zeit, von einer stets materiell bedrängten Familie, erzählt von schwer arbeitenden Müttern, aber auch von schwer arbeitenden Kindern, erzählt vom Krieg, vom Tode des Vater und des Bruders, und doch erzählt er all dieses ohne Aufgeregtheit, ohne Zorn, ohne Wut, vielmehr so als trauere er dieser Zeit ein wenig nach, seiner Jugend, die er fast glücklich erlebt hat.“<sup>98</sup>*

Ein Rezensent der Zeitschrift *Stimmen der Zeit* beurteilte den Roman *Ein springender Brunnen* mit Begeisterung, denn Walser sei damit ein großer autobiographischer Roman gelungen.

*„Der Roman ist ein Fest der Erinnerung, der Beziehung, der Wörter. Berichtende Rede und innerer Monolog gehen so gekonnt ineinander über, daß der Leser die Reflexion kaum bemerkt. Unerhört dicht*

<sup>95</sup> Martin Walser, *Ein springender Brunnen*, Frankfurt am Main 1998, S.90f.

<sup>96</sup> Erinnerung kann man nicht befehlen - Martin Walser und Rudolf Augstein über ihre deutsche Vergangenheit, in *Der Spiegel*, 2.11.1998, S.48-72, hier: S.55.

<sup>97</sup> Amir Eshel, Vom eigenen Gewissen - Die Walser- Bubis- Debatte und der Ort des Nationalsozialismus im Selbstbild der Bundesrepublik, in: *Dvjs* Band 73, H. 3 (2000), S.333-360, hier: S.337.

<sup>98</sup> Diese Stellungnahme Arnolds wurde folgender Sendung entnommen: Ich ertrage nichts unbeantwortet - Versuch über Martin Walser. Eine Radiosendung von Heinz Ludwig Arnold, ausgestrahlt in der Sendung *Radio Art* am 13.04.2004 zwischen 21:03 Uhr bis 22:05 Uhr auf SWR 2. Eigene Transkription.



*verknüpft Walser Namen und Motive. Er hat den Orten ihren realen Namen gelassen. [...] Walser ist ein großer, in Details reicher, äußerst konzentrierter autobiographischer Roman gelungen. Man kann ihn als Zeitroman, als Erinnerung einer Landschaft, auch als Bewußtwerdungsgeschichte des Dichters lesen.“<sup>99</sup>*

Es gab dem Roman gegenüber jedoch weitaus kritischere Stimmen: Lothar Baier beispielsweise war der Ansicht, dass Walser mit seinem Erzählkonstrukt, welches unter dem Titel *Vergangenheit als Gegenwart* firmiere, von einigen Personen spräche, die gelernt hätten, ihre Vergangenheit zu leugnen. So stellten sie eine Gegenwart her, die dadurch in einem günstigeren Licht erscheine. Diese Vorgehensweise sei ihnen deshalb so wichtig, da sie der Gegenwart Präferenz gegenüber der Vergangenheit zuwiesen, obwohl sie sehr gut über die Vergangenheit informiert seien. Für ihn zeige der Roman außerdem, dass der Autor Walser mit dem Erzähler, der ab und zu in der ersten Person spräche, identisch sei.

*„Exit le jeune héros Johann et apparaît le maître d'œuvre, l'auteur qui parle à la première personne. Il parle, sous le titre 'Le passé en tant que présent', de 'certains qui ont appris à rejeter leur passé. Ils fabriquent un passé qui, maintenant, apparaît sous un jour plus favorable. Ceci, ils le font au profit du présent. Ils sont très bien renseignés sur le passé que l'on doit avoir eu, afin d'avoir les meilleures cartes en main dans le présent.'“<sup>100</sup>*

Ein Rezensent aus Spanien hält die Romankonzeption im *Springenden Brunnen*, die sich seiner Meinung nach jeglicher Zeitbezogenheit enthält, für ideologisch. Dies führe zu einem Akt des willkürlichen Auswählens von Ereignissen. Diese Art der Aufbereitung der Wirklichkeit trüge bereits Züge der Verfremdung in sich. So schaffe der Autor Walser eine Art von Realismus, welche die Epoche des Nationalsozialismus aus der Distanz schildere, ohne reflektierende Passagen über die damalige Zeit einzuflechten.

*„Pero desde el inicio se comete el primer fraude: todo acto de selección, todo acto de ampliación, ya lleva inserto el principio de la deformación. Los que lean perpetrarán el resto y sólo al final cesará el manantial de experiencias que alberga el libro. No hay conciencia de época ni sabor de un tiempo porque eso siempre sobreviene después, tal como dicen las primeras sentencias de Walser. En este sentido, el libro es creador de una extraña manera de realismo, la de distanciar los hechos hilvanándolos sin la pretensión de acompañarlos con párrafos reflexivos. Podrá gustar o no tal recurrencia (desde luego es muy arriesgada), pero en todo caso nos advierte de que ningún instante guarda relación lógica con el siguiente, salvo tras la labor de un entendimiento que siempre es, invariablemente, ideológico.“<sup>101</sup>*

Der Sozialpsychologe Harald Welzer kommt in einem Interview zu einem ähnlichen Schluss:

*„Walser will, dass Erlebtes nicht durch später Gelerntes delegitimiert wird. Darin steckt ein ideologischer Zug, wenn er die eigene schöne Zeit als universell schöne Zeit verstehen will.“<sup>102</sup>*

<sup>99</sup> Paul Konrad Kurz, Umschau - Süddeutsche Kindheit in den Nazijahren – Martin Walser: Ein springender Brunnen, in: SdZ, H. 10 (1998), S.782-784, hier: S.784.

<sup>100</sup> Lothar Baier, Un romancier reconverti en oracle national – Essai d'explication de l' 'affaire Walser' en Allemagne, in: Tm, H. 603 (1999), S.1-19, hier : S.16.

<sup>101</sup> Antonio Penedo Picos, Martin Walser, Una fuente inagotable, in: Quimera, H. 200 (2001), S.29-30, hier: S.30.

<sup>102</sup> Im Gedächtniswohzimmer - Warum sind Bücher über die eigene Familiengeschichte so erfolgreich? - Ein Zeitgespräch mit dem Sozialpsychologen Harald Welzer über das private Erinnern, Gesprächspartnerin:

Der bereits zitierte Lothar Baier geht in seinem Urteil über den Roman noch weiter. Für ihn sei er Ausdruck des judenfeindlichen Charakters von Martin Walser. Dies zeige sich hauptsächlich durch die Beschreibung des ländlichen Milieus, welches weit entfernt sei von den Zentren, in denen sich Geschichte abspiele. Walser sei jemand, der provinzielle Ressentiments zu nationalen Gefühlen hochstilisiere. Dies berge nach Baiers Meinung lediglich die Gefahr in sich, ein großes literarisches Talent zu opfern – um, so schließt der Publizist, nicht von den anderen Schäden des nationalistischen und judenfeindlichen Coming-Outs des Schriftstellers Walser zu sprechen.<sup>103</sup>

Antisemitismus wurde dem Romancier auch von anderer Seite vorgeworfen, insbesondere infolge der sogenannten *Walser- Bubis- Debatte*. Der Soziologe Detlev Claussen polemisiert in seiner Beurteilung des Gespräches zwischen Ignatz Bubis und Martin Walser gegen den Autor, dieser ließe sich den Vorwurf gerne gefallen, um ihn „empört zurückweisen zu können.“<sup>104</sup> Für ihn ist das Verhalten des Schriftstellers während der Unterredung mit dem jüdischen Repräsentanten Ausdruck für das Bestreben Walsers, den deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens, wie sich Ignatz Bubis immer gerne selbst genannt hat<sup>105</sup>, aus der Gemeinschaft der Deutschen auszuschließen.

*„Der Walser-Krach hat vollendet, was im Historikerstreit noch nicht gelang: Ein nationaler Diskursrahmen ist abgesteckt, in dem die ungleichen Parteien nach Herkunft aufgestellt werden. Die Abstammung wird für gegenwärtige Zwecke instrumentalisiert; Ignatz Bubis wird als der ‚Andere‘ gebraucht, um den Alleinvertretungsanspruch der ‚Wir‘ - Rhetorik zu begründen. Wer sich die Mühe macht und das Vierergespräch in der FAZ nachliest, wird mit einer populistisch aufgemotzten Selbstherrlichkeit und Selbstgerechtigkeit Walsers konfrontiert, die bisher allenfalls satirisch beim Fernsehserien - ‚Ekel Alfred‘ möglich war.“*<sup>106</sup>

Lothar Baier betont in seinem weiter oben schon erwähnten Artikel, Walser sei sich als Kenner des öffentlichen Lebens der Wirkung seiner Sonntagsrede auf das deutsche Publikum sehr genau bewusst gewesen. In der Unterredung mit Bubis erklärte Walser, er wolle sich keine Sekunde den Gebrauch seiner Sprache von dem Ort, an dem er spräche, vorschreiben lassen. Nach Meinung des deutschen Schriftstellers spiele Walser ein doppeltes Spiel, indem er sich hinter der Fassade des Schriftstellers verstecke, der nur über die Bildsprache der

---

Elisabeth von Thadden, in: *ZeitLiteratur* 14 (2004), S.43-46, hier: S.44.

<sup>103</sup> „Le ressentiment risque seulement de tuer un grand talent littéraire – pour ne pas parler des autres dégâts causés par le coming out national et judéophobe de l' écrivain Martin Walser“, Lothar Baier, *Un romancier reconverti en oracle national – Essai d'explication de l' 'affaire Walser' en Allemagne*, in: Tm, H. 603 (1999), S.1-19, hier: S.19.

<sup>104</sup> Detlev Claussen, *Neue deutsche Versöhnung, Was vom Walser - Streit bleibt, Mehr als ein bitterer Nachgeschmack*, in: *Freitag* 2, 8. Januar 1999, S.15.

<sup>105</sup> So auch der Titel der Autobiographie von Ignatz Bubis: *Ignatz Bubis, Ich bin ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens - Ein autobiographisches Gespräch mit Edith Kohn*, Köln 1993.

<sup>106</sup> Detlev Claussen, *Neue deutsche Versöhnung, Was vom Walser-Streit bleibt, Mehr als ein bitterer Nachgeschmack*, in: *Freitag* 2, 8. Januar 1999, S.15.

Literatur verfüge. Einerseits beriefe er sich auf die Autorität der Literatur, und gleichzeitig lehne er auch nur die geringste Verantwortung für die Wirkung seiner Rede ab. Wie könne man, so Baier, eine derartige Vorgehensweise anders nennen, als eine zynische Instrumentalisierung des hohen Ansehens der Literatur zu Zwecken, die nichts mit der Literatur gemein hätten.<sup>107</sup>

Diese Stellungnahme des Mitbegründers der Literaturzeitschrift *Text und Kritik* entbehrt jeglichen Verständnisses für den Autor vom Bodensee. Walser ließ es sich in dieser Auseinandersetzung mit Bubis lediglich angelegen sein, nicht nur seine Freiheit sowohl als Redner als auch als Schriftsteller zu verteidigen, sondern auch, eine gemeinsame Sprache für alle Beteiligten zu finden. „*Und jetzt kommt das, was ich als den einzigen Sinn in unserer Unterhaltung sehe, daß wir eine Sprache finden, in der viele Leute sich ausgedrückt sehen können [...]*.“<sup>108</sup>

Wie in diesem Abschnitt gezeigt wurde, wird von diversen Kritikern und Rezensenten Walsers die Meinung geteilt, der Schriftsteller hätte im Verlauf der deutschen Geschichte seine Meinung und politische Position den jeweiligen aktuellen Gegebenheiten angepasst, was, wie beispielsweise die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann anführt, ein ganz normaler Vorgang sei. Walser selbst ist nicht dieser Auffassung. In einer Abhandlung von Georg Braungart, überschrieben mit dem Titel *Ich hab nicht das Gefühl, daß ich mich bewegt hätte- Martin Walsers ‚Wende‘ zwischen Heimatkunde und Geschichtsgefühl* beschreibt und belegt Braungart, wie Walser, der zunächst fast im Alleingang die Teilung Deutschlands bereits zu einem Zeitpunkt moniert hätte, als

„[...]außer ihm - kein Mensch daran dachte, daß sich die historisch festgeschriebenen Folgen des Zweiten Weltkriegs in einem absehbaren Zeitraum aufheben und die beiden Teile Deutschlands tatsächlich wiedervereinigen ließen“<sup>109</sup>,

die ihm zugedachte Prophetenrolle zurückgewiesen hat. Der Professor führt dazu das bereits nach der Wende erschienene Drama Walsers *Kaschmir in Parching* an, in welchem der Autor

<sup>107</sup> «Quoi» bis «extra-littéraires», Lothar Baier, Un romancier reconverti en oracle national – Essai d’explication de l’ ‘affaire Walser’ en Allemagne, in: Tm, H. 603 (1999), S.1-19, hier: S.14f.

<sup>108</sup> Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser: Vom Wegschauen als lebensrettende Maßnahme, von der Befreiung des Gewissens und den Rechten der Literatur, in: FAZ, 14.12.1998, wiederabgedruckt in: Frank Schirmacher (Hg), Die Walser-Bubis Debatte - Eine Dokumentation, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, hier: S.446.

<sup>109</sup> Martin Lüdke, Mangel und Ressentiment - Martin Walser, Selbstbewußtsein und Ironie (1981), in: Poetik der Autoren - Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, herausgegeben von Paul Michael Lützeler, Frankfurt am Main 1994, S.41-56, hier: S.41, zitiert nach: Georg Braungart, „Ich hab nicht das Gefühl, daß ich mich bewegt hätte“ - Martin Walsers ‚Wende‘ zwischen Heimatkunde und Geschichtsgefühl, in: Zwei Wendezeiten - Blicke auf die deutsche Literatur von 1945 und 1989, herausgegeben von Walter Erhardt, Dirk Niefanger, Tübingen 1997, S.93-114, hier: S.94, Anmerkung 6.

es unterlässt, die „neugewonnene nationale Identität zu thematisieren“<sup>110</sup>. Da Walser, so Braungart, grundsätzlich aus einer Mangelserfahrung heraus die Notwendigkeit zum Schreiben empfinde, wie es dieser ihm gegenüber in einem unveröffentlichten Interview kundgetan hatte, schiene es „... nur konsequent, wenn das Thema ‚Nation‘ in dem Moment, in dem es nicht mehr eine prinzipielle Defizienz-Erfahrung markiert, seine Dominanz in Walsers Werk wieder einbüßt.“<sup>111</sup>

So verschiedenartig also Walsers Aussagen nach Meinung vieler seiner Rezipienten im Verlauf seiner persönlichen Geschichte sein mögen, er hat grundsätzlich immer nur seine weitgehend konstant gebliebene, eigene Auffassung vertreten und diese den jeweiligen Gegebenheiten mit entsprechenden, der Situation angepassten Formulierungen entgegengesetzt. Das geteilte Deutschland war für ihn schon immer das Produkt einer Katastrophe, schon immer war es ihm unmöglich, die Teilung Deutschlands anzuerkennen. Im April 1989 erklärte er im Rahmen eines Seminargesprächs seine Beweggründe, warum er, entgegen aller Kritik, die Teilung Deutschlands nicht akzeptieren könne. Für ihn müsse die Einheit Deutschlands trotz der Geschehnisse im Dritten Reich vollendet werden. Von dieser Forderung, selbst wenn sie im Widerspruch zum gesellschaftlichen Konsens stehe, könne ihn keinerlei Belehrung abbringen:

*„Und diesen Widerspruch, finde ich, muß man gerade in Deutschland aushalten. Das, glaube ich, liegt an unserer Geschichte. Hier muß man aushalten, daß unverträgliche Meinungen gegeneinander stehen und stehen dürfen, ohne daß man dem anderen gleich die ganze Menschlichkeit oder den Verstand oder irgendetwas anderes abspricht. Denn genauso wie der Jens das so formuliert, daß dadurch Deutschland nicht mehr möglich sei, oder wie Jurek Becker oder Hans Mayer es so formuliert, mit dem gleichen Bedürfnis meinerseits möchte ich formulieren dürfen, daß ich es nicht einsehen kann, daß eine gewisse Zeit eine Geschichte für immer verwirkt, also daß 1933-1945 Deutschland für immer verwirkt, unmöglich macht; das ist etwas, was einfach in mich nicht hineingeht. Keine Belehrung kann mir das bringen.“<sup>112</sup>*

Der vermeintliche Widerspruch zwischen seinen Äußerungen bezüglich der Auschwitz-Prozesse, in denen er für eine gemeinschaftliche Verantwortung des gesamten deutschen Volkes plädiert hatte, und der, in der Paulskirchenrede getroffenen Aussage, er wehre sich gegen die „Routine des Beschuldigens“<sup>113</sup>, ist lediglich als Reaktion auf die veränderten

<sup>110</sup> Georg Braungart, „Ich hab nicht das Gefühl, daß ich mich bewegt hätte“ - Martin Walsers ‚Wende‘ zwischen Heimatkunde und Geschichtsgefühl, in: Zwei Wendezeiten - Blicke auf die deutsche Literatur von 1945 und 1989, herausgegeben von Walter Erhardt, Dirk Niefanger, Tübingen 1997, S.93-114, hier: S.95.

<sup>111</sup> Georg Braungart, „Ich hab nicht das Gefühl, daß ich mich bewegt hätte“ - Martin Walsers ‚Wende‘ zwischen Heimatkunde und Geschichtsgefühl, in: Zwei Wendezeiten - Blicke auf die deutsche Literatur von 1945 und 1989, herausgegeben von Walter Erhardt, Dirk Niefanger, Tübingen 1997, S.93-114, hier: S.96.

<sup>112</sup> Zitat entnommen aus: Mechthild Borries, Vom Widerspruch der Meinungen und Rezeptionen - Walsers Stellungnahme zu Deutschland in Reden und erzählerischen Texten, in: Leseerfahrung mit Martin Walser - Neue Beiträge zu seinen Texten, herausgegeben von Heike Doane und Gertrud Bauer Pickar, (Houston German Studies, Band 9), München 1995, S.29-47, hier: S.37.

<sup>113</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher, Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.17.

Umstände zu werten. Die Umsetzung der zuvor von ihm als Rehabilitation des Delinquenten Deutschland angesehenen deutschen Einheit behob endlich das Defizit, welches er bis dahin als unerträglich empfand. Der Schriftsteller selbst äußerte sich diesbezüglich in der *Zeit* kurz nach Vollendung der Einheit: „*Die sanfte Revolution in der DDR: für mich das liebste Politische seit ich lebe...*“<sup>114</sup> Die deutsche Wiedervereinigung stellt für ihn damit die Erfüllung eines lange gehegten und häufig geäußerten Wunsches dar. So gesehen lassen sich also Walsers Vergangenheit und Gegenwart durchaus in einen harmonischen Einklang bringen.

Da im Umgang mit der deutschen Geschichte immer wieder von der aus dieser resultierenden Verantwortung der Gegenwart gegenüber die Rede ist, und gerade dieser Themenkomplex im Wirken Walsers eine wesentliche Rolle spielt, soll im Folgenden auf die diesbezüglich vom Schriftsteller vertretenen Positionen näher eingegangen werden.

---

<sup>114</sup> Martin Walser, Vormittag eines Schriftstellers, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.952-964, hier: S.954. Erstveröffentlichung: Die Zeit, Nr. 51, 14.12.1990, S.53.

### III. Psychologische Aspekte: Gewissensfragen im Umgang mit der Shoah

#### **III.I Gewissensbegriff bei Walser**

Zunächst soll diesem Kapitel eine Definition des Begriffs „Gewissen“ in seinen verschiedenen Lesarten vorangestellt werden. Sprachhistorisch ist darunter „*das Mit-Wissen*“ der Tat eines anderen zu verstehen, zweitens bedeutet Gewissen „*ein das eigene Verhalten begleitende Wissen, welches sich vorwiegend auf mit den moralischen Normen nicht zu vereinbarende Handlungen*“ bezieht und drittens gibt es das sogenannte schlechte Gewissen, welches an begangene Vergehen erinnert.<sup>115</sup>

Nach der eher psychologischen Definition von Aronfreed bezeichnet Gewissen

*„die Reaktion des Individuums auf die moralischen Prinzipien und Verhaltensnormen der sozialen Gruppe, der es angehört. Im besonderen bezieht er sich auf die kognitiven und emotionalen Prozesse, von denen eine internalisierte moralische Steuerung des individuellen Verhaltens ausgeht.“<sup>116</sup>*

Der heutige Gewissensbegriff wird eng mit Persönlichkeit assoziiert. Dies zeigt sich auch daran, dass bei berühmten Persönlichkeiten in Gesellschaft und Politik oftmals vom „*Gewissen der Nation*“ die Rede ist. Die identitätsstiftende Funktion des Gewissensurteils ist immer durch die Bedingungen der Gesellschaft gegeben und entscheidet über die Stellung des Einzelnen zu dieser Gemeinschaft. 1998 wird dies Gegenstand der *Walser- Bubis- Debatte*, nachdem Martin Walser das Recht auf privates und subjektives Gedenken im Gegensatz zum normierten öffentlichen Gedenken einforderte.<sup>117</sup> Bei Walser regt sich das Gewissen vor allem dann, wenn seine Abneigung gegen bestimmte Verhaltensweisen und Denkmuster, die einem von der Gesellschaft seiner Meinung nach abverlangt werden, zum Ausdruck kommt. Für ihn sei jeder Mensch für sein Verhalten selbst in eigenständiger Art und Weise verantwortlich und niemand habe das Recht, bestimmte Verhaltensweisen, die gesellschaftlich auf einen breiten Konsens stoßen, einem anderen Menschen abzuverlangen. Im Zusammenhang mit Auschwitz betonte der Schriftsteller in der Frankfurter Rede von 1998, dass das Gewissen des Einzelnen

<sup>115</sup> Dieser Absatz und die dortige Definition von Gewissen wurde folgendem Artikel entnommen: Michael Eggers, Gewissen, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg, 2001, S.237-238.

<sup>116</sup> G.B. Trasler, Gewissen, in: Wilhelm Arnold, Hans Jürgen Eysenck, Richard Meili, Lexikon der Psychologie, Band 1, Augsburg 1996, S.768-773, hier: S.768f.

<sup>117</sup> Dieser Absatz wurde größtenteils folgendem Artikel entnommen: Michael Eggers, Gewissen, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.237-238.

nicht in eine gewünschte Richtung gelenkt werden kann.

*„Es gibt die Formel, daß eine bestimmte Art Geistestätigkeit die damit Beschäftigten zu Hütern oder Treuhändern des Gewissens mache; diese Formel finde ich leer, pompös, komisch. Gewissen ist nicht delegierbar.“<sup>118</sup>*

In dem Gespräch mit Ignatz Bubis vom 14.12.1998 wiederholte der Autor Martin Walser nochmals seine Ansicht, ihm könne niemand vorschreiben, wie er sich an das Phänomen Auschwitz zu erinnern habe, denn für sein Gewissen sei ausschließlich er selbst verantwortlich. Der Schriftsteller sagte in dieser Auseinandersetzung mit Ignatz Bubis unter anderem:

*„Es ist ein Sprachgebrauch entstanden, in dem dem Gewissen Vorschriften gemacht werden, wie es an Auschwitz denken soll. Und das ist eine unerträgliche Vorschrift. Ich will mir nicht vorschreiben lassen, wie ich mich zu erinnern habe. Ich habe vielleicht zu wenig deutlich gemacht, daß es öffentliche Erinnerungspflege geben soll. Aber wie sich jeder einzelne in seinem Empfinden und seinem Gewissen, in seiner Familie oder seinen Kindern gegenüber fühlt, das muß ihm überlassen bleiben.“<sup>119</sup>*

In derselben Unterredung beharrt Martin Walser vehement auf seinem Recht der Gewissensfreiheit. An Bubis gewandt, sagte er damals:

*„Herr Bubis, das sage ich Ihnen: Ich will meinen Seelenfrieden, verstehen Sie? Und wie ich ihn kriege, das ist in mir; das ist mein Wissenshaushalt. Und da lasse ich mir von niemandem, auch nicht von Ihnen, dreinreden. Mein Gewissen bleibt mein Gewissen. Oder ich pfeife drauf, dann schenke ich es ihnen.“<sup>120</sup>*

Der Autor betonte in diesem Gespräch mit dem damaligen Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, er glaube nicht, dass das Gewissen von jungen Menschen durch öffentliche Akte geschult oder entwickelt werden könne. Seiner Ansicht nach werde dieses durch das familiäre Umfeld geformt. Dies bedinge, dass jeder Mensch bei allen erdenklichen Themen in seiner Gewissensentscheidung frei bleiben müsse. Öffentliche Gedenkveranstaltungen würden jedenfalls nicht dazu dienen, eine bestimmte gewünschte Haltung bei den Menschen zu erzeugen, sondern lediglich zu Verdruss führen, was der Sache des Gedenkens nicht förderlich wäre.<sup>121</sup>

<sup>118</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.13.

<sup>119</sup> Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser: Vom Wegschauen als lebensrettende Maßnahme, von der Befreiung des Gewissens und den Rechten der Literatur, in: FAZ, 14.12.1998, wiederabgedruckt in: Frank Schirrmacher (Hg), Die Walser-Bubis Debatte - Eine Dokumentation, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, hier: S.446.

<sup>120</sup> Ignatz Bubis, Salomon Korn, Frank Schirrmacher, Martin Walser - Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Ein Gespräch, in: FAZ, 14.12.1998, ohne Paginierung. Das Gespräch wurde wieder abgedruckt in: Die Walser- Bubis-Debatte - Eine Dokumentation, herausgegeben von Frank Schirrmacher, Frankfurt am Main, 1999, S.438-465, die zitierte Stelle befindet sich dort auf Seite 449.

<sup>121</sup> Ignatz Bubis, Salomon Korn, Frank Schirrmacher, Martin Walser - Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Ein Gespräch, in: FAZ, 14.12.1998, ohne Paginierung. Das Gespräch wurde wieder abgedruckt in: Die Walser- Bubis- Debatte - Eine Dokumentation, herausgegeben von Frank Schirrmacher, Frankfurt am Main

Die Gewissensfrage zieht sich durch Walsers gesamtes Leben und Werk. So brachte er seinen Unmut über staatlich verordnete „*Moralaufseher*“ schon 1974 im Rahmen seines Essays *Über die Architektur einer Moral* zum Ausdruck. Damals jedoch brachte er die Problematik noch nicht in Zusammenhang mit Auschwitz, sondern schrieb über die damalige Meinungsbildung in der politischen Landschaft in Deutschland ganz allgemein:

*„Der Konsument spürt, wer ein Demokrat ist, der stimmt da zu. Oder: Wer DA nicht zustimmt, der ist kein Demokrat. Und so grob diese Begrifflichkeit ist, so vage sie bleibt, hauptsächlich, wenn vom Boden des Grundgesetzes gesprochen wird, weil einer da nicht mehr draufstehe, nach Meinung dieses oder jenes politischen Moralaufsehers, so unbelangbar das ganze öffentliche Urteils- und Verurteilungswesen ist, es funktioniert doch haarscharf; das heißt, es verdächtigt, diffamiert und erstickt so allmählich alle eigene Phantasie im Konsumenten und lähmt seine Bedürfnisse, soweit sie sich nicht auf die Mitte als politische Heimstatt beziehen. Jeder wird dadurch auch der zuverlässig geeichte Aufseher seines Nebenmenschen. Trotzdem gibt es bei uns eine Art Meinungsfreiheit.“<sup>122</sup>*

Im Jahre 1989 dagegen klingt schon das Thema der Gewissensnot an, das der Schriftsteller später in der Friedenspreisrede näher ausführt und dann auch auf das Thema Auschwitz bezieht. Am Beispiel der Antigone-Sage kommt der Autor zu der Frage, ob der Umgang mit Schuld denn vorgeschrieben werden könne.

*„Wie nehmen sich vor diesem Antigonehorizont unsere neuesten Geschichtsstreite aus? Ist der Umgang mit unserer Schuld reglementierbar, vorschreibbar? Kann ein Umgang besser sein als der andere? Das öffentliche Bekennen unserer Schuld hat inzwischen zu einem Wettbewerb geführt, in dem weniger von der Schuld die Rede ist als davon, daß immer einer einen anderen kritisiert, weil der unsere Schuld nicht richtig zum Ausdruck gebracht hat. Offenbar ist es sehr schwer, öffentlich Schuld glaubhaft zu bekennen, also weist man auf einen hin, dem es nicht gelungen ist.“<sup>123</sup>*

Ähnliche Schwierigkeiten mit der Öffentlichmachung persönlicher Gewissensfragen spricht Walser auch in seiner Paulskirchenrede vom 11.10.1998 an, was abermals zeigt, dass der Schriftsteller bestimmte, ihm wichtige Themenkomplexe nach einem gewissen Zeitraum in veränderter Form erneut aufgreift.

*„Ein gutes Gewissen ist keins. Mit seinem Gewissen ist jeder allein. Öffentliche Gewissensakte sind deshalb in der Gefahr symbolisch zu werden. Und nichts ist dem Gewissen fremder als Symbolik, wie gut sie auch gemeint sei. Diese ‚durchgängige Zurückgezogenheit in sich selbst‘ ist nicht repräsentierbar. Sie muß ‚innerliche Einsamkeit‘ bleiben. Es kann keiner vom anderen verlangen, was er gern hätte, der aber nicht geben will.“<sup>124</sup>*

---

1999, S.438-465, die zitierte Stelle befindet sich dort auf Seite 448.

<sup>122</sup> Martin Walser, *Über die Architektur einer Moral*, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.508-515, hier: S.509.

<sup>123</sup> Martin Walser, *Antigone oder Die Unvernunft des Gewissens*, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.938-943, hier: S.941f.

<sup>124</sup> Martin Walser, *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998*. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.22.



Auf der zuvor angeführten Seite des Antigone- Essays ist außerdem zu lesen:

*„Die Achtung vor der persönlichen Stimme – das könnte das Allgemeinste sein, was Antigone uns bringt. Man kann, was das Gewissen angeht, wahrscheinlich nicht im Recht sein. Jeder hat nur seins. Also gibt es keine Vorschrift. Nicht einmal eine Erwartung. Kierkegaard, auch ein Virtuose der inneren Stimmfindung, hat einmal angemerkt, daß es schon unethisch sei, aus den Handlungen eines anderen auf dessen Motive zu schließen. So sehr ist, was einer als sein Gewissen hat, seine eigene, seine allereigenste Sache. Antiöffentlich schlechthin. Nicht rechtfertigungspflichtig. Jeder Eid auf etwas ist schon eine drastische Gefangennahme dessen, was nur frei denkbar ist.“<sup>125</sup>*

Das Motiv der Gewissensfreiheit, welches in dieser Passage anklingt, findet sich ebenfalls in der Friedenspreisrede wieder: *„Das ist Gewissensfreiheit, die ich meine. Das Gewissen, sich selbst überlassen, produziert noch Schein genug. Öffentlich gefordert, regiert nur der Schein.“<sup>126</sup>*

Der Schriftsteller ist der Auffassung, dass das Gewissen eines jeden einzelnen Menschen keiner Rechenschaft bedürfe, und kein Mensch dem Anderen eine Gesinnung aufoktroyieren dürfe, ohne den anderen um Erlaubnis zu fragen.

Walser spricht sich in seinem Antigone-Aufsatz weiterhin gegen die Inanspruchnahme des Gewissens zu Zwecken der political correctness aus:

*„Die Geschichte zeigt, daß trotz glänzender Gewissenstaten auf dem Papier der Literatur und der Philosophie der politische Mißbrauch des Gewissens nicht verhindert wurde und wahrscheinlich auch in Zukunft nicht verhindert werden wird. Wozu also Antigone und Josef K.? Was bringt Antigone heute? Die Gegenstimme!“<sup>127</sup>*

Auch dieser Gedankengang vom politischen „*Mißbrauch des Gewissens*“ fand Eingang in die Paulskirchenrede: *„In der Diskussion um das Holocaustdenkmal in Berlin kann die Nachwelt einmal nachlesen, was Leute anrichteten, die sich für das Gewissen von anderen verantwortlich fühlten.“<sup>128</sup>*

In seinem Vortrag *Über freie und unfreie Rede* vom 5. November 1994 bringt Martin Walser das Gewissensthema ebenfalls zur Sprache. Zu diesem Zeitpunkt sind seine Äußerungen über das Gewissen jedoch noch sehr allgemein gehalten. Er spricht dabei von einem „*Unsäglichsberg*“, wobei der Dichter mit diesem Ausdruck seine Seelennot umschreiben möchte, dass er das, was er denke, nicht öffentlich sagen könne.

<sup>125</sup> Martin Walser, *Antigone oder Die Unvernunft des Gewissens*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.938-943, hier: S.941.

<sup>126</sup> Martin Walser, *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998*. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.23.

<sup>127</sup> Martin Walser, *Antigone oder Die Unvernunft des Gewissens*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.938-943, hier: S.939.

<sup>128</sup> Martin Walser, *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998*. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.20.

*„Ein Ergebnis dieser Gewissensbildung ist, daß ich das, was in meinem Gewissen stattfindet, nicht veröffentlichen kann. Ich kann sagen, daß ich mein Gewissen für nicht vorzeigbar halte. Das, was heraus darf, ist dann das Zurechtgemachte, das dem Soll Entsprechende. Die Welt hat Anspruch nur auf das Bild von mir, das sie bei mir bestellt, verlangt, durchsetzt. Ich entspreche der Welt so, wie ich früher den Lehrern entsprach. Den Pfarrern entsprach. Man nennt das, glaube ich, Sozialisation. Das heißt, man weiß in jedem Augenblick und unter allen Umständen, was und wieviel man vorzeigen darf, kann, soll, muß. Schriftsteller wird man vielleicht auch deshalb, weil man darunter leidet, daß man fast nichts von sich zeigen darf. Das Sagbare ist ja nur die Spitze eines Unsäglichkeitsberges. Den Bereich des Sagbaren ein wenig zu erweitern, das ist ein Traum, ein Bedürfnis, ein Zwang. Und sei's durch die freie Rede.“<sup>129</sup>*

Für Heinz Ludwig Arnold ist diese Aussage für das Verständnis der Befindlichkeit des Schriftstellers Martin Walser unerlässlich:

*„Das könnte ein Schlüsseltext sein, der uns die Befindlichkeit des alten Martin Walser erklärt. Es scheint, als habe sich Walser entschlossen, solchen Sozialisationszwängen zu entsagen, und seinen Unsäglichkeitsberg durch freiere Reden etwas abzubauen. Seither hat das in vielen Jahren seiner literarischen Sozialisation entstandene große erzählerische und essayistische Werk des brillanten Intellektuellen Martin Walser eine schillernde Nuance hinzugewonnen.“<sup>130</sup>*

Bereits in einem Interview aus dem Jahre 1997 lässt der Autor seinen Unmut über das damals noch in Planung befindliche Holocaust-Mahnmal anklingen, wobei er nicht umhin kommt, in diesem Zusammenhang abermals über das Gewissen zu sprechen:

*„Das ist sozusagen unser deutsches Spezialproblem. Das kann gar nicht aufhören, das entfacht immer neue Konfrontationen. Doch obwohl es sich hier um das Gewissensproblem schlechthin handelt, gibt es dazwischen eine grotesk anmutende Routine. Auch wenn sie gut gemeint sind, werden doch schauderhafte Vorschläge gemacht, von denen das Berliner Mahnmal zur Erinnerung an die Judenvernichtung vielleicht der krasseste ist. Gewissensvorgänge kann man aber nicht normieren. Gewissen ist für mich das am wenigsten Normierbare überhaupt. Das muß man den Menschen selber überlassen.“<sup>131</sup>*

In der Paulskirchenrede bezeichnet Walser dann das angesprochene Mahnmal als eine „*Monumentalisierung der Schande*“.

*„Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Alptraum. Die Monumentalisierung der Schande. Der Historiker Heinrich August Winkler nennt das ‚negativen Nationalismus‘. Daß der, auch wenn er sich tausendmal besser vorkommt, kein bißchen besser ist als sein Gegenteil, wage ich zu vermuten. Wahrscheinlich gibt es auch eine Banalität des Guten.“<sup>132</sup>*

<sup>129</sup> Martin Walser Über freie und unfreie Rede - Andeutungen, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.1046-1061, hier: S.1049.

<sup>130</sup> Diese Stellungnahme Arnolds wurde folgender Sendung entnommen: „Ich ertrage nichts unbeantwortet - Versuch über Martin Walser“. Eine Radiosendung von Heinz Ludwig Arnold, ausgestrahlt in der Sendung Radio Art am 13.04.2004 zwischen 21:03 Uhr bis 22:05 Uhr auf SWR 2. Eigene Transkription.

<sup>131</sup> Bitteschön, wo ist denn jetzt der Rechtsruck geblieben? - Ein Gespräch mit Michael Hübl, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunschpotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.85-90, hier: S.85. Erstveröffentlichung: BNN, 18.03.1997.

<sup>132</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.20.

Der „negative Nationalismus“, den der Schriftsteller hier anprangert, scheint ihm Heuchelei zu sein, welche dem Gedenken nicht dienlich sei. Schon zuvor erklärt er das Gewissen für nicht normierbar, ein Mahnmal diene aber genau diesem Zweck.

In einem Gespräch mit Rudolf Augstein vom 2.11.1998 wehrt sich Walser gegen die Kritik an seinem Buch *Ein springender Brunnen* und die auf diese Weise seinem Gewissen auferlegten Zwänge:

„Wenn mir jemand Auflagen macht, das soll ich so und so in meinem Gewissen empfinden, dann sträubt sich in mir etwas. Dann nenne ich das, obwohl das zum Gewissen nicht paßt, Porenverschluß. Dann wehre ich mich. Wenn einer in der einflußreichsten Literatursendung des Fernsehens, offenbar von Millionen Zuschauern angeschaut, wenn einer da vorwurfsvoll sagt: In meinem Roman komme Auschwitz nicht vor, und wenn der andere dann sagt: Schon in ‚Ehen in Philippsburg‘, also 1957, sei keiner in der HJ gewesen, keiner im BDM; ja, schon 1955 sei die deutsche Vergangenheit im ‚Flugzeug über dem Haus‘ ausgeklammert worden ... Daß das 1955 kafkaeske Parabeln waren, in denen die Hitlerjugend schlecht plazierbar gewesen wäre, gilt nichts. Ästhetik gilt nichts, nur die politische Korrektheitsforderung gilt, und das erlebe ich als ungeheure Bevormundung. [...] Es wird vorgeschrieben, was vorkommen muß. Und die Literatur ist nur das Feld, auf dem solche Meinungsherrschaft am leichtesten durchsetzbar zu sein scheint.“<sup>133</sup>

Martin Walser spielt hier auf Äußerungen des Literaturkritikers Marcel Reich-Ranicki an, die dieser in der von ihm moderierten Sendung *Das literarische Quartett* am 14. August 1998 bei der Besprechung seines Buches *Ein springender Brunnen* tätigte. Jochen Hieber umschreibt die Ausführungen des Literaturkritikers folgendermaßen:

„Marcel Reich-Ranicki schaltet sich ein. Er sei mit ungefähr allem einverstanden, was bisher gesagt worden sei - nur nicht mit dem Begriff Faschismus, den Isenschmid mehrfach benutzt habe. Der verharmlose, was sich hierzulande zwischen 1933 und 1945 abgespielt habe. Sodann verweist er auf eine gedruckte Kritik des neuen Romans, die *Ein springender Brunnen* als bedeutendstes Werk seit Walsers bislang bestem Buch, dem Debütroman *Ehen in Philippsburg* von 1957, bezeichne. Dieses Lob drücke in Wahrheit eine ziemliche ‚Infamie‘ aus, weil es alle Romane, die der Autor seither veröffentlicht habe, ‚mehr oder weniger in den Papierkorb befördert,‘ Er, Reich-Ranicki, habe *Ehen in Philippsburg* damals auch gelobt, aber auch schon etwas geschrieben, was er heute wiederholen müsse: Es sei ‚niemand da, im ganzen Roman, der vielleicht in der SA war oder in der HJ oder im BDM oder wenigstens in der Wehrmacht,‘ Walsers erster, in den fünfziger Jahren spielender Roman sei mithin ‚ein Roman über Menschen ohne Vergangenheit‘. Im Verlauf der Debatte wird Reich-Ranicki noch über Walsers allererstes Buch, den Erzählband *Ein Flugzeug über dem Haus* von 1955, bemerken: ‚Da war auch das Dritte Reich wunderbar ausgeblendet.‘ Und hinzufügen: ‚Aber lassen wir das, es ist sein Recht, das haben viele Schriftsteller damals getan.‘“<sup>134</sup>

Walser kontrastiert in seiner oben zitierten Verlautbarung seine Auffassung von literarischer Ästhetik mit der öffentlichen Forderung, was in Romanen über die Kriegsjahre vorzukommen habe. Bei der Betrachtung der eben angeführten Stellungnahmen fällt aber folgendes ins Auge: Der Schriftsteller hat die relativierende Kritik des Literaturpapstes an seinem Buch

<sup>133</sup> Erinnerung kann man nicht befehlen - Martin Walser und Rudolf Augstein über ihre deutsche Vergangenheit, in: *Der Spiegel*, 2.11.1998, S.48-72, hier: S.72.

<sup>134</sup> Die Gesprächssequenz wurde folgender Publikation entnommen: Jochen Hieber, *Zur Rhetorik der Verletzung in der Walser- Bubis- Debatte*, in: „Hinauf und Zurück / in die herzhelle Zukunft“ - Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert, Festschrift für Birgit Lermen, herausgegeben von Michael Braun, Peter J. Brenner (u.a.), Bonn 2000, S.543-559, hier: S.545f.

nicht in vollem Umfang zur Kenntnis genommen. Zwar kritisiert Reich-Ranicki die aus seiner Sicht fehlende Auschwitz-Problematik in Walsers Roman unter Anführung seiner Rezension von *Ehen in Philippsburg*, dennoch gesteht er dem Autor diese Romankonstellation für dieses frühe Werk womöglich wegen der in der deutschen Bevölkerung noch spürbaren Nähe des zweiten Weltkrieges zu, da das Aussparen derjenigen Elemente, die im Zusammenhang mit dem verbrecherischen Regime des Nationalsozialismus standen, eine Signifikanz für das Schreiben der damaligen Schriftsteller gewesen und diese Haltung den damaligen Zeitumständen geschuldet war. Martin Walser exzerpiert hier jedoch lediglich diejenigen Standpunkte des Literaturkritikers, die ihm zur Bestätigung seiner Meinung über diesen dienen. Diese Vorgehensweise ist zwar allgemein verbreitet, trägt aber in aller Regel nicht zur Klärung der jeweiligen Sachverhalte bei. So entstehen immer wieder gewollte und ungewollte Missverständnisse im Dialog zwischen den beiden Kombattanten. Auch die Auseinandersetzung zwischen Ignatz Bubis und Martin Walser war von derartigen Irritationen geprägt.

Sowohl im Verlauf der Walser-Bubis-Debatte, als auch im Zuge der Diskussion um Walsers Roman *Ein springender Brunnen* zeigte sich deutlich, dass der Schriftsteller auf der Freiheit des eigenen Gewissens beharrt. Obwohl er in beiden Fällen seine Reflektionen über das Gewissen in den Vordergrund stellt, geht es ihm jedoch um weit mehr. Noch vor seiner heftig umstrittenen Paulskirchenrede plädierte der Intellektuelle für die freie Rede als Mittel, den Bereich des Sagbaren zu erweitern, um den ihm zur Last gewordenen „Unsäglichkeitsberg“ abzutragen, schließlich gebe es bei uns „...eine Art Meinungsfreiheit...“. Die öffentliche Reaktion auf seine Rede belehrte den Schriftsteller jedoch eines Besseren. Sowohl Inhalt, als auch Formulierung seiner Rede wurden ihm angekreidet, eine Erfahrung, die der Autor in vergleichbarer Weise auch bei der Rezeption seines Romans *Ein springender Brunnen* machen musste. Hier wurde ihm das Fehlen der Elemente Auschwitz, HJ, BDM und SA zum Vorwurf gemacht, weiterhin habe er dort auch noch eine Jüdin negativ beschrieben<sup>135</sup>. Walser empfindet diese Vorhaltungen als ungeheure Bevormundung, seine persönlichen Erinnerungen werden ihm streitig gemacht, sein Gewissen soll ihm vorgeschrieben werden, ebenso die Elemente, welche ein Roman über seine Kindheit zu enthalten habe, wie auch die Charakterzeichnung, die seinen Figuren zukäme.

---

<sup>135</sup> Diese Angaben wurden folgender Publikation entnommen: Jochen Hieber, Unversöhnte Lebensläufe – Zur Rhetorik der Verletzung in der Walser- Bubis- Debatte, in: Michael Braun (u.a.), Hinauf und Zurück / in die herzhelle Zukunft – Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert – Festschrift für Birgit Lermen, herausgegeben von Michael Braun, Peter J. Brenner (u.a.), Bonn 2000, S.543-559, hier: S.544 - 547.

Beiden Kontroversen ist also das Aufbegehren des Literaten gegen jegliche Form der „Meinungsherrschaft“ bezüglich seines Werks gemein. In diesem Punkt ist Walser sogar uneingeschränkt beizupflichten, leider jedoch zeigt er wenig Verständnis für die Vorhaltungen seiner jeweiligen Kontrahenten, ungeachtet der Tatsache, dass die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des Gedenkens von ihm selbst ebenfalls bejaht wird. Um nun zu ergründen, wie es zu solch verhärteten Positionen bei gegenseitigem Unverständnis kommen konnte, erscheint es unumgänglich, den kulturellen Hintergrund der verschiedenen Standpunkte näher zu beleuchten.

### III.II Verschiedene Kulturen - unterschiedliches Gedenken

Infolge der Eskalation der Kontroverse in den Medien, bei welcher Walser nach seiner Friedenspreisrede von Bubis der geistigen Brandstiftung bezichtigt wurde, kam es schließlich zu einem Treffen der Kontrahenten in den Redaktionsräumen der FAZ am 14.12.1998. Obwohl sicherlich auf beiden Seiten von Versöhnungsbereitschaft gesprochen werden darf, kam es nicht zu einer Annäherung der verschiedenen Positionen.

Auf die Konfliktsituation im Gespräch zwischen dem Schriftsteller und dem damaligen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland geht die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann näher ein, wozu sie zunächst die Begriffe *Scham-* und *Schuldkultur* einführt und einander gegenüberstellt. Unter *Schamkultur* möchte sie eine Gesellschaft verstanden wissen, in welcher kultur- und gruppenspezifische Verhaltensnormen das Primat für ein Individuum darstellen, wobei für die soziale Person alles darauf ankommt, ihr Gesicht zu wahren, also Respekt und Ehre zu erhalten sowie Bloßstellung und Schande zu vermeiden. In einer *Schuldkultur* dagegen, steht das Gewissen des Einzelnen im Mittelpunkt, der hier selbst die Instanz universaler Werte und Normen darstellt. Dabei hat er die Normen der Gesellschaft internalisiert und unterstellt sich freiwillig der Selbstzensur des eigenen Gewissens. Auf dieser Basis kommentiert Aleida Assmann den Disput zwischen dem Schriftsteller und dem ehemaligen Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland folgendermaßen:

*„[...] Walsers Position wird vor diesem Hintergrund besser verständlich. Es ist die Position dessen, der sich latent beschuldigt fühlt und sich und andere aus ihrer Eingeschüchtertheit befreien möchte. [...] Während Walser im Paradigma der Schamkultur von ‚Schande‘ sprach, sprach Bubis im Paradigma der Schuldkultur von ‚Verbrechen‘. [...] Die nichtjüdischen Deutschen leiden unter einem Beschuldigungskomplex, die deutschen Juden leiden unter einem Vergessenskomplex. Statt sich in der geteilten Erinnerung mit ihren unterschiedlichen Anteilen zu verbinden, trennten sich Walser und Bubis in ihr. Walser nahm die Erinnerung des einen als die Beschuldigung des anderen wahr. In seiner Rede argumentierte er sowohl im Paradigma der Schuld- wie der Schamkultur. Im Paradigma der Schamkultur sprach er regelmäßig, wenn es um das kollektive Wir der Nation ging, im Paradigma der Schuldkultur, wenn es um das Ich des Individuums ging. Die historische Schuld der Deutschen wird von ihm anerkannt und gewürdigt, aber sie bleibt auf das individuelle Gewissen und damit auf die Sphäre des Unpolitischen beschränkt. Auf der Ebene des Kollektivs gelten für ihn die alten Maßstäbe des nationalen Selbstwertgefühls und der wiederherzustellenden Ehre. Diese Arbeitsteilung läuft auf eine Privatisierung der deutschen Schuld und eine Verweigerung ihrer nationalen Anerkennung hinaus, d.h. auf ihre Entsorgung aus der öffentlich-politischen Sphäre. Umgekehrt folgte für Bubis aus der traumatischen historischen Erfahrung ein unbedingtes Erinnerungsgebot. Erinnerung, wie er immer wieder betonte, bedeutete für ihn nicht Beschuldigung. Er dachte nicht im Paradigma der Schamkultur, aber auch nicht in dem der Schuldkultur, denn Erinnerung hatte für ihn keine heilende Kraft, sie führt weder zur Erlösung noch zur Versöhnung. Sie führt aber zur Solidarität. Jede Andeutung einer Begrenzung der Erinnerung - durch Schlußstrich oder durch Privatisierung - löste bei Bubis eine Reaktivierung seines Traumas aus. Hier steckte seine Erregungsbereitschaft.“<sup>136</sup>*

<sup>136</sup> Aleida Assmann, Ute Frevert, Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart 1999, S.94f.

Diese Stellungnahme enthält sehr viel Verständnis für die Positionen der beiden Kontrahenten, ohne sich dabei auf eine bestimmte Seite zu schlagen. Assmann betont dabei einerseits das Gefühl der latenten Beschuldigung, der sich Walser ausgesetzt fühle, andererseits führt sie die traumatischen Erfahrungen des Ignatz Bubis, der selbst im Konzentrationslager Treblinka gewesen war und dort nahezu seine ganze Verwandtschaft verloren hatte, als Entschuldigung für dessen Verhalten an. Mit der Erwähnung der „traumatischen historischen Erfahrung“ spielt die Kulturwissenschaftlerin mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die persönlichen Kriegserlebnisse des damaligen Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland an.

An diesem Punkt erscheint es sinnvoll, eine Begriffsklärung vorzunehmen, und auf das Phänomen des Traumas näher einzugehen. Nach Ansicht von Aleida Assmann lassen sich nämlich die Reaktionen Martin Walsers in der *Walser- Bubis- Debatte* ebenfalls als traumatisch klassifizieren.<sup>137</sup> Walsers Redewendung in der Friedenspreisrede, er zittere vor Kühnheit, sieht sie als Beleg für das Bestreben des Schriftstellers zu artikulieren, „*was alle sich zu sagen wünschen, aber nur er sich zu sagen getraut.*“<sup>138</sup>

„*Die Last der Vergangenheit, das Leiden an der deutschen Geschichte*“, habe sich bei Walser zu einer „*Last des öffentlichen Gedenkens und einem Leiden an der aufgezwungenen Erinnerung verschoben*“<sup>139</sup>, so die Kulturwissenschaftlerin. Diese Verschiebung bringt Assmann mit dem Trauma derer in Zusammenhang, welche die Seite der Täter repräsentieren. Diese hätten zwar keine individuellen Verbrechen zu verantworten, fühlten sich aber dennoch als Mittäter. Die Opfer litten an ihren Erinnerungen, weil sie ihnen die quälendsten Erlebnisse, die sie erlebt hätten, wieder ins Bewusstsein riefen. Die Täter wiederum hätten dem Druck standzuhalten, sich immer wieder erinnern zu müssen. Die Professorin beschreibt diesen Vorgang als Syndrom des sogenannten Täter-Traumas. Dieses Trauma beinhalte die Verdrängung der beschämenden Erinnerungen, die sich in den neuen Wert- und Identitätsrahmen nicht integrieren ließen. Der Schriftsteller habe mit seiner Kritik an Formen des symbolischen, öffentlichen, rituellen Gedenkens und seinem Plädoyer für eine privatisierte Auseinandersetzung mit dem eigenen Gewissen die belastende Erinnerung reduziert und für viele in eine gesellschaftlich akzeptable Form gebracht.<sup>140</sup>

---

<sup>137</sup> Aleida Assmann, Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S.113.

<sup>138</sup> Aleida Assmann, Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S.114.

<sup>139</sup> Aleida Assmann, Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S.114.

<sup>140</sup> Aleida Assmann, Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S.114.

Der Kulturwissenschaftler Matthias Lorenz kommt in seiner Beurteilung der *Walser- Bubis-Debatte* zu einem zunächst ähnlich erscheinenden Ergebnis. Für ihn lässt sich Walsers Geschichtsverständnis nur auf die Bereiche anwenden, die einem individualistischen Schuldverständnis das Wort reden. Es „*bestätigt sich die bereits geäußerte Vermutung eines zutiefst individualistischen Schuldverständnisses Martin Walsers, das sich nur auf die Ebene ursächlicher Verantwortung einläßt.*“<sup>141</sup>, so Lorenz. Hier stellt sich jedoch die Frage, was Lorenz unter dem Terminus „ursächliche Verantwortung“ versteht, da Walser sich zur Zeit der Auschwitzprozesse bereits in „*Unser Auschwitz*“ gegen die Verurteilung Einzelner angesichts der Kollektivschuld der Deutschen ausgesprochen hatte.

Der Chronist von Leben und Werk Martin Walsers, Jörg Magenau, betont in seinem Resümee des Gesprächs zwischen Bubis und Walser die Unvereinbarkeit der Erinnerungen des Auschwitzüberlebenden Ignatz Bubis und des Schriftstellers.

*„Diese Unvereinbarkeit, die Endgültigkeit, in der Täter und Opfer in Deutschland einander gegenüberstehen, ist es, die Walsers Aggressivität auslöste. In der Paulskirche hatte er sich grimmig gegen ‚die Intellektuellen‘ gerichtet, die ‚eine Sekunde lang der Illusion verfallen, sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für einen Augenblick näher bei den Opfern als bei den Tätern. Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen.‘ Ebendiese Gewissensaufrichtigkeit führt dann in einer paradoxen Wendung zur Aggression gegen Bubis - als ob er für das Auseinanderfallen der Deutschen in Opfer und Täter verantwortlich wäre.“*<sup>142</sup>

Was Magenau hier als paradoxe Wendung bezeichnet, entbehrt seines Widerspruchs, wenn man sich die oben angeführte Erklärung Assmanns vor Augen führt. Für Walser repräsentiert Bubis die Seite der Opfer, was wiederum das „*Täter-Trauma*“ des Schriftstellers reaktiviert. Das *Lexikon der Psychologie* definiert den Begriff Trauma folgendermaßen:

*„Ein psychisches Trauma kann jede schmerzhaft Erfahrung eines Individuums sein, besonders wenn diese Erfahrung mit bleibenden Veränderungen in der Umgebung verknüpft ist. In der Regel handelt es sich bei psychischen Traumen um Verluste von Motivbefriedigungsmöglichkeiten. Diese sind ‚schmerzhaft‘, das heißt, sie lösen einen Angst-Aggressionszustand aus, der nur entweder durch aggressive Rückgewinnung der bedrohten Befriedigungsmöglichkeiten oder durch die Einrichtung von inneren Abwehrmechanismen und den schließlichen Verzicht auf die Befriedigungsmöglichkeiten beendet werden kann.“*<sup>143</sup>

Traumata erscheinen im Rahmen dieser Arbeit von erheblicher Bedeutung, zumal von manchen Autoren behauptet wird, dass nicht nur das Individuum unter den Folgen dieser schmerzhaften Erfahrungen zu leiden hat, sondern dass die von den einschneidenden

<sup>141</sup> Matthias N. Lorenz, ‘Familienkonflikt’ oder ‘Antisemitismusstreit’? - Zur Walser- Bubis- Debatte, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.), *Seelenarbeit an Deutschland - Martin Walser in Perspective* (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.362-388, hier: S.373.

<sup>142</sup> Jörg Magenau, *Martin Walser - Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg 2005, S.496f.

<sup>143</sup> W. Toman, *Trauma, psychisches*, in: Wilhelm Arnold, Hans Jürgen Eysenck, Richard Meili, *Lexikon der Psychologie*, Band 3, Augsburg 1996, S.2356.



Erlebnissen hervorgerufenen psychischen Störungen auch auf dem Wege der Übertragung (im psychoanalytischen Sinne) an dessen Nachkommenschaft weitergegeben würden, was unter Umständen sogar mehrere Generationen betreffen könne. Die Psychoanalytikerin Ilany Kogan aus Israel etwa, trifft hierzu folgende Aussage:

*„Ich glaube, daß Kindern von Holocaust-Überlebenden, die an einem transgenerativ übertragenen (=phantasierten)Trauma gelitten haben, eine besondere Reaktionsweise auf Retraumatisierungen im späteren Leben eigen ist. Unter der Einwirkung von realen Traumata neigen sie dazu, das phantasierte Trauma zu intensivieren[...]“<sup>144</sup>*

Diese Anschauung mag aufgrund der psychoanalytischen Sichtweise zunächst nicht plausibel erscheinen. Geht man jedoch davon aus, dass ein traumatisierter Holocaust-Überlebender mit seelischen Beeinträchtigungen zu kämpfen hat, so kann dies nicht ohne Konsequenzen für seine erzieherischen Qualitäten bleiben. Dass diese traumatischen Erfahrungen bei den Betroffenen tatsächlich weitreichende Auswirkungen haben, zeigt eine mehr als dreißig Jahre andauernde Untersuchung norwegischer Ärzte, die kurz nach dem Krieg ihren Anfang nahm. In dieser Studie konnte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nachgewiesen werden, dass bei allen ehemaligen KZ-Insassen und den in nationalsozialistischen Gefängnissen Inhaftierten physische sowie psychische Folgeschäden bestanden beziehungsweise immer noch bestehen. Hierzu wurde eine Gruppe ehemaliger Häftlinge mit einer nach Geschlecht, Altersgruppe, Beruf und sozioökonomischem Status parallelisierten Gruppe von Nicht-Häftlingen verglichen. Alle Probanden aus der Versuchsgruppe hatten Schlafstörungen und Alpträume, die ihnen zum Teil erst nach mehrfachem insistierendem Nachfragen der Ärzte ins Bewusstsein drangen. Weiterhin zeigten sie auch sonst nervöse Störungen aller Art, sowohl ihre Ausdauer als auch ihre Arbeitsfähigkeit erwiesen sich als beeinträchtigt. Auch der sozioökonomische Status der Betroffenen schien durch die Traumatisierung in Mitleidenschaft gezogen zu sein, es ließen sich nicht nur eine höhere Anzahl von Berufswechseln als bei der Kontrollgruppe feststellen, sondern auch häufigere Wohnortswechsel. Bei der Untersuchung des sozialen Status stellte sich heraus, dass sich sozialer Aufstieg lediglich bei der Kontrollgruppe zeigte, die Häftlingsgruppe jedoch war von sozialem Abstieg geprägt. Diese Symptome wurden auch von den Probanden auf ihre Erlebnisse im Konzentrationslager zurückgeführt.<sup>145</sup>

Folgende Aussage Helmut Dahmers, der einer der Universitätslehrer gewesen war, welche die Untersuchung durchgeführt hatten, vermag einen Eindruck von der Bedeutsamkeit der

<sup>144</sup> Ilany Kogan, Kinder von Holocaust-Überlebenden - vermittelte und reale Traumata, in: Psyche (1990), S.533-544, hier: S.534.

<sup>145</sup> Leo Eitinger, KZ-Haft und psychische Traumatisierung, in: Psyche (1990), S.118-132, hier: S.121f.

Ergebnisse zu vermitteln:

*„Unsere Untersuchungen haben gezeigt, daß die früheren Häftlinge in ihrer Gesamtheit eine bedeutend höhere Morbidität und Mortalität haben und daß dies nicht nur für die von sich aus zu ärztlichen Untersuchungen kommenden ausgewählten Personen gilt. Wichtiger erscheint mir jedoch die Tatsache, daß die höhere Morbidität sich nicht auf einzelne Krankheiten beschränkt, sondern fast das gesamte Krankheitspanorama und die gesamte Zahl der registrierten Diagnosen umfaßt.“<sup>146</sup>*

Aus dieser Studie geht klar hervor, dass die dem Tode Entronnenen de facto auch heute, sechzig Jahre nach Kriegsende, noch an den Folgen der damaligen Repressalien zu leiden haben. So haben zum Beispiel Martin Ehlert und Beate Lorke bemerkt, dass Folteropfer Trost über das erfahrene Leid in vielen Fällen gerade bei ihren Peinigern suchen. Auch wäre bei Opfern immer ein Gefühl der Mitschuld an dem traumatischen Geschehen, das sich mit dem Verstand nur schwer rational erklären lässt, zu beobachten.<sup>147</sup>

Diese Tatsache bestätigt die oben angeführten Ausführungen Aleida Assmanns zur Rechtfertigung des Verhaltens von Ignatz Bubis im Gespräch mit Martin Walser. Vor diesem Hintergrund ist auch die schon vorher angeführte Debatte um dessen Buch *Ein springender Brunnen* besser zu verstehen, zu deren Beginn der Kulturredakteur Andreas Isenschmid dem Schriftsteller vorwarf, in seinem Roman komme Auschwitz nicht vor.

Der Psychologe Tilmann Moser ordnet diese Diskussion um den Roman wie folgt ein:

*„Meine Hauptthese ist die folgende: Aus einer Reihe von Gründen ist der Pakt mit dem Nationalsozialismus das Äussere, für die Mutter das zum Überleben Notwendige. Aber er darf um des Überlebens wie um des Familien- und des Seelenfriedens willen kein Thema werden, kein Seelenstoff. Er tritt sozusagen nicht ins Denken und nicht in die Gefühlswelt ein. Er ist übermächtig wirklich und gleichzeitig unwirklich, oder, wie die Mitscherlichs es für die Nachkriegszeit formulierten, seelisch derealisiert. (‘Die Unfähigkeit zu trauern, München 1967) Eine rationale und emotionale Thematisierung würde diese Menschen überfordern, oder sie fürchteten es, und so entstanden Mechanismen des Selbstschutzes. Einer der wirksamsten ist die sogenannte Abspaltung: Ein ganzer Teil der Realität erhält keinen Zutritt mehr zur Welt der Gefühle.“<sup>148</sup>*

Seiner Ansicht nach konnte der Autor gar nicht anders, als bestimmte Ereignisse, die er während seiner Kindheit im Nationalsozialismus erlebte, mittels seiner Figur Johann nur anzudeuten, da ihn das direkte Ansprechen der Gräueltaten des Nationalsozialismus zuviel Überwindung gekostet hätte, womit der Schriftsteller stellvertretend für die ganze Kriegsgeneration stehe.<sup>149</sup>

<sup>146</sup> Leo Eitinger, KZ-Haft und psychische Traumatisierung, in: *Psyche* (1990), S.118-132, hier: S.127.

<sup>147</sup> Martin Ehlert und Beate Lorke, Zur Psychodynamik der traumatischen Reaktion, in: *Psyche* (Januar 1988), Nr. 1, S.502-532, hier: S.511.

<sup>148</sup> Tilmann Moser, Erinnerungen an eine Kindheit in der NS-Zeit oder Wieviel mußte Martin Walser wissen vom damaligen Schrecken?, Deutschlandfunk- Köln, 11. 12. 1998, der Artikel umfasste ausgedruckt 11 DIN A 4 Seiten, die zitierte Stelle befindet sich auf Seite 6. Internetadresse des Textes: <http://www.tilmanmoser.de/aufsaetze.htm> (24.10.2004).

<sup>149</sup> Der Psychologe zieht aus den Aussagen und der Verhaltensweise der Romanfigur des Johann zwar die richtigen Rückschlüsse auf die Privatperson Martin Walser, dennoch ist die Vorgehensweise des Therapeuten

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann sieht in Martin Walser einen typischen Vertreter der sogenannten „*skeptischen*“ Flakhelfer-Generation. Unter Bezugnahme auf das Buch *Bilanz der Nachfolge* von Heinz Bude unterscheidet sie zwischen den Geburtsjahrgängen 1924 und 1930 drei Kohorten, deren erste sich als junge Soldaten im Krieg schuldig gemacht hatte. Der Jahrgang Walsers gehöre nach Helmut Schelsky zur zweiten Kohorte, die aus der Hitlerjugend als Flakhelfer rekrutiert wurde und „*sich bei ihren aussichtslosen Einsätzen gegen die äußeren Schrecken und Zumutungen mit einem inneren Vorbehalt wappnete und aus dieser Erfahrung eine grundsätzliche Identifikationsscheu entwickelte.*“ Daher vermochte der Schriftsteller kein unvoreingenommenes Geschichtsbild zu entwickeln und gehörte als kritischer Geist jener Generation an, der die „*intellektuelle Gründung der Bundesrepublik zuzuschreiben*“<sup>150</sup> ist.

Folgender Auszug verdeutlicht die Sichtweise Assmanns bezüglich der Kohortenzugehörigkeit Walsers:

*„Weil man seiner Zeit nicht entgehen kann, sind auch Walsers persönliche Erinnerungen in den Wert- und Erfahrungshorizont einer Generation eingepaßt. Er gehört der sogenannten Flakhelfer-Generation an, die aus der ‚Hitlerjugend‘ rekrutiert wurde. Anders als andere Jahrgangskohorten ist diese Generation nicht nur durch historische Zeitgenossenschaft, sondern durch konsequente Sozialisation, ja Initiation in das ideologische System des rassistisch-antisemitischen NS-Staats gezeichnet. Die Biographien der Jahrgänge von 1918 bis 1933 sind durchgehend und von früh an durch die Rituale einer ‚mobilisierenden Formationserziehung‘ (Harald Scholtz) geprägt worden. Innerhalb dieser Jahrgänge haben sich unter dem Druck der katastrophisch beschleunigten deutschen Geschichte von 1939-1945 nicht weniger als drei politische Generationen herausgebildet. Es war die Zufälligkeit des Jahrgangs, die den einzelnen so oder so in das historische Geschehen verwickelte und ihn so oder so schuldig werden ließ. Für die 1924 Geborenen gelten andere Maßstäbe als für die 1927 Geborenen und noch andere für die 1930 Geborenen. Es ist ein Altersabstand von drei Jahren, der die ersten zur schuldigen Generation der jungen Soldaten, die zweiten zur ‚skeptischen Generation‘ der Flakhelfer und die dritten zur ‚unbefangenen Generation‘ der ‚weißen Jahrgänge‘ schlägt.“*<sup>151</sup>

Der Schriftsteller bestätigt die Erkenntnis Aleida Assmanns von der durch die Zeitumstände geprägten Sozialisation unfreiwillig selbst, denn schon in seinem Essay *Händedruck mit Gespenstern* aus dem Jahre 1979, offenbart er, dass er als einer, der im Jahre 1927 geboren ist, ein gestörtes Verhältnis zur Realität haben muss.

*„In Notizbüchern, soweit sie nicht für Veröffentlichung geschrieben sind, sieht es womöglich immer schon realistischer aus. Ich zitiere, was ich mir am 25.3.1975 in mein Notizbuch, in dem ich meine täglichen Übungen mache, notierte:  
 ‚Ich habe ein gestörtes Verhältnis zur Realität. Das muß ich zugeben. Insofern ist, was ich zu sagen habe, leicht abzuwehren. Ich würde gern beweisen, wenigstens behaupten, daß mein gestörtes Verhältnis zur Realität etwas damit zu tun habe. daß ich Deutscher bin und 1927 geboren worden bin. Ich glaube nicht,*

---

nicht Usus. Man sollte seine Urteile über eine Person nicht nur auf deren literarisches Zeugnis stützen, wie es hier geschieht.

<sup>150</sup> Aleida Assmann, Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S.40.

<sup>151</sup> Aleida Assmann, Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S.39f.

*daß man als Deutscher meines Jahrgangs ein ungestörtes Verhältnis zur Realität haben kann. Unsere nationale Realität selbst ist gestört.*“<sup>152</sup>

Für die Generation des Schriftstellers Martin Walser war es schwierig, die Ereignisse des 8. Mai 1945 richtig einzuordnen und zu bewerten. Einerseits hatten sie den Zweiten Weltkrieg verloren und empfanden dies als eine Niederlage, andererseits war auch für sie das Jahr 1945 als Befreiung anzusehen. So offenbarten einige Vertreter dieser Altersgruppe eine gewisse Ambivalenz in ihrer Gefühlswelt. Diese innere Zerrissenheit wird von Walser 1995 in einer besonders drastischen Art und Weise dargestellt:

*„Im Vorfeld habe ich befürchtet, daß die öffentlichen Erinnerungs-Veranstaltungen auf die Alternative ‚Befreiung‘ oder ‚Niederlage‘ hinauslaufen sollten. In dem ‚oder‘ sah ich einen Gewissens- und Lügenzwang sich vorbereiten. Ich hätte nicht lügen können. Für mich war 1945 eine Niederlage. Und eine Befreiung. Daß der Krieg aus war, das war Befreiung. Daß ich dann als 18jähriger ins Gefangenenlager kam, das war Niederlage. Damit bin ich damals nicht fertig geworden; obwohl ich gewußt habe, daß mir das Leben gerettet worden war. Aber die Medienart, solche Jahrestage zu begehen, bleibt peinlich. Die Medien lügen, wenn sie solche Veranstaltungen zelebrieren. Die Art, wie sie darüber schleimen!“*<sup>153</sup>

Aleida Assmann zitiert in ihrer gemeinsam mit Ute Frevert herausgegebenen Publikation *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit* P. H. von Blanckenhagen, der diese Seelennot, die viele der überlebenden Deutschen empfanden, schon kurz nach Kriegsende dahingehend zum Ausdruck gebracht hatte, dass *„gerade der Patriot den Sieg Deutschlands fürchten, seine Niederlage wünschen müsse.“*<sup>154</sup>

Der Historiker Hans-Ulrich Wehler hat die besondere Bewandnis des 8. Mai auf folgende Art und Weise gedeutet: Nach seinen Worten sei es der DDR im Vergleich zur Bundesrepublik aufgegeben worden, die Rote Armee als Befreier anzusehen, in der Bundesrepublik dagegen hätten die Worte Katastrophe und Niederlage es gestattet, den eigenen Wiederaufstieg mit einer Gloriole zu umgeben. Die Deutschen wären ihrem damaligen Selbstverständnis nach eigenständig aus dem Tal der Tränen zu neuem Glanze gekommen, so der Historiker. Diese Art der eigenen Wahrnehmung war nicht mit der erst später im Deutschen Volk gereiften Erkenntnis,

*„dass vieles, auch der ökonomische Aufschwung, mit Unterstützung der ehemaligen Kriegsgegner zustande gekommen war. Dass wir befreit wurden, dass man uns geholfen hat - nachdem die Deutschen*

<sup>152</sup> Martin Walser, Händedruck mit Gespenstern, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.617-630, hier: S.623.

<sup>153</sup> Ich kann mich auf keinen Nenner bringen, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunschpotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.55-62, hier: S.60f. Erstveröffentlichung: Focus 48, 27.11.1995. Auf die Medienkritik, die in dieser Stellungnahme Walsers ebenfalls anklingt, wird zu einem späteren Zeitpunkt dieser Untersuchung noch eingegangen.

<sup>154</sup> P.H. von Blanckenhagen, Der falsche Charakter, in: Die Wandlung I (1945/46), H. 4, S.379, zitiert nach: Aleida Assmann, Ute Frevert, Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart 1999, S.99, Anmerkung 106.

sich von diesem Regime nicht selbst hatten befreien können.“<sup>155</sup>,

in Einklang zu bringen.

Martin Walser ist als Bürger der Bundesrepublik, in welcher die Meinungsfreiheit sogar Aufnahme in das Grundgesetz fand, nicht bereit, sich ähnlich, wie damals in der DDR geschehen, seine Empfindungen aufnötigen zu lassen. Er besteht darauf, dass jeder Mensch das Recht auf seine eigene Erinnerung habe und artikuliert dies mittels seines Protagonisten Johann in seinem Roman *Ein Springender Brunnen* auf folgende Art und Weise:

*„Er hatte gespürt, daß Wolfgang, was er ihm erzählt hatte, erzählt hatte, weil Johann das wissen müsse. Vielleicht meinte Wolfgang, daß Johann ein Vorwurf zu machen sei, weil er all das nicht gewußt, nicht gemerkt hatte. Johann wehrte sich gegen diesen vermuteten Vorwurf. Woher hätte er wissen sollen, daß Frau Haensel Jüdin ist? Er wollte von sich nichts verlangen lassen. Was er empfand, wollte er selber empfinden. Niemand sollte ihm eine Empfindung abverlangen, die er nicht selber hatte. Er wollte leben, nicht Angst haben.“*<sup>156</sup>

Für Tilmann Moser ist diese Stelle nicht nur Ausdruck von Walsers *Unfähigkeit zu trauern*, sondern auch für dessen seelischen Starrsinn, die Ereignisse nach seinem damaligen Empfinden zu schildern, und seine Gefühle und Empfindungen nicht mit dem heutigen Wissen über die damalige Zeit zu befrachten, obwohl er genau weiß, dass diese Erzählweise nicht den politisch korrekten Gepflogenheiten entspricht, und ihm von Seiten des Literaturkritikers Isenschmid den Vorwurf des Antisemitismus einbrachte.<sup>157</sup>

*„Ich will Johann beileibe nicht zum Patienten machen, sondern hervorheben, daß er in einer Situation der Spaltung gelebt hat. Der Reichtum der Gefühle wie der sensiblen Wahrnehmung ist in manchen Bereichen einfach nicht angesprungen, und so ging es, schrecklich zu sagen, vielleicht Millionen Deutschen, auch Erwachsenen. Man kann es moralisch sehen, verurteilen, oder psychologisch oder sozialpsychologisch oder massenpsychologisch deuten. Aber auch dies gehört vielleicht zu Walsers Kunst wie zu seiner Aufrichtigkeit: Er unterschiebt dem Johann keine Gedanken und Gefühle, die er damals nicht hatte, auch auf die Gefahr hin, beschuldigt zu werden als Verharmloser der NS-Zeit.“*<sup>158</sup>

Eine andere Stimme äußert sich ähnlich:

<sup>155</sup> Das längste Jahr, Warum am 8. Mai 1945 zwar der Krieg zu Ende war, der Frieden aber noch nicht begonnen hatte - ein Gespräch mit dem Historiker Hans-Ulrich Wehler, in: Die Zeit Geschichte - Die Stunde Null - 8. Mai 1945 - Teil 2: Lehren aus der Katastrophe, Nr. 1 Teil 2, April 2005, S.26-30, hier: S.30.

<sup>156</sup> Martin Walser, *Ein springender Brunnen*, Frankfurt am Main 1998, S.401.

<sup>157</sup> Jochen Hieber, *Unversöhnte Lebensläufe – Zur Rhetorik der Verletzung in der Walser- Bubi- Debatte*, in: Michael Braun (u.a.), *Hinauf und Zurück / in die herzhelle Zukunft – Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert – Festschrift für Birgit Lermen*, herausgegeben von Michael Braun, Peter J. Brenner (u.a.), Bonn 2000, S.543-559, hier: S.546.

<sup>158</sup> Tilmann Moser, *Erinnerungen an eine Kindheit in der NS-Zeit oder Wieviel mußte Martin Walser wissen vom damaligen Schrecken?*, Deutschlandfunk-Köln, 11. 12. 1998, Der Artikel umfasste ausgedruckt 11 DIN A 4 Seiten, die zitierte Stelle befindet sich auf Seite 8. Internetadresse des Textes: <http://www.tilmanmoser.de/aufsätze.htm> (24.10.2004).

*„Walsers Schreibweise ist nicht durch ein [...] Trauma psychologisch zu erklären, jedoch offenbart sie seine Nöte, sich und seine schriftstellerische Karriere in einem Land zu rechtfertigen, wo die Erinnerung an Auschwitz allgegenwärtig ist, die Debatte über angemessene Formen des Eingedenkens an die Ermordeten in Form eines Mahnmals oder eines Geschichtsmuseums noch läuft und die eilfertige Identifikation der Täter- und Mitläuferkinder mit den Opfern allzu leicht von den Problemen mit der nationalen Geschichte ablenkt.“<sup>159</sup>*

Auch im Interview mit Peter Voß vom 7.1.1999 redet Walser, unter Verwendung des schon 1988 in seiner im Rahmen der Münchner Kammerspiele gehaltenen Rede *Über Deutschland reden* gebrauchten Motivs des antifaschistischen Kindes, einer subjektiven Erinnerung das Wort und betont, dass es ihm nicht darauf ankomme, ein getreues Abbild der damaligen Wirklichkeit zu zeichnen:

*Walser: „Und das war natürlich meine Haupteinfahrung, daß es für die Erinnerung eine andere Sprache gibt, als für etwas, was man zu wissen glaubt. [...]*

*Um eine öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, mußte man entweder ein faschistisches Kind oder ein antifaschistisches Kind gewesen sein. Und das hat mich auch – ein bißchen zumindest – gehemmt, weil ich sah andauernd Bücher erscheinen, die sozusagen Stellung genommen haben zu dieser Zeit und ich verstehe auch, daß man dazu Stellung nehmen will oder muß oder kann, aber ich wußte auch, daß es mir darauf nicht ankommen kann. Natürlich würde der politische Hintergrund der Zeit die Kulisse für alles sein. Aber ich wußte auch, daß es für mich uninteressant wäre, heute ein Buch zu schreiben darüber, wie man sich damals, von heute aus gesehen, hätte benehmen sollen. [...] Ein Buch der politischen Korrektheit, das wollte ich nicht.*

*Natürlich weiß man, was von einem erwartet wird, wenn man ein Buch schreibt, das in den 30er Jahren spielt. Und man spürt auch, daß man dem nicht entsprechen kann! [...] Man will da keiner gedachten Erwartung genügen müssen. [...] Man will da einfach sich finden. [Zum Vorwurf der Kritik, Auschwitz fehle in seinem Buch *Ein springender Brunnen*, entgegnete Walser, Anmerkung des Verfassers]: „Da habe ich gemerkt, wie weit entfernt der operierende Zeitgeist von den Gesetzen der erzählenden Literatur ist. [...] Denn: Das wichtigste Gesetz der erzählenden Literatur ist die Perspektivität [...] Hätte ich meinem Johann ein Wissen von Auschwitz aufgebürdet, weil ich jetzt Bescheid weiß über Auschwitz, ist die Figur erledigt, dann ist sie vollkommen erledigt.“<sup>160</sup>*

Seine subjektive Erfahrung von Geschichte illustriert Martin Walser in der oben erwähnten Rede folgendermaßen:

*„Das Licht, in dem mir die Erinnerung Gegenstände und Menschen von damals präsentiert, ist ein festhaltendes Licht, eine Art Genauigkeitsselement. Man hat nicht gewußt, daß man sich das für immer so genau merken wird. Man hat vor allem nicht gewußt, daß man diesen Bildern nichts mehr hinzufügen können wird. Keinen Kommentar, keine Aufklärung, keine Bewertung.“<sup>161</sup>*

Diesen Gedankengang entwickelte der Schriftsteller bereits im Jahre 1965 in seinem Essay *Hamlet* als Autor, als er folgendes schrieb: *„Und doch gelingt es mir nicht, das üblich-*

<sup>159</sup> Barbara Bauer, *Über Autobiographien der Jahrgänge 1927/28 und Martin Walsers Roman „Ein springender Brunnen“* als Antwort auf jüdische Überlebensberichte, in: *Literaturkritik.de* 6 (1999). Internetadresse: <http://www.literaturkritik.de/txt/1999-06-15.html>. Der Artikel umfasste 19 DIN A 4 Seiten. Die zitierte Stelle befindet sich auf Seite 5 (25.04.2002).

<sup>160</sup> Die Sprache der Erinnerung, Interview mit Peter Voß in der Reihe „Bühler Begegnungen“, ausgestrahlt am 07.01.1999 in 3sat. Eigene Transkription.

<sup>161</sup> Martin Walser, *Über Deutschland reden - Ein Bericht*, in: Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.406-427, hier: S.406f.

*prächtige Bilderbuch der Jugend mit jenen Farben zu überziehen, die mir nachträglich geliefert wurden.*“<sup>162</sup>

Walser skizziert sowohl in der 1988 gehaltenen Rede als auch in seinem Roman *Ein springender Brunnen* seine Auffassung von Erinnerung. Für ihn kann nur seine eigene Vergangenheit, die ausschließlich seinem ganz persönlichen Erinnerungsvermögen vorbehalten bleiben und nicht mit dem erworbenen „Wissen über die mordende Diktatur“<sup>163</sup> befrachtet werden soll, Eingang in seine Werke finden. Darauf beharrt er auch im Gespräch mit Augstein: „Von der Erinnerung kannst du nichts verlangen. Da kann man nicht sagen: Bitte schön, wie war das damals.“<sup>164</sup> Der Autor differenziert zwischen seiner individuellen, persönlichen Erinnerung und den Erkenntnissen, die man heute über die nationalsozialistische Vergangenheit gewonnen hat. Der Schriftsteller beharrt auf der Authentizität seiner ureigenen Erinnerungen, die keiner nachträglichen Korrektur und Bewertung bedürfen. Er spricht sich mit diesem Verständnis gegen eine Neubewertung der Vergangenheit in der Gegenwart aus. Anhand der Ausführungen Walsers über sein Buch *Ein springender Brunnen* im Rahmen des schon zitierten Interviews mit Peter Voß stellt sich die Frage, welche Intention er mit diesem Werk verfolgte, und warum es die Nazizeit als Rahmenhandlung verwendet, wenn doch der Autor nur die Kindheit des Johann, welche frappierende Ähnlichkeit zur eigenen Vita Walsers aufweist, beschreiben möchte. Die Verbundenheit zu der Gegend um Wasserburg, in welcher der Schriftsteller lebt, zeigt sich in vielen seiner Werke und bildet häufig deren Ambiente: „Das Bodensee – Regionale ist ihm ‚Rüstkammer für Realismus‘ aber nicht für ‚Träume nach rückwärts‘.“<sup>165</sup> Muss ein Schriftsteller, der einen Roman verfasst, der in der nationalsozialistischen Vergangenheit spielt, sich nicht kritisch mit dieser Zeit auseinandersetzen, auch wenn er keinen Tatsachenbericht darüber erstellen möchte? Wenn Walser die Kulisse des Nationalsozialismus in der Bodenseeregion für sein Œuvre wählt, dann muss er sich bewusst sein, dass von ihm eine sozusagen poetische Stellungnahme zu diesem Themenkomplex erwartet wird, in der bestimmte Komponenten, die mit dieser Zeit in Verbindung gebracht werden, enthalten sein sollten. Es war daher damit zu rechnen, dass das Fehlen der Auschwitzproblematik in seinem Roman zu entsprechenden Vorwürfen seitens diverser Kritiker führen würde, von denen einige weiter unten in diesem Abschnitt noch

<sup>162</sup> Martin Walser, Hamlet als Autor, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.108-115, hier: S.109.

<sup>163</sup> Martin Walser, Über Deutschland reden - Ein Bericht, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.406-427, hier: S.407.

<sup>164</sup> Erinnerung kann man nicht befehlen - Martin Walser und Rudolf Augstein über ihre deutsche Vergangenheit, in: Der Spiegel, 2.11.1998, S.48-72, hier: S.63.

<sup>165</sup> Franz Lennartz, „Walser“, in: Franz Lennartz, Deutsche Schriftsteller der Gegenwart, Stuttgart 1978, S.756-764, hier: S.757, zitiert nach: Gerald A. Fetz, Martin Walser, Stuttgart 1997, S.2.

Erwähnung finden sollen. Warum also wählte der Autor die Zeit zwischen 1932 und 1945 als Rahmenhandlung und nicht einen „*locus amoenus*“ beziehungsweise eine bukolische Landschaft nach Art Vergils? Ein Roman, der sich mit dem „*dunklen Kapitel*“ der deutschen Geschichte, der zwölfjährigen Herrschaft des Nationalsozialismus - wenn auch nur am Rande - befasst, wird diesem wichtigen Thema nur dann gerecht, wenn er die damaligen geschichtlichen Fakten auch angemessen würdigt. Nach Meinung einiger Literaturkritiker dürfe Literatur bei einem so problembeladenen Thema nicht in Fiktionalität nach der Lesart Gumbrechts erstarren, wonach „*ein Text, der auf einer abstrakten Sicht der Sachlage beruht und von dem nur wenige oder kleine Teile davon wirklichen Erscheinungen der Lebenswelt entsprechen,*“ als fiktional zu bezeichnen ist<sup>166</sup>. Um die in diesem Absatz aufgeworfenen Fragen zu klären, soll zunächst auf die Kognitionstheorie des Radikalen Konstruktivismus eingegangen werden. Diese Theorie zeichnet sich durch folgende Eigenschaften aus:

*„Der grundlegende Unterschied zwischen dem Konstruktivismus und allen realistischen Erkenntnistheorien besteht darin, daß die konstruktivistische Kognitionstheorie die Vorstellung zurückweist, daß menschliche Subjekte die Wirklichkeit objektiv oder unverzerrt erkennen können. Der Konstruktivismus geht davon aus, daß Menschen keinen Zugang zu einer objektiven Wirklichkeit haben und nichts erkennen können, was außerhalb ihrer subjektiven Erfahrungswelt liegt. Im Erkenntnisprozeß bilden sie daher nicht ‚die‘ Wirklichkeit ab, sondern durch ihre sprachlichen Beschreibungen erzeugen Individuen überhaupt erst ein subjektabhängiges Konstrukt ihrer Welt.“*<sup>167</sup>

Diese Theorie lässt sich sowohl auf den *Springenden Brunnen* als auch auf das Essay *Über Deutschland reden* anwenden, was einen Teil der oben skizzierten Fragen zu beantworten vermag, denn Walser erschafft in seinen Texten jeweils sein subjektives Konstrukt der Welt. Der Begriff der ‚Poiesis‘ macht vielmehr im konstruktivistischen Sinne deutlich, dass literarische Texte nicht wirkliches Geschehen exakt abbilden,

*„sondern eigenständige Manifestationsformen gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktion darstellen und mit spezifisch fiktionalen Gestaltungsmitteln selbst zur Herausbildung neuer Wirklichkeitsmodelle beitragen können.“*<sup>168</sup>

Auf die Poiesis wies auch Roland Barthes in seinem Werk *Introduction à l'analyse structurelle des récits* (1966) hin, als er sagte,

<sup>166</sup> Lutz Rühling, Fiktionalität und Poetizität, in: Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering (Hg.), Grundzüge der Literaturwissenschaft, München 1996, S.25-51, hier: S.28.

<sup>167</sup> Ansgar Nünning, Literatur, Mentalitäten und kulturelles Gedächtnis: Grundriß, Leitbegriffe und Perspektiven einer anglistischen Kulturwissenschaft, in: Ansgar Nünning, Literaturwissenschaftliche Theorien, Modelle und Methoden – Eine Einführung, (WVT- Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium, Band 1) Trier 1995, S.173-194, hier: S.178.

<sup>168</sup> Ansgar Nünning, Literatur, Mentalitäten und kulturelles Gedächtnis: Grundriß, Leitbegriffe und Perspektiven einer anglistischen Kulturwissenschaft, in: Ansgar Nünning, Literaturwissenschaftliche Theorien, Modelle und Methoden – Eine Einführung, (WVT- Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium, Band 1) Trier 1995, S.173-194, hier: S.179.



*„Behauptungen, die den ‚Realismus‘ der Erzählung betreffen, sind deshalb nur zum Teil richtig [...]. Die Funktion der Erzählung besteht nicht darin, ‚darzustellen‘, sondern ein Schauspiel zu bieten ... Eine Erzählung zeigt nicht, imitiert nicht [...]. Was in einer Erzählung ‚geschieht‘, ist vom referentiellen Standpunkt (Realität) aus gesehen buchstäblich nichts; ‚was geschieht‘, ist allein die Sprache, das Abenteuer der Sprache, die unaufhörliche Feier ihrer Ankunft.“<sup>169</sup>*

Vor diesem Hintergrund ist auch der Ärger des Schriftstellers über den Vorwurf von Andreas Isenschmid, Kulturredakteur des *Zürcher Tagesanzeigers* erklärbar, der in der Sendung *Das literarische Quartett*, die kurz vor Walsers Friedenspreisrede, am Freitag, den 14. August 1998 im ZDF ausgestrahlt wurde, folgende Stellungnahme abgab:

*„Das Heikelste an der ganzen Sache und das, über was es sicher am meisten zu reden gibt, ist natürlich dies, daß das eine Kindheitsgeschichte im deutschen Faschismus ist, in der das Wort Auschwitz nicht vorkommt, das Wort Dachau vielleicht dreimal vorkommt, aber der Schrecken des Faschismus, wie wir ihn kennen, eigentlich beinahe ausgeblendet ist.“<sup>170</sup>*

Auf diese Kritik nahm Walser in der Friedenspreisrede Bezug, ohne dabei allerdings den Namen des Kritikers zu nennen:

*„Ein smarterer Intellektueller hißt im Fernsehen in seinem Gesicht einen Ernst, der in diesem Gesicht wirkt wie eine Fremdsprache, wenn er der Welt als schweres Versagen des Autors mitteilt, daß in des Autors Buch Auschwitz nicht vorkomme. Nie etwas gehört vom Urgezet des Erzählens: der Perspektivität. Aber selbst wenn, Zeitgeist geht vor Ästhetik.“<sup>171</sup>*

Der Schriftsteller nimmt also für sich das Recht in Anspruch, unabhängig von den an ihn gestellten Erwartungen des jeweiligen Zeitgeistes sein eigenes Bild der Realität zu entwerfen und dem Leser seine persönliche Sicht der Dinge zu offerieren.

Barbara Bauer kommt in ihrer Schlussbewertung der Erzählperspektive Walsers zu folgendem Ergebnis:

*„Es kommt nicht darauf an, daß die Geschichten, die Walser von Johann [...] erzählt, nachprüfbar wahr sind. Indem Walser Johann zum Protagonisten seiner Geschichte erwählt, macht er den Lesern klar, daß es keine Verbindung zwischen den aus der Perspektive eines allwissenden Autors geschilderten Kindheitseindrücken Johanns und den Absichten des Autors Martin Walser gibt, seinen eigenen Lebensweg und beruflichen Werdegang zu rechtfertigen.“<sup>172</sup>*

<sup>169</sup> Roland Barthes, Introduction à l'analyse structurale des récits, in: Roland Barthes, *Aventures sémiologiques*, S.205f, zitiert nach: Hayden White, *Die Bedeutung der Form – Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt am Main 1990, S.52, Anmerkung 36.

<sup>170</sup> Das Zitat wurde folgender Publikation entnommen: Jochen Hieber, *Unversöhnte Lebensläufe – Zur Rhetorik der Verletzung in der Walser- Bubi- Debatte*, in: Michael Braun (u.a.), *Hinauf und Zurück / in die herzhelle Zukunft – Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert – Festschrift für Birgit Lermen*, herausgegeben von Michael Braun, Peter J. Brenner (u.a.), Bonn 2000, S.543-559, hier: S.544.

<sup>171</sup> Martin Walser, *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998*. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.19.

<sup>172</sup> Barbara Bauer, *Über Autobiographien der Jahrgänge 1927/28 und Martin Walsers Roman „Ein springender Brunnen“ als Antwort auf jüdische Überlebensberichte*, in: *Literaturkritik.de* 6 (1999). Internetadresse: <http://www.literaturkritik.de/txt/1999-06-15.html> (25.04.2002). Der Artikel umfasste 19 DIN A 4 Seiten. Die zitierte Stelle befindet sich auf Seite 18.

Ihrer Ansicht nach ist es also unzulässig, aus der Romankonstruktion auf die Absichten des Autors zu schließen.

Noch in der Unterredung mit Ignatz Bubis vom 14.12.1998 kann man den Ärger Walsers über die Kritik an seinem Roman spüren. Im Verlaufe des Gesprächs bezeichnet der Schriftsteller den Vorwurf, die Komponente Auschwitz würde in seinem Roman *Ein springender Brunnen* fehlen, als „*Instrumentalisierung von Auschwitz*“.

„Wenn man in der Literaturkritik einen Roman verdammt, weil Auschwitz darin nicht vorkommt, [...] Und ich nenne dieses Beharren darauf, daß in solchen Büchern Auschwitz [...] vorkommen soll, das nenne ich[...]. Da wird meinem Roman ‚Ein springender Brunnen‘ vorgeworfen, darin komme Auschwitz nicht vor. Wenn das festgestellt wird, dann empfinde ich das als eine Instrumentalisierung von Auschwitz.“<sup>173</sup>

Der Psychologe Tilmann Moser fragt sich bezüglich der Kontroverse um das Buch Walsers beziehungsweise um die Erfordernisse, denen Literatur bei der Darstellung des Dritten Reiches zu genügen hat:

„Gibt es eine subtile oder auch deutliche Nötigung zur politischen correctness, die es verbieten würde, einen Entwicklungsroman aus jener Zeit ohne tieferes Berührtsein durch den immer schon spürbaren Schrecken des Dritten Reiches zu schreiben?“<sup>174</sup>

Um auf diese Frage näher einzugehen, lohnt sich ein erneuter Rückgriff auf Walsers Rede in den Münchner Kammerspielen in der Reihe *Reden über unser Land* am 30. Oktober 1988 mit dem Titel *Über Deutschland reden - Ein Bericht*. Sein Geschichtsverständnis illustriert Martin Walser dort so:

„Ich habe das Gefühl, ich könne mit meiner Erinnerung nicht nach Belieben umgehen. Es ist mir, zum Beispiel nicht möglich, meine Erinnerung mit Hilfe eines inzwischen erworbenen Wissens zu belehren. [...] Die Bilder sind jeder Unterrichtung unzugänglich. Alles, was ich inzwischen erfahren habe, hat diese Bilder nicht verändert. [...] Das erworbene Wissen über die Diktatur ist eins, meine Erinnerung ist ein anderes. Allerdings nur solange, als ich die diese Erinnerung für mich behalte. Sobald ich jemand daran teilhaben lassen möchte, merke ich, daß ich die Unschuld der Erinnerung nicht vermitteln kann. [...] Ich müßte also so reden, wie man heute über diese Zeit redet. Also bliebe nichts übrig als ein heute Redender. Einer mehr, der über damals redet, als sei er damals schon der Heutige gewesen. Ein peinliches Vorgehen. Für mich. [...] Die meisten Darstellungen der Vergangenheit sind deshalb Auskünfte über die Gegenwart.“<sup>175</sup>

<sup>173</sup> Ignatz Bubis, Salomon Korn, Frank Schirmacher, Martin Walser - Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Ein Gespräch, in: FAZ, 14.12.1998, ohne Paginierung. Das Gespräch wurde wieder abgedruckt in: Die Walser- Bubis- Debatte - Eine Dokumentation, herausgegeben von Frank Schirmacher, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, die zitierte Stelle befindet sich dort auf Seite 444f.

<sup>174</sup> Tilmann Moser, Erinnerungen an eine Kindheit in der NS-Zeit oder Wieviel mußte Martin Walser wissen vom damaligen Schrecken?, Deutschlandfunk- Köln, 11. 12. 1998, Der Artikel umfasste ausgedruckt 11 DIN A 4 Seiten, die zitierte Stelle befindet sich auf Seite 2. Internetadresse des Textes: <http://www.tilmannmoser.de/aufsaeetze.htm> (24.10.2004).

<sup>175</sup> Martin Walser, Über Deutschland reden - Ein Bericht, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.406-427, hier: S.406f.

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann kommentiert diese Stelle mit folgenden Worten:

*„Walser schildert hier seine Erfahrung, daß das, was wir das ‚kommunikative‘ Gedächtnis genannt haben, in Wahrheit ein inkommunikables Gedächtnis ist. Denn sprachlich mitteilbar ist nur, was in den Verstehenshorizont der Adressaten eingepaßt werden kann. Für die radikale Alterität seiner Erinnerungen gibt es keine Übersetzungsmöglichkeit, die nicht zugleich eine Verfälschung wäre. Walsers Dilemma des biographischen Gedächtnisses entsteht dadurch, daß in seinem Fall die allgemeine Verstehensgrenze zwischen den Generationen noch durch eine politische Systemgrenze verschärft wird. Die ‚Unschuld der Erinnerung‘ kann nicht vermittelt werden, weil der dramatische Werte - und Erfahrungswandel, der zwischen NS - Staat und der Bundesrepublik eingetreten ist, seinen Erinnerungen ihre Unschuld genommen hat. Sofern er nicht bereit ist, seine Erinnerungen an den gegenwärtigen normativen Grundkonsens über die deutsche Geschichte anzupassen, bleiben sie unartikulierte.“<sup>176</sup>*

Aleida Assmann beantwortet damit gleichzeitig die Frage Tilmann Mosers, ob es denn eine Nötigung zur politischen Correctness gäbe. Ihrer Meinung nach ist diese zwar zweifellos vorhanden, liegt jedoch nicht in dem Wunsch begründet, die literarische Freiheit einzuschränken, sondern ist auf die Grundlagen der Kommunikationstheorie zurückzuführen, nach welcher Adressat und Empfänger über eine Sprache verfügen müssen, die von beiden gleichermaßen verstanden wird. Dies ist bei Walser und seinen Rezipienten aber zumindest teilweise nicht der Fall.

Die Erinnerungsproblematik, die sich nicht nur auf Walser bezieht, sondern im Zusammenhang mit Auschwitz immer mitschwingt, spielt hier eine wichtige Rolle. Daher sollen nun verschiedene Formen und Definitionen des Begriffes „Gedächtnis“ erklärt und einander gegenübergestellt werden.

---

<sup>176</sup> Aleida Assmann, Ute Frevert, Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart 1999, S.39.

### III.III Formen des Gedächtnisses

Als ursprünglichste Grundlage für die Weitergabe geschichtlicher Fakten ist das menschliche Gedächtnis anzusehen, auch wenn immer neue Methoden zu dessen Stützung und Erweiterung entwickelt und verbreitet wurden. Die Tradierung der eigenen Historie war schon zu allen Zeiten ein wichtiger Bestandteil der kulturellen Identität einer Gesellschaft, schließlich ist das menschliche Wesen von Neugier geprägt, was selbstverständlich auch die eigene Herkunft betrifft. Geschichtsbewusstsein entsteht jedoch immer durch das Zusammenwirken der Komponenten Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständnis und Zukunftsperspektive, wobei Vergangenheit niemals „authentisch“ die Gegenwart erreicht, sondern immer nur als eine *„erstellte, auswählende und deutende Rekonstruktion ins Bewußtsein treten kann“*<sup>177</sup>.

Auf das Problem der Weitergabe von Erinnerung über einen großen Zeitraum wies im 17. Jahrhundert schon der Arzt Sir Thomas Browne hin, der folgendes notierte:

*„Es wechseln Dunkelheit und Licht im Laufe der Zeit, und Vergessen hat an unserem Leben einen ebenso großen Anteil wie das Erinnern. Von unserem Glück behalten wir nur einen oberflächlichen Eindruck zurück, und selbst die schmerzhaftesten Hiebe vernarben bald wieder. Unsere Sinne sind dem Äußersten nicht gewachsen und das Leid zerstört entweder uns oder sich selbst.“*<sup>178</sup>

Es stellt sich also die Frage, wie das Gedenken an den Nationalsozialismus und die Shoah vor dem Vergessen bewahrt werden kann, wie dieses in der privaten Erinnerung verankert ist und ob sich dadurch ein Geschichtsbewusstsein ergibt, das sich vom kulturellen Gedächtnis unterscheidet. Jan Assmann beschreibt das kulturelle Gedächtnis als

*„Sammelbegriff für alles Wissen, das im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht.“*<sup>179</sup>

Weiter meint der Autor, dass sich das kulturelle Gedächtnis dabei auf Fixpunkte stütze, die gerade nicht mit der unmittelbaren Gegenwart in Zusammenhang zu bringen sind, sondern als

<sup>177</sup> Karl-Ernst Jeismann, Geschichtsbewußtsein, in: Klaus Bergmann u.a. (Hg.), Handbuch der Geschichtsdidaktik, Düsseldorf 1979, S.42-45, hier: S.42, zitiert nach: Harald Welzer (u. a.), unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, Opa war kein Nazi – Nationalismus im Holocaust und Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002, S.11f, Anmerkung 7.

<sup>178</sup> Die Stelle wurde zitiert nach: Aleida Assmann, Individuelles und kollektives Gedächtnis - Formen, Funktionen und Medien, in: Das Gedächtnis der Kunst - Geschichte und Erinnerung in der Kunst der Gegenwart, Frankfurt am Main 2000, S.21-27, hier: S.21.

<sup>179</sup> Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S.9-19, hier: S.9, zitiert nach: Welzer, Harald (u. a.), unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, Opa war kein Nazi – Nationalismus im Holocaust und Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002., S.12, Anmerkung 8.

bedeutsam markiert werden und durch: „*kulturelle Formung (Texte, Riten, Denkmäler) und institutionalisierte Kommunikation (Rezitation, Begehung, Betrachtung) wach gehalten*“<sup>180</sup> [werden, Anmerkung des Verfassers].

Das „*kulturelle Gedächtnis*“ definiert sich also über einen

„*jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümliche[n, Anmerkung des Verfassers] Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten [...], in deren ‚Pfleger‘ sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt*“<sup>181</sup>.

Nach Dietz konstituiert sich das kulturelle Gedächtnis durch Quellen. Es schöpfe mittels eines von Schamanen, Priestern, Philosophen und ähnlichen Gruppen professionell betriebenen Spezialistentums aus der gesamten Vergangenheit eines Kollektivs: die Aneignung erfolge über intensives schulmäßig betriebenes Training der Kollektivmitglieder, sei es durch Lernen oder durch Übung. Dabei sei zu bedenken, dass all das, was in der Geschichte als „*verpflichtend und musterhaft*“ erachtet werde, vom normalen Alltag der Menschen zu unterscheiden sei und daher eher feierlichen Charakter habe. Hinsichtlich seiner Reichweite werde das kulturelle Gedächtnis meist als seit langer Zeit bestehendes und für alle Zeit verpflichtendes und unveränderliches Muster hingestellt. Man denke dabei an die Rettung Israels bei der Flucht aus Ägypten oder an den französischen Nationalfeiertag am Tag der Erstürmung der Bastille. Das kulturelle Gedächtnis sei durch folgende Merkmale strukturiert: Es sei identitätskonkret, was bedeutet, dass es nicht universell sei, sondern auf das Identitätskonzept bestimmter Kollektive, wie Familien, Parteien, Kommunen, Staaten und Völker bezogen werden müsse. Es habe dabei die Eigenschaft, rekonstruktiv zu wirken, indem es nicht wahrheitsgetreu und ohne Interesse die Vergangenheit beleuchte, sondern ausgehend von der aktuellen Gemütslage, die Vergangenheit nach stabilisierenden Faktoren durchsuche, um die Identität zu festigen. Das kulturelle Gedächtnis sei organisiert, indem es nicht dem Belieben des Einzelnen zustehe, hier Meinungen zu entwickeln; es gebe vielmehr Institutionen, professionelle „*Wächter*“ und „*Pfleger*“ dieser Gedächtnisform. Es sei verbindlich, indem es durch eine klare Wertperspektive das Wichtigere vom weniger

<sup>180</sup> Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S.9-19, hier: S.12, zitiert nach: Welzer, Harald (u. a.), unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, Opa war kein Nazi – Nationalismus im Holocaust und Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002., S.12f., Anmerkung 10.

<sup>181</sup> Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S.9-19, hier: S.15. ,zitiert nach: Welzer, Harald (u. a.), unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, Opa war kein Nazi – Nationalismus im Holocaust und Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002., S.13, Anmerkung 11.

Wichtigen scheide. Es sei geformt, indem es in Schriften, Bildern, Riten oder Topographien eingefasst werde.<sup>182</sup>

Während das kulturelle Gedächtnis durch Alltagsferne bestimmt ist, zeichnet sich im Gegensatz dazu das „*kommunikative Gedächtnis*“ naturgemäß durch die Alltagsnähe aus.

Dieses ist im Kontrast zum kulturellen Gedächtnis vergleichbar mit dem Kurzzeitgedächtnis der Gesellschaft – es ist an die Existenz der lebendigen Träger und Kommunikatoren von Erfahrung gebunden und umfasst etwa achtzig Jahre, also drei bis vier Generationen. Der Zeithorizont des „*kommunikativen Gedächtnisses*“ wandert dabei

*„mit dem fortschreitenden Gegenwartspunkt mit. Das kommunikative Gedächtnis kennt keine Fixpunkte, die es an eine sich mit fortschreitender Gegenwart immer weiter ausweitende Vergangenheit binden würde.“<sup>183</sup>*

Die nachstehende Tabelle<sup>184</sup> gibt einen kurzen Überblick über die Unterschiede der bisher gegenübergestellten Gedächtnisformen.

Tabelle 1: Gegenüberstellung von kommunikativem Gedächtnis und kulturellem Gedächtnis

	<i><b>kommunikatives Gedächtnis</b></i>	<i><b>kulturelles Gedächtnis</b></i>
<b>Inhalt</b>	<i>Geschichtserfahrungen im Rahmen indiv. Biographien</i>	<i>mythische Urgeschichte, Ereignisse in einer absoluten Vergangenheit</i>
<b>Formen</b>	<i>informell, wenig geformt, naturwüchsig, entstehend durch Interaktion, Alltag</i>	<i>gestiftet, hoher Grad an Geformtheit, zeremonielle Kommunikation, Fest</i>
<b>Medien</b>	<i>lebendige Erinnerung in organischen Gedächtnissen, Erfahrungen und Hörensagen</i>	<i>feste Objektivationen, traditionelle symbolische Kodierung/Inszenierung in Wort, Bild, Tanz usw.</i>
<b>Zeitstruktur</b>	<i>80-100 Jahre, mit der Gegenwart mitwandernder Zeithorizont von 3-4 Generationen</i>	<i>absolute Vergangenheit einer mythischen Urzeit</i>
<b>Träger</b>	<i>unspezifisch, Zeitzeugen einer Erinnerungsgemeinschaft</i>	<i>spezialisierte Traditionsträger</i>

<sup>182</sup> Die Informationen zu diesem Abschnitt wurden folgender Publikation entnommen: Dietz Bering, Kulturelles Gedächtnis, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg, 2001, S.329-332, hier: S.330f.

<sup>183</sup> Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S.9-19, hier: S.11., zitiert nach: Welzer, Harald (u. a.), unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, Opa war kein Nazi – Nationalismus im Holocaust und Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002., S.12, Anmerkung 9.

<sup>184</sup> Tabelle 1: Gegenüberstellung von kommunikativem Gedächtnis und kulturellem Gedächtnis, in: Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis- Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992, S.56.

Der Begriff des kommunikativen Gedächtnisses überschneidet sich stark mit dem der Oral History, welcher in der Geschichtswissenschaft von Bedeutung ist. Hierunter versteht man sowohl die erinnerte und mündlich kommunizierte Geschichtserfahrung, als auch den neueren Zweig der Geschichtswissenschaft, der sich mit ebendieser beschäftigt. Oral History besteht aus persönlich verbürgten und kommunizierten Erfahrungen, die von den Angehörigen einer Generation oder einer Gruppe von Zeitgenossen geteilt werden. Diese Erfahrungen finden neuerdings auch Eingang in das Quellenmaterial der Historiker. Oral History reicht ähnlich wie das kommunikative Gedächtnis höchstens drei Generationen oder achtzig bis hundert Jahre zurück.<sup>185</sup>

Die bisher angeführten und erklärten verschiedenen Gedächtnisbegriffe werden unter dem Oberbegriff des kollektiven Gedächtnisses zusammengefasst. Dieser von Maurice Halbwachs eingeführte Begriff bezeichnet das auf Langzeit angelegte Gedächtnis einer Körperschaft oder Gruppe, welches allen ihren Mitgliedern gemeinsam ist. Vom kollektiven Gedächtnis ist das individuelle Gedächtnis zu unterscheiden. Institutionen und Körperschaften verfügen nicht über ein Gedächtnis nach Art des individuellen Gedächtnisses, denn dort gibt es nichts, was mit der biologischen Grundlage und der anthropologischen Disposition des Erinnerns vergleichbar wäre. Dennoch hat der Begriff des kollektiven Gedächtnisses auch in dieser Hinsicht seine Daseinsberechtigung, denn er zielt auf Phänomene, die durchaus auf wissenschaftlicher Erfahrung beruhen und die sich deutlich von den Bedingungen des individuellen Erinnerns abheben. Institutionen und Körperschaften, wie Nationen, Staaten, die Kirche oder eine Firma haben kein Gedächtnis, sie müssen sich daher eines generieren, was zugleich zur Schaffung einer Identität beiträgt. Dem individuellen wie dem kollektiven Gedächtnis ist gemeinsam, dass sie beide perspektivisch angelegt sind. Aus diesem Umstand folgt, dass beide Gedächtnisformen nicht vollständig die Wirklichkeit abbilden, sondern bestimmten Auswahlkriterien unterworfen sind. Diese Tatsache zeigt sich vor allem an nationalen Gedenkfeiertagen, an welchen besonderer Ereignisse der nationalen Geschichte gedacht wird. Dabei handelt es sich hauptsächlich um Geschehnisse, die für die jeweilige Nation eine positive Assoziation hervorrufen und die sich dadurch besser eignen, um das nationale Selbst - und Wertgefühl zu stärken. Das Gedenken ist dabei immer an eine bestimmte Intention gebunden. An Siege wird leichter erinnert als an Niederlagen, was

---

<sup>185</sup> Die Informationen zu diesem Abschnitt wurden folgender Publikation entnommen: Annette Simonis, Oral History, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.425-426.

beispielhaft an den ausschließlich siegreichen Darstellungen Napoleons in den Pariser Metrostationen illustriert werden kann. Die Niederlage des Korsen bei Waterloo spielt dagegen im französischen Selbstverständnis keine Rolle. Deshalb wird daran auch nicht explizit erinnert, ganz im Gegensatz zu England, wo der Niederlage Napoleons mit einem gleichnamigen Londoner Bahnhof gedacht wird.<sup>186</sup> Reinhard Koselleck führt für diese Erscheinung den Begriff des negativen Gedächtnisses ein. Dieses zeichnet sich dadurch aus, dass es eine doppeldeutige Struktur aufweist, denn entweder ist der Inhalt, der im Gedächtnis gespeichert wird, abstoßend, oder das Negative bedeutet, dass das Gedächtnis sich der Erinnerung sperrt, das Negative somit überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt, also zwangsläufig die Gefahr der Verdrängung und des Vergessens besteht. Momente der Schuld und Scham finden schwerlich Eingang ins Gedächtnis, weil diese nicht in ein positives kollektives Selbstbild integriert werden können. Dafür ist der Umgang mit dem Holocaust in Deutschland ein beredtes Beispiel. Für Martin Walser ist das Gedächtnis in der Sprache enthalten. Schon 1964 schrieb er in einem Artikel:

*„Erfahrungen sind eingegangen in die Sprache... Daher kann es kommen, daß in unserer Literatur zur Zeit eine Zurückhaltung zu beobachten ist voluminösen Wörtern gegenüber, eine Skepsis gegen imitierte Haltungen, eine Neigung zum Verdacht, eine Vorliebe für Analytisches, eine Vorsicht gegenüber allem Weitreichenden. Keiner erzeugt mit der Sprache ein Positives, dessen ‚Wirklichkeit ein Jenseits‘ bleibt. Lieber bleibt er hinter der Wirklichkeit zurück, als daß er ihr was vorschreibt. Das zum Leidwesen der Verwalter der öffentlichen Sprache. Die hätten gern positive literarische Gesellschaft. Die dienstfeindliche Sprache präsentiert aber immer das ganze Geschichtsbuch, den Schrecken, das Unüberwindbare, das nicht zu Vergessende, das Gedächtnis. [...]. Was geschehen ist, macht Gedächtnis notwendig. Aber das läßt sich sowieso weder fordern noch verhindern. Da die Sprache noch existiert, existiert sie auch als Gedächtnis.“<sup>187</sup>*

Zum Umgang mit Patriotismus nach Auschwitz, was ja zweifellos eine Frage des nationalen Gedächtnisses bezüglich des Holocausts darstellt, äußerte sich der Schriftsteller 1986 während eines Interviews in folgender Art und Weise:

**Herles:** „Nun gibt es eine beliebte Frage für Podiumsdiskussionen. Sie lautet: Ist Patriotismus nach Auschwitz noch möglich? Ich will die Frage noch genauer stellen: Wie muß der Patriotismus beschaffen sein, der nach Auschwitz möglich ist für uns?“

**Walser:** „Wie soll jemand in seinem Kopf mit Auschwitz umgehen, wenn er nicht die gesamte Nation in sich weiter hin existent fühlt, denn die DDR ist einfach ausgestiegen aus diesem nationalem Erbe, die hat das einfach uns zugeschoben, das waren nur wir. Ich finde, man muß sich der peinlichen Aufgabe stellen, wie ist es zu Auschwitz gekommen. Und das ist eine nationale Entwicklung, und das hat eben dann und dann angefangen und ist so und so gelaufen und hat zu Auschwitz geführt. Und solange man diese Frage

<sup>186</sup> Die Informationen zu diesem Abschnitt wurden folgender Publikation entnommen: Aleida Assmann, Kollektives Gedächtnis, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.308-310, hier: S.309.

<sup>187</sup> Martin Walser, Einheimische Kentauren oder: Was ist besonders deutsch an der deutschen Sprache?, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.90-107, hier: S.101, Erstveröffentlichung: Die Zeit, Nr. 47, 20.11.1964.



*nicht als eine nationale beantwortet, solange hat man gar nichts getan. Es nützt überhaupt nichts für mich, sich von Auschwitz zu distanzieren, verstehen Sie, daß das immer jemand war. Zuerst waren es die SS - Bestien, dann war es dieser verführte Sowieso. Die angebotenen Erklärungen für Auschwitz haben mich noch in keiner Sekunde befriedigt. Ich finde, das ist etwas, das wir alle miteinander tragen müssen und auf uns nehmen müssen, und da können wir nicht ausweichen, das sind wir als Deutsche.“<sup>188</sup>*

Das letztgenannte Zitat zeigt, dass für Walser selbst das Wort Gedächtnis lediglich eine untergeordnete Rolle spielt. Obwohl in dieser Aussage die Thematik des nationalen Gedächtnisses angesprochen wird, findet der Schriftsteller immer wieder neue Umschreibungen, um seinem Umgang mit der deutschen Geschichte Ausdruck zu verleihen. Auch bei eingehender Lektüre seiner Werke, Debatten und Interviews finden sich in seinen Stellungnahmen meist nur Paraphrasierungen für das Phänomen des Gedächtnisses. So spricht er beispielsweise von einer neuen „*Sprache für die Erinnerung*“<sup>189</sup> oder fühlt sich „*umstellt von Vergangenheit*.“<sup>190</sup> Sich selbst betrachtet er als „*Meinungssoldat und Mitarbeiter im Diskurs – Weinberg der Zeitgeschichte*“<sup>191</sup>, ohne sich dabei auf eine Form des Gedächtnisses zu berufen. An anderer Stelle beschwört er ein „*Vergangenheitsgespenst*“<sup>192</sup> herauf, worauf er bekennt: „*In jedem Wort habe ich unsere ganze Geschichte mit drin.*“<sup>193</sup>

Die Bewahrung des geschichtlichen Erbes erfährt in unseren Tagen immer größere Bedeutung. Mit dem immer fortschreitenden Sterben der Zeitzeugen des Krieges und der zeitlichen Dimension, welche die damaligen Ereignisse in weite Ferne rücken lässt, wird ein Problem evident, das der Geschichtswissenschaftler Frei in einem Artikel aus der *Zeit* mit dem Leitspruch: „*Was kommt, ist history, not memory.*“<sup>194</sup> in Worte kleidet.<sup>195</sup> Die

<sup>188</sup> Das Sonntagsgespräch zwischen Martin Walser und Wolfgang Herles vom 13.09.1986, in: Martin Walser, *Auskunft - 22 Gespräche aus 28 Jahren*, herausgegeben von Jürgen Siblewski Frankfurt am Main 1991, S.182-191, hier: S.188.

<sup>189</sup> Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser: Vom Wegschauen als lebensrettende Maßnahme, von der Befreiung des Gewissens und den Rechten der Literatur, in: FAZ, 14.12.1998, wiederabgedruckt in: Frank Schirmmayer (Hg.), *Die Walser-Bubis Debatte - Eine Dokumentation*, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, hier: S.438.

<sup>190</sup> Diese Umschreibung für seine Auffassung von Gedächtnis entstammt folgender Publikation: Ich kann mich auf keinen Nenner bringen - Ein Gespräch mit Stephan Sattler, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), *Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser*, Frankfurt am Main 1998, S.55-62. Erstveröffentlichung: Focus 47, 25.11.1997.

<sup>191</sup> Tabus sind gefährlicher als ich, ein Gespräch mit Sven Michaelson, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), *Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser*, Frankfurt am Main 1998, S.47-54, hier: S.48, Erstveröffentlichung: Stern Nr. 44, 26.10.1995.

<sup>192</sup> Ich bin umstellt von Vergangenheit, ein Gespräch mit Jörg Magenau und Detlev Lücke, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), *Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser*, Frankfurt am Main 1998, S.33-46, hier: S.40, Erstveröffentlichung in: Freitag Nr. 41, 02.10.1992.

<sup>193</sup> Ich bin umstellt von Vergangenheit, ein Gespräch mit Jörg Magenau und Detlev Lücke, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), *Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser*, Frankfurt am Main 1998, S.33-46, hier: S.41, Erstveröffentlichung in: Freitag Nr. 41, 02.10.1992.

<sup>194</sup> Norbert Frei, *Gefühlte Geschichte – die Erinnerungsschlacht um den 60. Jahrestag des Kriegsendes 1945* hat begonnen. Deutschland steht vor einer Wende im Umgang mit seiner Vergangenheit, in: *Die Zeit*, 21.10.2004, (2004), hier: S.3. Frei betont in einem anderen Artikel die Chancen, die ein Ableben der Zeitzeugen mit sich bringe. Dann müsse man nicht mehr auf die noch lebenden Täter Rücksicht bei der Erforschung bestimmter Themenkomplexe des Dritten Reiches nehmen. Mit dem Ende der Zeitzeugenschaft können verschiedene

nachfolgenden Generationen werden in hohem Maße mit Formen der Tradierung von Historie zu kämpfen haben, da die Zeugenschaft als Medium zunehmend an Bedeutung verliert. Diese Bestandsaufnahme wird durch die Wissenschaft belegt. In seinen Forschungen zum Familiengedächtnis weist der Kulturwissenschaftler Harald Welzer die Schwierigkeiten von historischer Überlieferung nach. Das Ergebnis seiner Familienbefragungen, die er im Rahmen seiner Mehrgenerationenstudie „*Tradierung von Geschichtsbewußtsein*“ am Psychologischen Institut der Universität Hannover von 1997 bis 2000 durchführte, war eine sogenannte „*Enthistorisierung*“. Im deutschen Familiengedächtnis waren im Bereich der kommunikativen Ebene nur die anderen immer die Nazis, es gab also im familiären Kreis keine Täter, sondern nur Opfer. Dies hat zur Folge, dass die Shoah im deutschen

---

Aspekte, wie zum Beispiel das Thema der Arierisierung in einen größeren Sinnzusammenhang gestellt werden. Norbert Frei, Abschied von der Zeitgenossenschaft, in: Norbert Frei, 1945 UND WIR - Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen, München 2005, S.41-62, hier: S.58. Das Ableben der Zeitzeugen führt trotz der damit verbundenen leichteren Einordnung in einen größeren Wirkungszusammenhang nicht dazu, dass die Historiker sich bei der Bewertung eines Themenkomplexes wie der Arierisierung einig wären. Das zeigt sich vor allem auch an der Kontroverse um Götz Aly's neueste Studie Hitlers Volksstaat - Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt am Main 2005. In dieser Studie wird das Thema der Arierisierung ebenfalls behandelt. Nach Aly's Auffassung habe das nationalsozialistische Regime die Deutschen mit Sozialleistungen und dem Eigentum der ermordeten Juden bestochen. „*Der Nationalsozialismus bezog seine verführerische Kraft nicht aus der speziellen Nähe zum großen Geld, sondern aus der insgesamt sozialstaatlich ausgelegten Kombination von Rassen - und Klassenpolitik. Mit materieller Umverteilung verbunden, senkte die NS - Führung die Klassengrenzen im Inneren - während sie die Rassen - und Nationalitätengrenzen nach außen erhöhte und gleichzeitig für räuberische Zwecke durchbrach.*“, Götz Aly, Die Wohlfühl - Diktatur - Mit niedrigen Steuern und Sozialreformen hielten die Nazis das Volk bei Laune. Das Geld für Rüstung und Krieg stammte zum größten Teil von den enteigneten Juden Europas, von Zwangsarbeitern und unterworfenen Völkern, in: Der Spiegel, 10 (2005), S.56-62, hier: S.62, so der Historiker in einem kurzen Artikel, der drei Tage vor dem Erscheinen seines Buches im Spiegel erschien. Die Studie hat eine neue Debatte ausgelöst, warum so wenige Deutsche gegen Hitler aufbegehrten. Der Historiker Hans-Ulrich Wehler warf Aly eine Fehldeutung des Holocaust vor. Der radikalisierte Antisemitismus sei die Triebfeder für die Etablierung von Hitlers Herrschaft gewesen: „*Das umstrittenste Thema von Aly's Buch ist der jetzt als ‚Massenraubmord‘ charakterisierte Holocaust, der zur Enteignung jüdischen Vermögens, aber auch von Sachgütern wie Möbeln, Pelzmänteln, Bildern, ja Zahngold führte. [...] Ist der Holocaust aber wirklich, wie diese kühne These suggeriert, weithin deshalb exekutiert worden, um diesen Massenraubmord durchführen zu können? [...] Das entscheidende Motiv bleibt doch der radikalisierte Antisemitismus, der mit Hilfe der Staatsgewalt die ‚jüdischen Untermenschen‘ als die vermeintlich tödlich Gefahr für die moderne Welt ausrotten wollten.*“, so Wehler in einem anderen Artikel.

Hans-Ulrich Wehler, Engstirniger Materialismus - Der Historiker Hans-Ulrich Wehler kritisiert Götz Aly's Darstellung von „Hitlers Volksstaat“, in: Der Spiegel, 14 (2005), S.50-54, hier: S.54. Der Geschichtswissenschaftler Aly wehrt sich gegen die Kritik an seiner Abhandlung mit nahezu den gleichen Argumenten wie sie dessen Kollege Norbert Frei im der oben genannten Sequenz vertritt. Auch für ihn ist die Vielschichtigkeit bei der Erforschung eines Themas von existentieller Bedeutung. „*Aus allem zusammen ergibt sich ein multiperspektivisches Bild. Es ist verwirrend und nicht so plakativ wie die begrifflich eindimensionalen Produktionen, die andere bevorzugen. In dieses vielschichtige Bild gehören auch die analytischen Einsichten vieler anderer, gewiss auch der ‚charismatische Führer‘, aber deutlich kleiner und nicht alles andere überblendend, wie Hans - Ulrich Wehler sich das vorstellt.*“ Aly Götz, Wie die Nazis ihr Volk kauften - Warum standen so viele Deutsche treu zu Hitler? - Weil sie von seinen mörderischen Raubzügen profitierten. - Diese These des Historikers Götz Aly hat eine heftige Debatte entfacht. - Hier antwortet Aly seinen Kritikern, in: Die Zeit, 06.04.2005, S.45-46, hier: S.46.

<sup>195</sup> Auch der Historiker Georg Kreis betont in einem Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung vom 25.01.2005 unter Bezugnahme auf das Zitat von Frei, dass der Vorgang der Historisierung nicht aufzuhalten sei. Seiner Ansicht nach sei dies ein Phänomen, das „*weder mit Erhaltung, noch mit antiquarischer Entproblematisierung gleichzusetzen*“ sei. Dabei handele es sich nicht um einen Vorgang, der ein monolithisch gültiges Geschichtsbild hervorzubringen in der Lage sei, Georg Kreis, Vor einer neuen Zukunft der Vergangenheit? - Wenn aus Vergangenheit Geschichte wird, in: NZZ, 25.01.2005, S.34.

Familiengedächtnis keinerlei Relevanz besitzt. Nach Welzers Auffassung wird an diese Zeit der deutschen Diktatur, eingedenk der zunehmenden zeitlichen Distanz, nahezu „subjektlos“ erinnert werden. Nur die tragenden Säulen der nationalsozialistischen Epoche werden im Gedächtnis haften bleiben.

*„So desozialisiert und enthistorisiert können die nationalsozialistischen Verbrechen mit Erschrecken zur Kenntnis genommen werden, und es kann der Opfer des Holocaust gedacht werden und zugleich ungefragt bleiben, wo historisch, gesellschaftlich und sozial der genozidale Prozeß seinen Ort hat und in welcher Relation das zu Gegenwartsdeutungen und -entscheidungen steht. So wenig der Holocaust in der familialen Erinnerung vorkommt, so wenig ist im Gedenken an seine Opfer die Erinnerung an die Akteure repräsentiert, die ihn hervorgebracht haben. Die nationalsozialistischen Menschheitsverbrechen werden also wohl, abgesehen von überlebensgroßen Tätern wie Hitler oder Himmler, vor allem subjektlos erinnert werden.“<sup>196</sup>*

Nina Leonhard verweist auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die Öffentlichkeit, die ein Geschichtsbild prägen. Ihrer Auffassung nach tradiert der Familienverbund das Geschichtsbild innerhalb der Gruppe weiter und stellt lediglich die Aspekte heraus, die für die subjektive Geschichtsdeutung der Familie von Bedeutung sind. Die Familie beansprucht nicht nur die Deutungshoheit über die eigene Geschichte, sondern setzt sie praktisch in die Tat um. Dies bedingt, dass nur diejenigen Inhalte vom öffentlichen Geschichtsbild aufgenommen werden, die zum Geschichtsverständnis der Familie passen und dieses nicht ins Wanken bringen.

*„Die innerhalb der Familie erfahrenen Eindrücke und Bilder vermitteln zum Teil als explizite Interpretationen, zum Teil als Andeutungen oder Auslassungen einen bestimmten Sinn. Andere Perspektiven und Bilder, mit denen Jugendliche und Kinder später konfrontiert werden, werden nach oder in der entsprechenden Familienperspektive beurteilt. Die Familie fungiert dabei als ein Filter oder ‚Objektiv aus dessen Perspektive das allgemeine Geschehen beurteilt wird‘. [...] Das Deutungsangebot von Außen wird so aufgenommen (oder zurückgewiesen), wie es zur Bestätigung des Familienzusammenhalts oder zur individuellen Abgrenzung von der Familie gebraucht wird. Die Familie determiniert also nicht einfach die Haltungen des Einzelnen. Sie beeinflusst vielmehr den Wahrnehmungshorizont, ohne genaue Inhalte vorzugeben. Einerseits bedeutet das, dass das antifaschistische Geschichtsbild [...] durchaus einflussreich sein kann. [...] Andererseits, [...], konstituiert sich auch der familiale Interpretationsrahmen nicht zuletzt in Auseinandersetzungen mit dem gesellschaftlichen Umfeld. Die individuelle Sichtweise der Vergangenheit wird also durch beide Rahmen, also dem familialen und dem gesellschaftlichen, beeinflusst, wobei man sagen könnte, dass die familiale Vergangenheitsdeutung den engeren, das öffentliche Geschichtsbild den weiteren Interpretationsrahmen darstellt.“<sup>197</sup>*

Jedes kollektive Gedächtnis ist gegenüber dem Gedächtnis anderer Kollektive autark. Das Gedächtnis einer Nation nimmt keine Notiz davon, dass jenseits der Grenze völlig andere

<sup>196</sup> Harald Welzer, Der Holocaust im deutschen Familiengedächtnis, in: Verbrechen erinnern – Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, herausgegeben von Volkhard Knigge und Norbert Frei, München 2002, S.342-358, hier: S.356f.

<sup>197</sup> Nina Leonhard, Öffentliche versus familiale Geschichtserinnerung - Beobachtungen zur individuellen Deutung des Nationalsozialismus bei drei Generationen, in: Kontexte und Kulturen des Erinnerns - Maurice Halbwachs und das Paradigma des kollektiven Gedächtnisses - herausgegeben von Gerald Echterhoff und Martin Saar - Mit einem Geleitwort von Jan Assmann, Konstanz 2002, S.203-224, hier: S.221.

historische Schwerpunkte gesetzt werden und dieselben Ereignisse in einem völlig anderen Licht gesehen werden.

Neben den definitionsbedingten Unterschieden existiert aber auch eine wichtige Gemeinsamkeit zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis. Für beide Gedächtnisformen gilt, dass sie durch bestimmte Perspektiven festgelegt sind. Sie sind weder auf größtmögliche Vollständigkeit eingestellt, noch nehmen sie Beliebiges in sich auf, es müssen vielmehr die als relevant erachteten Bewusstseinsinhalte selektiert und gespeichert werden. Aus diesem Grunde ist das Vergessen ein Bestandteil sowohl des individuellen als auch des kollektiven Gedächtnisses. Somit sind all diese Gedächtnisformen als fehleranfällig zu betrachten.

In diesem Zusammenhang muss auch das Bewusstsein für die Langzeitfolgen traumatischer Geschichtserfahrungen untersucht werden. Dabei gilt, dass zwischen Tätern und Opfern das gemeinsame Erinnern die beste Grundlage für ein friedliches Zusammenleben darstellt. Im Falle einer traumatischen Erfahrung, wie sie den Überlebenden des Holocausts zu eigen ist, mag zwar aufgrund des Erlebten der Wunsch nach dem Vergessen der schrecklichen Ereignisse menschlich verständlich erscheinen, doch hat sich, um nachfolgende Generationen vor ähnlichen Schrecknissen zu bewahren, nach und nach das Postulat der fortwährenden gemeinsamen Erinnerung durchgesetzt. Mit dem zeitlichen Abstand zu den damaligen Ereignissen müssen die Formen und Maßstäbe des Erinnerns jedoch neu überdacht werden. Um ein kollektives Gedächtnis zu prägen, müssen notwendigerweise aktive Formen der Praxis und der Aneignung angeboten werden. Dazu zählen rituelle Wiederholungen und wiederkehrende Anlässe, in denen das gemeinsam zu Erinnernde in gewissen Zeitabständen dem Volk immer wieder vor Augen geführt wird. An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass es im menschlichen Gehirn verschiedenste Zentren gibt, die für jeweils höchst spezifische und unterschiedliche Formen des Filterns und Speicherns von Information verantwortlich sind. Dabei macht es einen erheblichen Unterschied, ob das zu speichernde Ereignis auf eigener Erfahrung beruht, oder ob es fremdbestimmt, beispielsweise mit Hilfe eines Denkmals, vermittelt wird. Erinnerungen, die über mehrere Generationen tradiert und in ein kollektives Langzeitgedächtnis aufgenommen werden sollen, bedürfen dabei der Medien, heutzutage insbesondere des Fernsehens, als Stütze. Rituelle Wiederholung auch auf politischer Ebene wird als probates Mittel der Erinnerungspflege zu betrachtet.<sup>198</sup>

---

<sup>198</sup> Die Informationen in diesem Absatz wurden folgender Publikation entnommen: Aleida Assmann individuelles und kollektives Gedächtnis - Formen, Funktionen und Medien, in: Das Gedächtnis der Kunst - Geschichte und Erinnerung in der Kunst der Gegenwart, Frankfurt am Main 2000, S.21-27.

Diese von Aleida Assmann postulierten Thesen finden in Deutschland vor allem Anwendung, um an die Verbrechen der Nationalsozialisten zu erinnern. Es ist aber genau diese Praxis, die Martin Walser anprangert, denn er wehrt sich strikt gegen eine Gedenkkultur, die nur einen Aspekt in den Vordergrund rückt, andere dagegen vernachlässigt und die damit verbundenen Widersprüche verschweigt. Für Martin Walser ist nicht nur jeder, wie bereits oben gezeigt, Herr seines eigenen Gewissens, sondern seiner Meinung nach entstünde auch kein Schaden, wenn sich niemand berufen fühlte, das Gewissen der Nation beeinflussen zu wollen.

*„Birgt und verbirgt nicht jeder ein innerstes, auf Selbstachtungsproduktion angelegtes Spiegelkabinett? Ist nicht jeder eine Anstalt zur Lizenzierung der unvereinbarsten Widersprüche? Ist nicht jeder ein Fließband der unendlichen Lüge-Wahrheit-Dialektik? Nicht jeder ein von Eitelkeiten dirigierter Gewissenskämpfer? Oder verallgemeinere ich mich jetzt schon zu sehr, um eigener Schwäche Gesellschaft zu verschaffen? Die Frage kann ich nicht weglassen: Wäre die Öffentlichkeit ärmer oder gewissensverrohter, wenn Dichter und Denker nicht als Gewissenswarte der Nation aufträten?“<sup>199</sup>*

Peter Reichel attackierte die Paulskirchenrede von Martin Walser und das ihr innewohnende Geschichtsbewusstsein mit folgenden Worten:

*„Ihr Skandal liegt darin, dass sie einen grundlegenden Unterschied verwischt, den zwischen individueller Erinnerung und kollektivem Gedächtnis. Sie redet einer Privatisierung des Erinnerns das Wort. Dafür erhielt Walser ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung von den neuen Repräsentanten unserer Republik, die erklärtermaßen als deren Kinder auftreten und für eine neue Unbefangenheit gegenüber der Geschichte des Nationalsozialismus eintreten, gewissermaßen für eine Lockerung des Gebots, erinnern zu müssen[...]. Diese Erinnerungsorte suchen Deutsche auf, um sich über ihre anziehend-abstoßende Vergangenheit zu informieren. Dorthin gehen sie, um sich zu ihren Verpflichtungen zu bekennen, die aus der Erblast ihrer Vorgeschichte erwachsen. Dorthin gehen sie auch, um sich zu ermahnen, an ihrem antitotalitären Gründungskonsens festzuhalten.“<sup>200</sup>*

Der Schriftsteller will keiner vorgegebenen Gesinnung zu einem Themenkomplex entsprechen und tritt vehement für eine Einstellung ein, welche sich weder von einer Doktrin noch von einer politischen Richtung vereinnahmen lässt. Er begründete diese Haltung schon in seinem Essay *Über das Selbstgespräch* aus dem Jahre 2000. Unter Bezugnahme auf Nietzsches *Zarathustra* schrieb er damals folgendes:

*„Man muss sich auf unsere Unwahrheiten verlassen können. Sollten die freundlicher ausfallen als unsere Wahrheiten, dann ist es doch gut, dass man sich auf sie verlassen kann. Wir müssen zu unseren Unwahrheiten stehen. Unseren Lügen die Treue halten. Allerdings nur bis zur nächsten Notwendigkeit, sie durch eine noch günstigere Unwahrheit zu ersetzen. Es darf einen auch hier trösten, daß die Verneinungskraft der einen Silbe das Hauptwort nicht außer Kraft setzt: Unwahrheit. Das spürt man*

<sup>199</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.23.

<sup>200</sup> Peter Reichel, Die umstrittene Erinnerung - Über Ursachen der anhaltenden Auseinandersetzung um die öffentliche Darstellung der NS-Vergangenheit, in: Burkhard Asmuss/Hans-Martin Hinz (Hg.), Historische Stätten aus der Zeit des Nationalsozialismus - Orte des Erinnerns, des Gedenkens und der kulturellen Weiterbildung?, Frankfurt am Main 1999, S.21-37, hier: S.21 und 23., zitiert nach: Clemens Wischermann (H.g.), Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung (Studien zur Geschichte des Alltags, Band 18), Stuttgart 2002, S.17, Anmerkung 23.

*doch, daß das auch eine Art Wahrheit ist. Es heißt doch auch: Menge und Unmenge, also: Wahrheit und Unwahrheit. Das schickt sich.*“<sup>201</sup>

Der SZ- Redakteur Fritz Göttler kritisiert die zitierte Passage:

*„Starker Tobak. Unerhörte Sätze. Sie klangen nietzscheanisch verspielt am Tag der Veröffentlichung [...] Was ist die Wahrheit heute wert, wird in diesem Text gefragt, was sollte sie uns überhaupt wert sein? Martin Walser meldete sich zurück mit einem ‚flagranten Versuch‘: ‚Über das Selbstgespräch‘. [...] Natürlich redet Walser nicht von den Lügen der Politiker, sondern vom Lügen in einem anderen Sinne. Aber dennoch hat sein Versuch einiges zu tun mit dem, was in der politischen Diskussion gerade sich abspielt. Schon wieder, wird mancher sich gedacht haben, aber was wie ein besserwisserisches Nachtarocken Walsers wirkt, ein allerletztes Wort im Paulskirchengezänk, trifft einen wunden Punkt der aktuellen Diskussion. Es geht um Moral bei Walser, die oft im Verein daher kommt mit reiner Betterwisserei. Walser stellt die Vertrauensfrage auf den Kopf. Der politische Diskurs will Vertrauen schaffen, sagt er, und genau das will der literarische nicht. Denn Vertrauen führt zu Rechthaberei, und Literatur, die recht haben will, wird berechenbar.“*<sup>202</sup>

Diese Bewertung des in diesem Text zum Vorschein kommenden Moralbegriffs Martin Walsers entbehrt zwar nicht gänzlich ihrer Grundlage, ist aber noch zu polemisch gehalten. Anfeindungen in dieser Form hat der Autor wohl nicht verdient, denn er setzt sich seit Jahrzehnten in seinem Werk sowohl für die Freiheit des Gewissens jedes Einzelnen, als auch für die künstlerische Freiheit des Schriftstellers ein. So betrachtet, ist Martin Walser ein Freigeist, der sich gegen alle ihm auferlegten Zwänge, sowohl gesellschaftlicher, politischer, als auch moralischer Natur, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zur Wehr setzt. Den Umgang mit der deutschen Geschichte möchte er vor allem im Gewissenshaushalt jedes Einzelnen verortet sehen; in das Gewissen eines Individuums habe niemand hineinzureden, noch dürfe jemandem eine Haltung abverlangt werden, selbst wenn diese auf einen breiten Konsens in der Gesellschaft stößt.

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann wies nach, dass sowohl Walser als auch Bubis von Traumata gezeichnet sind, wobei man jedoch deren unterschiedlicher Ausprägung Beachtung schenken sollte. Bubis war in einem KZ inhaftiert, Walser nicht. Dieser Umstand hat zur Folge, dass Ignatz Bubis und Martin Walser die Notwendigkeit zur Erinnerung ganz anders bewerten. Dem ehemaligen Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, ist aufgrund seiner Erfahrungen daran gelegen, immer wieder die Erinnerungspflicht der Deutschen anzumahnen, während der nichtjüdische deutsche

<sup>201</sup> Martin Walser, Über das Selbstgespräch - Ein flagranter Versuch, in: Die Zeit, 13.1.2000, S.42-43, hier: S.43. Mit dem Dogma, den Lügen die Treue zu halten, bezieht sich Walser augenscheinlich auf Nietzsches 258. Aphorismus in „Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre“, in dem es heißt: „*Mein Hauptsatz: es gibt keine moralischen Phänomene.*“, Friedrich Nietzsche, Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre, in: Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlechta, Band 3, Darmstadt 1982, S.415-925, hier: S.485. Mit der Feststellung, die Unwahrheit sei auch eine Art Wahrheit, rekapituliert der Friedenspreisträger wiederum aus dem Werk des Schöpfers von „Zarathustra“, um eine Legitimation zu haben, die moralischen Gesichtspunkte beiseite zu schieben.

<sup>202</sup> Fritz Göttler, Dichters Nachtgebet - Politik, Lüge und Literatur: Martin Walsers Selbstgespräch, in: SZ, 18.01.2000, ohne Paginierung.

Schriftsteller Martin Walser dieses ständige Erinnerungsgebot als lästige Pflichtübung und als Anmaßung empfindet. Diesen Sachverhalt und die Differenz, die sich im Verständnis von Erinnerung zwischen den beiden Kontrahenten im Laufe der Walser- Bubis- Debatte offenbarte, hat die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann mit ihren Begriffen von *Scham- und Schuldkultur* zu erfassen versucht. Aus diesem Grunde will der Schriftsteller auch keiner von außen an ihn herangetragenen Forderung zum Gedenken genügen, sondern möchte es lieber jedem Einzelnen anheimstellen, in privater Art und Weise der Verbrechen der Nationalsozialisten zu gedenken<sup>203</sup>, so er dies als notwendig erachtet. Der Autor sieht in der „Dauerpräsentation unserer Schande“ eine Überfrachtung des Gedenkens und verweist auf die negativen Folgen einer Übersättigung der Beschäftigung mit Geschichte.

Joseph Hanimann, der in seinem Kommentar die Schwierigkeiten des Gedenkens in Deutschland und Frankreich miteinander vergleicht, kommt zu einem ähnlichen Ergebnis:

*„Das große Gesellschaftsthema, das seit fünfzehn Jahren von Frankreich auf ganz Westeuropa herüberstrahlte, ist in Paris nun unter den Bilanzstrich gerutscht. Die Mischung aus Memorialkultur, aktiver Denkmalpflege und kollektiver Identitätsbehauptung im Spiegel gemeinsamer Vergangenheit, für die das Französische mit dem Wort ‚Patrimoine‘ einen kongenialen Sammelbegriff fand, ist fortan in seiner Begriffsgeschichte ausgemessen, erfaßt und in der Summe notiert [...] Seitdem das Gedenken in Ablösung der Gesellschaftsutopien zu einem moralischen Imperativ wurde, dem alles Vergessenwollen prinzipiell suspekt vorkam, schwoll die kollektive Erinnerung bis zum Gedächtnisschwund durch Übersättigung. Gleichzeitig rückten in der Zeitverschiebung von jeweils zwei bis drei Generationen allmählich jene finsternen Aspekte der Jahrhundertgeschichte ins Blickfeld, die dem Gedenken ambivalente Züge verliehen und in Zusammenhängen wie der Berliner Mahnmaldebatte quälend ihren Ausdruck suchten. Auch Frankreich hat lange gerungen, bis es in diesem Jahr das Durchgangslager von Drancy, die Zwischenstation vor dem Abtransport in die KZ-Lager, zum nationalen Denkmal erhob.“<sup>204</sup>*

Wie gezeigt werden konnte, sind die Begriffe Erinnerung, Gedächtnis und Gedenken, wie auch die Phänomene Moral und Gewissen in verschiedenen Kulturen unterschiedlich konnotiert. Die Befindlichkeiten von Walser und Bubis wurden mit deren jeweiliger persönlicher Vergangenheit in Beziehung gesetzt und damit besser verständlich gemacht. Vor diesem Hintergrund lassen sich auch die teilweise sehr konträren Positionen der angeführten Wissenschaftler und Intellektuellen besser einordnen.

<sup>203</sup> Bei der Behandlung der Walser-Bubis-Debatte in diesem Abschnitt erfuhr das Verhältnis zwischen Deutschen und Juden, das in der Kontroverse eine große Rolle spielte, keine explizite Erwähnung. Als Beispiel für das gespannte Verhältnis zwischen Deutschen und Juden mag folgender Auszug aus einem Leserbrief zur Rolle von Ignatz Bubis in der Debatte dienen. In seiner Rezension des Buches zur Walser- Bubis- Debatte sieht Kai Köhler darin ein Beispiel für das Verlangen vieler Deutscher, die Belehrungen durch die jüdischen Mitbürger in Deutschland nicht mehr länger hinnehmen zu wollen:

*„So muss endlich einmal das Wort gegen die dauernde Hetzerei und Diffamierung gegen uns Deutsche‘ erhoben werden, denn ‚es widert einen so langsam an‘, wie ‚dauernd von den gleichen Verantwortlichen und Vertretern der Juden in Deutschland gegen uns polemisiert wird.‘“*

Kai Köhler, Die Dokumentation eines Vorpostengefechts - Kai Köhler über „Die Walser- Bubis- Debatte“, in: Literaturkritik.de 2 (2002). Internetadresse: <http://www.literaturkritik.de/txt/2002-02-052.html> (25.04.2002). Der Artikel umfasste 3 DIN A 4 Seiten. Die zitierte Stelle befindet sich auf Seite 2.

<sup>204</sup> Joseph Hanimann, Unterm Strich - Pariser Hochrechnung zur Gedenkkultur, in: FAZ, 30.11.2001, S.50.

Nachdem zur Klärung der diversen Auseinandersetzungen des Schriftstellers sowohl auf dessen psychische Dispositionen, als auch auf diejenigen seiner jeweiligen Kontrahenten eingegangen wurde, soll nun einerseits das Werk Walsers im Hinblick auf seine Fassbarkeit mittels literaturtheoretischer Aspekte untersucht, und andererseits dessen Kritik an den Medien dargestellt werden.



## IV. Literaturtheoretische und medienkritische Aspekte: Die Inszenierung des Holocaust

### **IV.I *Tod eines Kritikers* - Ein Schlüsselroman?**

Um die Debatte um den Roman *Tod eines Kritikers* richtig einordnen zu können, soll im folgenden zunächst untersucht werden, ob es sich bei diesem Werk um einen Schlüsselroman Walsers handelt, da sowohl Frank Schirrmacher, der Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, in seiner öffentlichen Stellungnahme über die Gründe, den Roman *Tod eines Kritikers* entgegen den sonstigen Gepflogenheiten nicht in der FAZ abzudrucken, als auch Marcel Reich-Ranicki in seiner Rede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde den noch unveröffentlichten Roman Walsers als solchen bezeichneten. Schirrmacher schrieb in seinem *Offenen Brief* vom 29.05.2002 unter anderem:

*„Ich muß Ihnen mitteilen, daß Ihr Roman nicht in dieser Zeitung erscheinen wird. Die Kritiker mögen entscheiden, wie gut oder wie schlecht dieses Buch unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit ist. [...] Ihr Roman ist eine Exekution. Eine Abrechnung - lassen wir das Versteckspiel mit den fiktiven Namen gleich von Anfang an beiseite! - mit Marcel Reich-Ranicki. Es geht um die Ermordung des Starkritikers“<sup>205</sup>*

Und weiter heißt es dort:

*„Ich aber halte Ihr Buch für ein Dokument des Hasses. Und ich weiß nicht, was ich befremdlicher finden soll: die Zwanghaftigkeit, mit der sie Ihr Thema durchführen, oder den Versuch, den sogenannten Tabubruch als Travestie und Komödie zu tarnen. Nicht wahr, Sie haben das ‚Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent‘ nur wörtlich genommen? Werden Sie mir glauben, daß ich umgekehrt nun beginne, Sie wörtlich zu nehmen? Ihr Buch ist nichts anderes als eine Mordphantasie. [...] Und mehr als einmal fällt der Satz: ‚Eine Figur, deren Tod man für vollkommen gerechtfertigt hält, das wäre Realismus. Sie haben sich eine Art mechanisches Theater aufgebaut, in dem es möglich ist, den Mord auszukosten, ohne ihn zu begehen. [...] Es geht um den Mord an einem Juden.‘“<sup>206</sup>*

Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki bediente sich in seiner Dankesrede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität München unter Bezugnahme auf Goethe nahezu einer identischen Argumentation:

*„Auch dem Erzähler vom Bodensee, der freilich keine Ermäßigung für Jugendliche in Anspruch nehmen kann, da er über fünfundsiebzig Jahre alt ist, hätte man ein hartes Wort gegen seinen Kritiker gewiß verzeihen. Nur hat er nicht ein freches Gedicht geschrieben, sondern einen ganzen Roman, und dessen Fazit lautet nicht etwa ‚Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent‘, sondern ‚Schlagt ihn tot, den*

<sup>205</sup> Frank Schirrmacher, Lieber Martin Walser - Ihr Buch werden wir nicht drucken ... - Der neue Roman von Martin Walser: Kein Vorabdruck in der FAZ, in: Michael Naumann (Hg.) Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein – Der neue Antisemitismus-Streit, München 2002, S.138-142, hier: S.138.

<sup>206</sup> Frank Schirrmacher, Lieber Martin Walser - Ihr Buch werden wir nicht drucken ... - Der neue Roman von Martin Walser: Kein Vorabdruck in der FAZ, in: Michael Naumann (Hg.) Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein – Der neue Antisemitismus-Streit, München 2002, S.138-142, hier: S.139.

*Hund! Es ist ein Jude.' So lese ich diesen Roman, anders kann ich es nicht.*<sup>207</sup>

Walsers Biograph Magenau widersetzt sich dieser Meinung, indem er davon spricht, dass der Roman als Farce vorweggenommen habe, was sich im Nachhinein als Realität erweisen sollte. Die Reaktion der Medien auf seinen Roman war in seinem Werk schon präzise umschrieben worden. Walsers Prophetie und „*prognostische Präzision*“ hätten den Autor sicher mit Freude erfüllt, hätte die anschließende Debatte nicht ihn selber betroffen.<sup>208</sup>

In seiner Walser-Biographie vertritt er die Auffassung, der Autor habe seine in der Friedenspreisrede unter dem Stichwort „*Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken*“ geäußerte Kritik an dem Umgang mit dem Phänomen Auschwitz in seinem Roman *Tod eines Kritikers* literarisch verarbeitet.

*„Was Walser damals ‚Instrumentalisierung von Auschwitz‘ nannte, führt er nun als grell gezeichnetes, burleskes Literaturbetriebskasperltheater vor. Und die Wirklichkeit richtete sich danach. Schirmmacher verfuhr nach dem Prinzip der Machtausübung, wie er es in ‚Tod eines Kritikers‘ beschrieben fand.“*<sup>209</sup>

Martin Walser selbst wehrte sich vehement gegen eine derartige Klassifizierung. In einem Interview mit dem Spiegel aus dem Jahre 2002 sagte er zur Unterstellung Schirmmachers, er habe einen Schlüsselroman verfasst:

*„Aber zu dem, was Schirmmacher mir unterstellt, lasse ich im Roman einen jüdischen Intellektuellen sagen, wie toll er es gefunden, das Ehrl-König nie viel Aufhebens von seiner jüdischen Herkunft gemacht habe, und gefragt, ob es denn weniger ein Mord gewesen wäre, wenn Ehrl-König kein Jude gewesen wäre. [...] Sie sträuben sich jetzt dagegen, aber ich gebe nicht auf, Ihnen das klar machen zu wollen. Dass Ehrl-König ein Jude ist, wird praktisch nur in der – bitte schön im Buch – Medienreaktion auf den vermeintlichen Mord erwähnt. Und eben an dieser Stelle lasse ich einen jüdischen Intellektuellen sagen: Wenn jemand umgebracht wird, kommt es nicht darauf an, ob ein Jude oder ein anderer ermordet wurde. [...] Da beginnt schon Ihre Sucht nach dem Schlüsselroman: Wer ist wer? Tut mir leid, das führt nirgendwohin.“*<sup>210</sup>

<sup>207</sup> Marcel Reich-Ranicki, Was ich empfinde - Über eine neue deutsche Mordphantasie, München und den Geist der Erzählung: Dankesrede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde, in: FAZ, 12.07.2002, S.41. Bei Goethe heißt es:

„*Recensent.*

*[Apparat] Da hatt' ich einen Kerl zu Gast, Er war mir eben nicht zur Last;  
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen, Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,  
Zum Nachtsch, was ich gespeichert hatt'. Und kaum ist mir der Kerl so satt,  
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen Über mein Essen zu räsonniren:  
„Die Supp' hätt' können gewürzt sein, Der Braten brauner, firner der Wein.  
Der Tausendsakerment! Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Recensent.“*

Johann Wolfgang von Goethe, Werke, WA I,2, S.204., WA, Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abth. I-IV, 133 Bde, (in 143), Weimar: Böhlau, 1887 bis 1919, [„Weimarer Ausgabe.“] – Weimarer Ausgabe, Fotomechanischer Nachdruck der im Verlag Hermann Böhlau Nachfolger Weimar 1887 bis 1919 erschienenen Sophien-Ausgabe. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1987, Goethes Werke, Nachträge zur Weimarer Ausgabe. Briefe/Erläuterungen/Gesamtregister, herausgegeben von Paul Raabe, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1990.

<sup>208</sup> Jörg Magenau, Martin Walser - Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 2005, S.531.

<sup>209</sup> Jörg Magenau, Martin Walser - Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 2005, S.530.

<sup>210</sup> Der Autor ist der Verlierer – Der Schriftsteller Martin Walser über die Vorwürfe gegen seinen neuen Roman - Interview zwischen Volker Hage und Martin Walser, in: Der Spiegel, 03.06.2002.

Diese widersprüchlichen Aussagen führen nun zu der Frage, ob es sich bei diesem Roman Walsers tatsächlich um einen Schlüsselroman handelt, wie es die vorausgegangenen Stellungnahmen von Schirmacher und Reich-Ranicki nahe legen, oder nicht. Hierzu soll zunächst der Begriff *Schlüsselroman* definiert werden. Der Ausdruck kommt aus dem Französischen und leitet sich von dem dortigen *roman à clef* ab. Meist wird bei der Erörterung dieser Thematik vom übergeordneten Begriff der Schlüsselliteratur und von der Definition Drujons ausgegangen. Als Schlüsselliteratur wird demnach jede Literatur und jedes Buch bezeichnet, das in mehr oder weniger verdeckter Form reale Ereignisse und Personen darstellt oder auf sie anspielt (*livre à clef*). Die Bedingungen für den Typus Schlüsselliteratur gelten dann als erfüllt, wenn „*kommunikative Performanz und bestehende Kompetenz [...] auf ‚wirkliche Personen und Zustände‘ ausgerichtet sind*“<sup>211</sup>.

Beim Schlüsselroman geht es um die Frage, wie ein Text mit doppelter Struktur durch die Referenz auf einen außerhalb seiner selbst liegenden Sachverhalt entsteht, welche Ansprüche daraus an den Rezipienten erwachsen und welche wichtigen Konstanten der Verschlüsselung (seitens des Autors) und des Entschlüsselns (seitens der Leser) von Bedeutung sind. Grundlegend für die literarische Verschlüsselung ist dabei das zweibändige Werk von Fernand Drujon, *Les livres à clef*, eine kritische und analytische Bibliographie der Schlüsselliteratur. Drujon unterschied die Beziehung zwischen Urbild einerseits, womit eine historische Person oder Begebenheit gemeint war, und der Verarbeitung im fiktionalen Text andererseits, die er als Abbild klassifizierte. Für ihn war Verschlüsselung ein konstantes Merkmal, das einen Text im Ganzen bestimmt „*und im wesentlichen einer Reduktion seines Bedeutungspotentiales im Sinne der eindeutigen Urbild-Abbild-Relation vorarbeitet*“<sup>212</sup>, um den Rezipienten die Entschlüsselung des Werkes zu erschweren.

Nach der Definition Irmgard Ackermanns, zu finden im Metzler Literaturlexikon, gehören jedoch auch jene Werke zur Schlüsselliteratur, „*in denen der Schlüssel nur eine untergeordnete Rolle spielt [...], oder nur einen Teilaspekt des Werkes erhellt*“<sup>213</sup>

Um nun zu untersuchen, ob Walsers Roman *Tod eines Kritikers* Elemente des

---

<sup>211</sup> Klaus Kanzog, Schlüsselliteratur, in: RLW - Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, herausgegeben von Jan-Dirk Müller, gemeinsam mit Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar, Band 3, P-Z, Berlin / New York 2003, S.380-383, hier: S.381.

<sup>212</sup> Gertrud Maria Rösch, Clavis Scientiae – Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur (Studien zur deutschen Literatur Band 170, herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart und Conrad Wiedemann), Tübingen 2004, S.20f.

<sup>213</sup> Ackermann, Irmgard, Schlüsselliteratur in: Metzler Literatur Lexikon, Begriffe und Definitionen, Herausgegeben von Günther und Irmgard Schweikle, Stuttgart, 1990, S.415.

Schlüsselromans aufweist, wird anhand ausgewählter Textstellen geprüft, inwieweit der Autor Figuren oder Begebenheiten der Wirklichkeit entlehnt und in seinem Roman verarbeitet hat.

In folgender Passage beispielsweise bedient sich Walser des Stilmittels der Allusion, indem er fast wortwörtlich das Urteil, das der Literaturkritiker über den Erzähler Martin Walser in seiner Sendung *Das Literarische Quartett* vom 14. August 1998 fällte, in seinen Roman übernimmt: „*Er kann viel, dieser Martin Walser: Erzählen kann er ums Verrecken nicht.*“<sup>214</sup>

Im Roman findet man diese Aussage in einen personalen Erzählduktus eingebettet, der zwischen direkter und indirekter Rede wechselt, wobei Professor Silbenfuchs die Einschätzungen und Meinungen anderer über Ehrl-König referiert:

*„Wie immer nach einem Höhepunkt, sagt der Professor, nimmt er die weggeworfenen Hände zurück und hebt den schräg hinuntergefallenen Kopf wie eine kostbare Last und setzt an zu einer Pathétique - Fuge. Immer wird er, wenn er die Leute zum Lachen gebracht hat, so ernst, als wolle er den Leuten nachträglich noch ihr Lachen vorwerfen. So auch diesmal. Vibrierend vor Ernst fuhr er fort: Er sei ja, das könne Martha nicht wissen, mit Hans Lach befreundet, er schätze ihn als einen außerordentlich begabten Schschcheriftstellerrrr, in der keleinen und keleinste Form gelinge ihm gelegentlich durchaus Gutes, manchmal sogar Vorzügeliiches, aber im Roman: eine Enttäuschung nach der anderen. Er kann alles mögliche, unser Hans Lach, aber das, was er offenbar am liebsten tut, am ausdauerndsten tut, erzählen, das kann er nicht, das kann er ums Verrecken nicht. Und das einem Fereund zu sagen, liebe Martha, das tut weh.“*<sup>215</sup>

An dieser Stelle wird deutlich, dass der Schriftsteller die Figur des André Ehrl-König nach dem realen Vorbild Marcel Reich-Ranickis konzipiert hat.<sup>216</sup> Er hat zwar einige Ereignisse aus dem Leben des Literaturkritikers verfremdet, jedoch benötigt man keinen kriminalistischen Scharfsinn, um in der Figur des Ehrl-König das reale Vorbild zu erkennen.

Walser jedoch will seinen Roman nicht als Schlüsselroman, sondern als Milieustudie über den Literaturbetrieb verstanden wissen, wie er auf die Frage nach der Entstehung des Buches noch zwei Jahre nach dessen Erscheinen in einem Interview mit der *Welt* am 12.07.2004 verlauten ließ:

*„Das hat sich zwei Jahre lang in mir entwickelt, und ich hätte vielleicht vor zwei Jahren anders darüber gesprochen als jetzt. Jetzt kann ich sagen, ich lege das vorläufig in meiner ‚Arbeitsbiografie‘, wie Sie das nennen, so ab. Ich war in einem wunderbaren Verlag. Dann kam eine Machtausübung von außen. Und da hat mein wunderbarer Verlag sich mehr beeindrucken lassen, als es für mich erträglich war. Das ist zu einem Lehrstück über Machtausübung im Kulturbetrieb geworden. Das war drastisch, das war*

<sup>214</sup> Die wichtigsten Passagen der Sendung *Das „literarische Quartett“* vom 14. August 1998 wurden dokumentiert von: Jochen Hieber, *Unversöhnte Lebensläufe – Zur Rhetorik der Verletzung in der Walser- Bubis- Debatte*, in: *Hinauf und Zurück - in die herzhelle Zukunft – Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert* (Festschrift für Birgit Lermen), Bonn 2000, S.543-559, hier: S.547, Thomas Anz, *Viel Lärm um wenig - Anmerkungen zum Streit um Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘*, in: *Literaturkritik* 6 (2002). Internet-adresse des Artikels: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=5078](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=5078) (20.11.2003).

<sup>215</sup> *Tod eines Kritikers*, Frankfurt am Main 2002, S.40f.

<sup>216</sup> Dagegen reiht folgende Stellungnahme den Roman *Tod eines Kritikers* in die Phalanx der Verlierergestalten Walsers ein: „*Man kann den Text auch mit Blick auf die Landolf-Lach-Gestalt lesen. Die wehrt sich gegen die Erniedrigung. Einmal mehr steckt in ihr der Walsersche Verlierer. Seit den Anselm Kristlein-, den Gottlieb Zürn-, den Franz Horn-Romanen ist der Verlierer Walsers Grundgestalt.*“, Paul Konrad Kurz, *Literatur*, in: *SdZ*, H. 1 (2003), S.70.

*ungeheuer, dass so etwas möglich ist, dass dann noch in verschiedenen Quartieren ein paar Opportunisten aufspringen auf diesen Saisonzug. Das bleibt.*“<sup>217</sup>

Andererseits spricht folgende Textpassage, in der das schwierige Verhältnis zwischen dem Schriftsteller und seinem Kritiker von Walser poetisiert wird, wiederum für die Annahme, dass *Tod eines Kritikers* ein Schlüsselroman sei:

*„Ich fragte, ob der Professor wisse, wie Hans Lach ausgekommen sei mit Ehrl-König. Die könnten doch nicht nur im Konflikt gelebt haben. Überhaupt nicht, sagte Silbenfuchs. Hans Lach sei immer wieder, wenn er Ehrl-König irgendwo begegnet war, ins Schwärmen geraten. Man muß ihm persönlich begegnen, habe er dann gesagt, sonst hält man ihn nicht aus. Ehrl-König habe ja jedes seiner Bücher für Hans Lach mit stürmischen Widmungen versehen und habe diese gewidmeten Bücher selber in der Böcklinstraße in den Briefkasten gesteckt. Ehrl-Königs **Wie**-Bücher von **Wie ich verreiße** über **Wie ich lobe**, **Wie ich lebe** bis zu **Wie ich bin**, seien ja nie sehr dick. Ich solle mir von Hans Lachs Frau diese Widmungen zeigen lassen. Hans Lach habe die, wenn man zu ihm kam, immer hergezeigt, stolz, ein bißchen sarkastisch vielleicht. Da stand immer in Französisch ein bedeutender Schmus. Das sei eben das Kreuz dieser Beziehung gewesen. Die unmittelbare Hingerissenheit Hans Lachs von der Person Ehrl-König. Hans Lach sei ja nicht eben mit Freunden gesegnet.*“<sup>218</sup>

Erneut ist hier ein Wechselspiel zwischen direktem und indirektem Erzählstil zu verzeichnen. Michael Landolf erbittet von Professor Silbenfuchs nochmals Auskunft über André Ehrl-König, worauf der Erzähler den Universitätsgelehrten in personaler Diktion über diesen referieren lässt. Die in dieser Sequenz erwähnten „**Wie**-Bücher“ scheinen eine Anspielung auf folgende von Reich-Ranicki publizierte Bücher zu sein: *Lauter Verrisse*, *Lauter Lobreden*, *Mein Leben*.<sup>219</sup>

Zudem mag der informierte Leser an dieser Stelle auf den Gedanken kommen, dass der Autor mit Hans Lach eine versteckte Selbstdarstellung versucht, da Martin Walser sich angesichts der ihm entgegengebrachten, häufig auch heftigen Kritik oft missverstanden und alleingelassen fühlt.

Ein weiteres Indiz dafür, dass Martin Walser mit seiner Figur des André Ehrl-König auf Marcel Reich-Ranicki anspielt, belegt folgende Stelle aus dessen Autobiographie *Mein Leben*, in der eine Begegnung mit Heinrich Böll geschildert wird:

<sup>217</sup> Ich bin todesscheu, Martin Walser im Gespräch mit Eckhard Fuhr, in: Die Welt, 12.07.2004 ohne Paginierung. Internetadresse des Interviews: <http://www.welt.de> (12.07.2004).

<sup>218</sup> Martin Walser, *Tod eines Kritikers*, Frankfurt am Main 2002, S.50.

<sup>219</sup> Fotis Jannidis zeigt anhand der Charakterisierung der namenlosen Figur des rothaarigen Fremden in Thomas Manns Novelle *Der Tod in Venedig*, dass die Interpretation einer Figur nicht ausschließlich anhand einer Analyse von literaturwissenschaftlichen Stilmitteln zu leisten ist, sondern für den Leser ein Wissen voraussetzt, ohne das er die Intentionen des Autors jemals vollständig im Stande wäre, zu erfassen. „*Das komplexe Instrumentarium der Figurenbeschreibung ist von Annahmen über die Regeln der erzählten Welt, die kommunikative Intention und das vorauszusetzende kulturelle Wissen bestimmt. Insofern läßt es sich nicht einfach mechanisch anwenden. Sein fruchtbarer Gebrauch erfordert neben der genauen Kenntnis des entsprechenden Vokabulars nicht zuletzt ein umfangreiches [...] Wissen. Dieses Wissen ist nicht Teil des Textes, und insofern ist die Analyse von Figuren auch immer mehr als bloße Textbeschreibung.*“, Fotis Jannidis, *Zur Erzähltheorie der Figur - Alte Probleme und neue Lösungen*, in: *Der Deutschunterricht* 2 (2005), S.19-29, hier: S.29. So wurde veranschaulicht, dass eine Anspielung auf Reich-Ranicki ohne diese Gabe nicht zu entdecken gewesen wäre.

„Als er mich sah, ging er gleich auf mich zu und fragte halb drohend und halb treuherzig: ‚Geben wir uns noch die Hand?‘ Ich antwortete: ‚Aber ja, natürlich.‘ Doch gab er mir die Hand nicht, noch nicht. Vielmehr kam er näher, ich wußte nicht was er wollte. Ich wartete, wohl ziemlich unsicher, was nun passieren werde. Einen Skandal wollte ich unbedingt vermeiden. Aber nein, Böll tat mir nichts an. Nur flüsterte er mir etwas ins Ohr, ein einziges, beim deutschen Volk seit eh und je besonders beliebtes Wort: ‚Arschloch!‘ Dann sagte er laut und lachend: ‚Jetzt ist alles wieder gut.‘ Und er umarmte mich.“<sup>220</sup>

Auch auf diese Stelle nimmt der Schriftsteller Walser mit einer Allusion Bezug, wenn er sie fast wortgetreu im *Tod eines Kritikers* wiedergibt. „Böll und Frisch haben ihn, jeder für sich und ohne vom anderen zu wissen, Scheißkerl genannt. Er sagte: ‚Arschloch!‘ Dann umarmte er mich und meinte, jetzt sei wieder alles gut.“<sup>221</sup> Marcel Reich-Ranicki hat diese Anekdote nochmals in einem Interview erwähnt:

„Er war nicht ganz gesund, das war auch nicht glücklich. Er traf mich bei einer Veranstaltung. Ich wußte nicht, was auf mich zukommen würde. Er fragte mich: ‚Geben wir uns noch die Hand?‘ – ‚Na ja, wieso nicht, selbstverständlich‘, sagte ich. Dann guckte er mich an und kam auf mich zu, er machte einen Schritt und stand direkt vor mir, und ich dachte jetzt wird er mich schlagen, er wird mich verprügeln, er wird mich hier vor dem Publikum ohrfeigen. Doch er guckte mich nur so an und sagte mir etwas ins Ohr. [...] Er sagte ‚Arschloch‘.“<sup>222</sup>

Auch der Streit zwischen Marcel Reich-Ranicki und dem Tübinger Rhetorikprofessor Walter Jens wird im *Tod eines Kritikers* thematisiert, wie folgende Textsequenz verdeutlicht:

„Er hat die unangenehme Nachricht einem Journalisten verkauft. Aber er muß, was er verkaufte, von seinem Bruder haben. Ehrl-König verlangte von Henkel, daß der sich öffentlich von dieser Falschmeldung und von seinem Bruder distanzieren. Henkel weigerte sich. Das war der Bruch. Henkel gab sich eigensinnig und ließ wissen, da es sich nicht um eine Falschmeldung handle, könne er sich nur für die Indiskretion entschuldigen, aber nicht für den Inhalt. Ehrl-König war entsetzt. Sein einziger Freund. Wenn der Anlaß nicht so lächerlich wäre, könnte man sagen: tragisch.“<sup>223</sup>

In *Mein Leben* äußert sich Marcel Reich-Ranicki zu diesem Disput über seine ehemalige Geheimdiensttätigkeit, die vom Filius seines Tübinger Freundes, Tilmann Jens, in die Öffentlichkeit getragen worden war:

„Als im Herbst 1990 unsere Beziehung ernsthaft gestört und gefährdet war, schrieb er mir: ‚Schau auf die Widmung, lies noch einmal meine Rede auf dich - das allein zählt.‘ Die Widmung, die er meinte, lautet: ‚Für Marcel, in Freundschaft, die, Turbulenzen hin und her, unzerstörbar ist, Walter.‘ Aber Jens hat sich geirrt, gründlich geirrt. Unsere Freundschaft hat sich wohl als zerstörbar erwiesen, und jene, die zu ihrer Zerstörung grausam beigetragen haben, mögen dies mit ihrem Gewissen abmachen.“<sup>224</sup>

Beide Passagen betonen die Entfremdung zwischen Walter Jens und Marcel Reich-Ranicki. Die Textstelle aus *Tod eines Kritikers* beinhaltet nicht nur eine Anspielung auf die Profession

<sup>220</sup> Marcel Reich-Ranicki, *Mein Leben*, Stuttgart 1999, S.368.

<sup>221</sup> Martin Walser, *Tod eines Kritikers*, Frankfurt am Main, 2002, S.51f.

<sup>222</sup> Marcel Reich-Ranicki, *Lauter schwierige Patienten – Gespräche mit Peter Voß über Schriftsteller des 20. Jahrhunderts*, Berlin 2002, S.214.

<sup>223</sup> Martin Walser, *Tod eines Kritikers*, Frankfurt am Main 2002, S.94.

<sup>224</sup> Marcel Reich-Ranicki, *Mein Leben*, Stuttgart 1999, S.426.

von Tilmann Jens, der Journalist ist, sondern auch auf die Weigerung von Walter Jens, sich vom Bericht seines Sohnes über die Geheimdiensttätigkeit Ranickis zu distanzieren. Diese Beispiele sprechen für den Wahrheitsgehalt der These von Thomas Anz, der behauptete, *Tod eines Kritikers* sei nicht nur eine Antwort auf Marcel Reich-Ranickis Autobiographie *Mein Leben*, sondern gleichzeitig deren Demontage<sup>225</sup>. Daher kann man den Roman Walsers mit gutem Grund nicht nur als dichterische Verarbeitung der Erlebnisse des Schriftstellers mit seinem Starkritiker ansehen, sondern auch als fiktionale Wiedergabe der Erlebnisse und Ereignisse im Leben Marcel Reich-Ranickis. Dessen Eigenart, andere Autoren vor einem Millionenpublikum vor den Kopf zu stoßen, thematisiert Martin Walser ebenfalls in seinem Buch. Die Selbstgerechtigkeit des Kritikers in den Augen vieler Schriftsteller findet sich bei Walser an mehreren Stellen. So spricht er etwa von der Attitüde André Ehrl-Königs, den Schriftsteller Hans Lach in der breiten Öffentlichkeit dem Gespött preiszugeben, außerdem würde sich Ehrl-König mit seinen Kritiken immer mehr vom eigentlichen Gegenstand seines Berufes, der Literatur, und somit auch den Schriftstellern entfernen. Mit dieser Haltung versuche er nicht nur jegliche Kritik an seiner Person und seinen Rezensionen ad absurdum zu führen, sondern auch für Schriftsteller und Öffentlichkeit über alles erhaben, sozusagen unerreichbar zu sein. In seinem Werk lässt Martin Walser seinem Protagonisten Michael Landolf Einblicke in die Gedankenwelt des Hans Lach, der, wie sich erst später herausstellt, mit der Person des Landolf identisch ist, gewähren. In erlebter Rede und personaler Erzählstruktur schildert der Autor die Empfindungen des Michael Landolf alias Hans Lach, der sich gegenüber der Macht des André Ehrl-König hoffnungslos unterlegen fühlt. Das Verhältnis zwischen dem Schriftsteller Hans Lach und seinem Kritiker André Ehrl-König ist im Roman genauso gespannt, wie jenes zwischen Martin Walser und Marcel Reich-Ranicki in der Wirklichkeit.

*„Ehrl-König, die Macht. Er, die Kreatur, die man treten kann, bis sie sich selber nicht mehr kennen will. Er will sich selber nicht mehr kennen. Vor Leuten. [...] Aber das darf er vor Zeugen nicht zugeben. Er darf den, der da vorgeführt wurde vor ein paar Millionen Zuschauern, nicht kennen, nicht verteidigen, nicht erklären. Er darf sich nicht mit dem identifizieren. [...] Sobald er weg ist, fort, heraus aus jeder Erreichbarkeit, stirbt die Machtausübung aus Mangel an Objekt. Das ist seine Chance. Sich zu immer deutlicherer Unerreichbarkeit entwickeln. Bis zur Überhauptnichterreichbarkeit.“<sup>226</sup>*

Die angeführten Beispiele zeigen deutlich, dass die Protagonisten im *Tod eines Kritikers* durchaus erkennbare Züge wirklicher Personen tragen. Auch verschiedene Ereignisse und Anekdoten im Roman lassen sich auf reale Vorkommnisse zurückführen. Ob das Werk damit

<sup>225</sup> Thomas Anz, Viel Lärm um wenig - Anmerkungen zum Streit um Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘, in: Literaturkritik.de, Nr.6 (2002). Internetadresse des Textes: [http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung\\_rez.php?rez\\_id=5078](http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung_rez.php?rez_id=5078) (20.11.2003).

<sup>226</sup> Martin Walser, *Tod eines Kritikers*, Frankfurt am Main 2002, S.123.

als Schlüsselroman zu betrachten ist, hängt hauptsächlich davon ab, welcher der genannten Definitionen man zu folgen geneigt ist.

Wolfram Malte Fues vertritt in seinem Artikel *Die Klinge des Saturn - Geschichte und Gegenwart* eine sehr differenzierte Auffassung von Martin Walsers Roman *Tod eines Kritikers*. Für ihn greift der Begriff Schlüsselroman in Bezug auf dieses Werk Walsers zu kurz. Anhand des schon erwähnten Realismussatzes zeigt er, dass die Frage, ob Walsers Opus ein Schlüsselroman sei oder nicht, nicht mit ja oder nein zu beantworten sei. Fues stellt sich die Frage, wie dieser Realismussatz mit der erzählerischen Wirklichkeit des Romans in Einklang zu bringen sei. Dieser Realismussatz komme in dem Roman dreimal vor. Zum zweiten Mal gebe ihn der Schriftsteller Bernt Streiff, auch ein Opfer André Ehrl-Königs, von sich:

„Eine Figur, deren Tod man für vollkommen gerechtfertigt hält, das wäre Realismus.' Und fügt hinzu: 'Der Satz ist richtig, kann ich sagen, als Satz in der Kunstwelt. In Wirklichkeit, unanwendbar.' Und verbessert ihn: 'Eine Figur, deren Tod man sowohl für vollkommen gerechtfertigt wie auch für überhaupt nicht gerechtfertigt hält, das wäre Realismus.'“<sup>227</sup>

Fues fragt sich anhand dieser Stelle, von welcher Wirklichkeit hier die Rede sei. Er sei der Auffassung, dass dieser Satz weder in die Sphäre der Kunst noch in die reale Welt gehöre. Für ihn stehe der Satz zwischen Fiktionalität und Realität. Er fragt sich nun weiter, welchen Realitätsgehalt dieser Satz im Kontext des Romans und seines Erzählens haben könne. Da ihn an der zitierten Stelle Bert Streiff von sich gebe, der in seiner Funktion als Schriftsteller natürlich ein scharfer Kritiker all dessen sei, was der Literaturkritiker André Ehrl-König an Urteilen über die Literatur fälle, müsse diese Aussage besonders betrachtet werden. Diese stamme aber nicht von Streiff selbst, sondern von Hans Lach. Streiff verwende ihn im Gespräch mit Michael Landolf, Hans Lachs erzählendem Ich, woraus Fues folgert, dass der Leser einem Selbstgespräch der Gegenfigur zu seiner Hauptfigur zuhören könne. Könne man dies als Realismus bezeichnen, so fragt er weiter.<sup>228</sup> Er kommt zu dem Schluss, dass *Tod eines Kritikers* vor allem ein Schlüsselroman über den Schlüsselroman sei. Im Roman werde dabei versucht, mit Hilfe der Figur des André Ehrl-König Ähnlichkeiten zu Verhaltensweisen von Marcel Reich-Ranicki in den Medien und in der Gesellschaft herzustellen. Diese

<sup>227</sup> Wolfram Malte Fues, *Die Klinge des Saturn - Geschichte und Gegenwart* von Martin Walsers Roman *Tod eines Kritikers*, in: *Literaturkritik* 5 (2004), der Artikel umfasste 29 DIN A 4 Seiten. Internetadresse des Artikels mit allen dazugehörigen Anmerkungen: <http://www.literaturkritik.de> (12.05.2004). Die oben zitierte Stelle befindet sich auf Seite 16 des Artikels. Der Autor bezog sich bei der zitierten Stelle auf die Seite 87 im *Tod eines Kritikers*, Frankfurt am Main 2002.

<sup>228</sup> Wolfram Malte Fues, *Die Klinge des Saturn - Geschichte und Gegenwart* von Martin Walsers Roman *Tod eines Kritikers*, in: *Literaturkritik* 5 (2004), der Artikel umfasste 29 DIN A 4 Seiten, und war noch am 12.05.2004 unter der Adresse <http://www.literaturkritik.de> im Internet mit allen dazugehörigen Anmerkungen abrufbar. Die oben zitierte Stelle befindet sich auf Seite 17 des Artikels.



Übereinstimmungen, welche die fiktive Figur mit der realen aufweise, seien jedoch nicht eins zu eins auf die Realität übertragbar, sondern die Fiktion könne ohne die Realität nicht existieren, die Realität habe aber wiederum mit der dargestellten Fiktion ganz und gar nichts zu tun, sondern der Autor habe in seinem Roman eine Kunstwelt erschaffen, die sich zwar auf die Realität beziehe, jedoch nicht mit ihr vereinbar sei. Je mehr sich der Autor bemühe, mit seinem fiktionalen Roman an die Realität heranzureichen, desto mehr falle die Fiktion auf sich selbst zurück. Fues drückt seine Ansicht in kryptischer Diktion aus:

*„Fassen wir zusammen: ‚Tod eines Kritikers‘ ist nicht bloß ein Schlüsselroman, sondern erörtert sich über einen Schlüsselsatz auch selbst als Schlüsselroman, [...] von der Frage ausgehend, ob und wie es ihm gelingt, seine Hauptfigur ihrer Entsprechung in der realen gesellschaftlichen Welt der Gegenwart zu überführen, mit Hilfe der Figur André Ehrl-König die Person Marcel Reich-Ranicki zu beschreiben und zu bestimmen, zu erfassen und zu begreifen. Es gelingt ihm jedes Mal, aber jedes Mal um den Preis, dass die Realität, bei der er ankommt, mit ihrer Ankunft verschwindet: [...]“<sup>229</sup>*

Fues ist der Meinung, dass der Roman in seinem Kern eine Mediensatire sei. Diese Auffassung deckt sich mit der des Schriftstellers Martin Walser, der seinen Roman, wie schon mehrfach erwähnt, als Kritik an den Medien verstanden sehen will. Nach Ansicht Fues' gehe es in *Tod eines Kritikers* um diejenigen „Prozesse und Prozeduren zeitgenössischer Medialität“<sup>230</sup>, welche durch die Debatte um das Buch gerade eben nicht zum Vorschein gebracht, sondern vielmehr verdunkelt wurden. Mit dieser Lesart befindet er sich im Einklang mit Dieter Borchmeyer, der unter Bezugnahme auf den auf Seite 144 im *Tod eines Kritikers* stehenden Satz, „[d]as Thema war jetzt, daß Hans Lach einen Juden getötet hatte“<sup>231</sup>, zu folgendem Schluss kommt:

*„Walser hat das Szenario dieser Debatte in seinem ‚Tod eines Kritikers‘ geradezu vorinszeniert, denn was die Medien hier mit Hans Lach anrichten, genau das geschieht jetzt mit seinem Erfinder.“<sup>232</sup>*

Stuart Parkes vertritt eine ähnliche Auffassung.

*„Walser's fictional media within the novel, which at this point repeats Lach's threat of hitting back, prefigure what was said by parts of the real media about the novel. In this way, the novel contains its own reception!“<sup>233</sup>*

<sup>229</sup> Wolfram Malte Fues, Die Klinge des Saturn - Geschichte und Gegenwart von Martin Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘, in: Literaturkritik 5 (2004), der Artikel umfasste 29 DIN A 4 Seiten. Internetadresse des Artikels mit allen dazugehörigen Anmerkungen: <http://www.literaturkritik.de> (12.05.2004). Die oben zitierte Stelle befindet sich auf Seite 19 des Artikels.

<sup>230</sup> Wolfram Malte Fues, Die Klinge des Saturn - Geschichte und Gegenwart von Martin Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘, in: Literaturkritik 5 (2004), der Artikel umfasste 29 DIN A 4 Seiten. Internetadresse des Artikels mit allen dazugehörigen Anmerkungen: <http://www.literaturkritik.de> (12.05.2004). Die oben zitierte Stelle befindet sich auf Seite 29 des Artikels.

<sup>231</sup> Martin Walser, *Tod eines Kritikers*, Frankfurt am Main 2002, S.144.

<sup>232</sup> Dieter Borchmeyer, Martin Walsers *Tod eines Kritikers*: der komische Roman als Inszenierung seiner Wirkungsgeschichte, in: Dieter Borchmeyer, Helmuth Kiesel (Hg.), *Der Ernstfall – Martin Walsers ‚Tod eines Kritikers‘*, Hamburg 2003, S.46-68, hier: S.52.

<sup>233</sup> Stuart Parkes, *Tod eines Kritikers - Text and Context*, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.),

Martin Walser selbst sagte über die Aussage seines Romans und die dortigen Anspielungen auf Reich-Ranicki in einem Interview:

*„W: Moment, ich habe nicht gesagt, daß ich... es ist keine Liebesgeschichte von mir mit Reich-Ranicki, sondern von Hans Lach mit André Ehrl-König. [...] Ja, aber Hans Lach bin ich auch nicht und er ist nicht André Ehrl-König. Aber es ist eine Liebesgeschichte vom Autor mit einem Kritiker, die natürlich exemplarisch schief geht.“<sup>234</sup>*

In einem weiteren Interview bekräftigte der Autor nochmals, dass seine Romanfigur des André Ehrl-König nicht mit Marcel Reich-Ranicki identisch sei. Er habe lediglich einen machtausübenden Kritiker im Kulturbetrieb darstellen wollen, und als solchen erkenne sich Ranicki natürlich wieder. Bei dieser Unterhaltung wies Walser die Annahme, einen Schlüsselroman über Reich-Ranicki geschrieben zu haben, weit von sich.<sup>235</sup>

So vehement sich der Schriftsteller gegen die Rezeption seines Werkes als Schlüsselroman auch wehren mag, kommt er doch nicht umhin, die Vorbildfunktion Ranickis für seine Figur des Ehrl-König zuzugeben, wie folgende Interviewausschnitte verdeutlichen:

*„Für mich ist Reich-Ranicki kein polnischer Ghetto-Jude, sondern ein deutscher Kritiker. Da ich sein Vorbild im Roman überhaupt nicht wegstreichen konnte, musste ich's im Gerüchtedschungel vertuschen.“<sup>236</sup>*

Im selben Gespräch sagt er weiter:

---

Seelenarbeit an Deutschland - Martin Walser in Perspective (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.447-468, hier: S.462.

<sup>234</sup> Diese Sequenz wurde aus einem Interview zwischen Martin Walser und Frank A. Meyer, das im Rahmen der Sendung Vis a Vis am 25.06.2002 zwischen 00:05 Uhr und 00:50 Uhr im Programm 3Sat ausgestrahlt wurde, entnommen. Die Sendung wurde schon am 24.06.2002 zwischen 22:20 Uhr und 23:05 Uhr auf SF1 gesendet. Eigene Transkription.

<sup>235</sup> Jochen Hieber, Interview mit Martin Walser, der Schriftsteller wurde im Rahmen der Sendung Weimarer Salon, die am 14.07.2002 von 23.20 Uhr bis 00.05 Uhr auf MDR ausgestrahlt wurde, befragt. Eigene Transkription. Aber nicht nur Martin Walser streitet die Gleichsetzung Autor -Erzähler ab. Die Schriftstellerin Juli Zeh weist in einem Essay auf die verschiedenen Erzählperspektiven, die ein Autor in seinem Werk annehmen kann, hin. Sie wehrt sich darin, den Erzähler mit dem Autor gleichzusetzen und polemisiert in den 10 Thesen des Artikels gegen die Ich-Perspektive. Stattdessen tritt sie in ihrer geistreichen Abhandlung für den auktorialen Erzählstil ein, wie sie am Ende des Essays in der Ich-Form, gegen die sie sich dort zur Wehr setzte, bekennt. Sie schreibt darin unter anderem: „Wir aber haben das Feld geräumt, und auf die letzte Bastion individuellen Expertentums, nämlich das streng subjektive Erleben, zurückgezogen. Wir kauern in der literarischen Froschperspektive, und die Stimme aus dem Off: sie schweigt. Die Gedanken sind frei, vor allem die eigenen, und wenn es brenzlich wird, können wir die Mär vom literarischen Erzählen wieder beleben - das habe nicht ich gesagt, sondern ICH, und das ICH, hohes Gericht, ist, wie jeder weiß, nicht mit dem Autor identisch. Nur dass die Justiz das inzwischen auch nicht mehr glaubt...[...] „Es wäre gut ' sagt mein Freund, 'mal eine auktoriale Geschichte zu schreiben.' [...] Oder wenigstens einen auktorialen Essay. ICH meine ja nur.“ Mit dem letzten Satz der Abhandlung verwendet sie die Ich-Perspektive um ihre weiter oben gemachten Ausführungen zu bekräftigen. Sie gebraucht dabei paradoxerweise die Perspektive, gegen die sie sich im Vorhergehenden wandte. Damit relativiert sie auf der einen Seite das bisher Gesagte, um es auf der anderen Seite mittels der Ich-Perspektive zu ironisieren und zu unterstreichen.

Juli Zeh, Sag nicht Er zu mir - oder: Vom Verschwinden des Erzählers im Autor, in: Literaturen 3 (2004), S.30-33, hier: S.33.

<sup>236</sup> Literatur im Foyer, die Sendung wurde am 22.09.2002 zwischen 10.00 Uhr und 11.00 Uhr auf 3SAT ausgestrahlt, eigene Transskription

„[...] nicht nur ich, sondern auch meine Kollegen waren nichts als Anlass für Spott und Hohn - Niedermache – deswegen musste ich über ihn schreiben; dass er Jude ist, hat mich nicht interessiert. Das kann ich bedauern, denn sonst hätte ich noch viel besser draufhauen können, wenn ich nicht auch darauf hätte Rücksicht nehmen müssen.“<sup>237</sup>

In der Sendung Kulturjournal - Texte und Zeichen trifft er schließlich eine noch klarere Aussage: „Natürlich ist Reich-Ranicki das Vorbild“<sup>238</sup>, womit der Schriftsteller über seine obigen Stellungnahmen hinausgeht und damit denjenigen, die im *Tod eines Kritikers* einen Schlüsselroman zu erkennen glauben, ein weiteres Indiz für diese Annahme an die Hand gibt. Mit seiner Eigenart, verleugnen zu wollen, die eigenen Romanfiguren der Realität entlehnt zu haben, steht Walser aber nicht allein. Auch Thomas Mann hatte sich nach Veröffentlichung seines Buchs *Die Buddenbrooks* mit ähnlichen Vorhaltungen auseinander zu setzen, gegen die er sich zu verwahren bemühte. Bei Erscheinen dieses Werkes im Jahre 1901 kursierten sogar Entschlüsselungslisten,<sup>239</sup> deren Zweck es war, einzelnen Figuren des Romans die entsprechenden Zeitgenossen zuzuordnen. Ein Mitglied der Lübecker Gesellschaft, das für jedermann leicht in der Romanfigur wiederzuerkennen war, beschwerte sich persönlich beim nach München gezogenen Verfasser. Onkel Friedrich, Vorbild des Christian Buddenbrook, nannte seinen Neffen Thomas Mann auf einer Postkarte einen „traurigen Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt“.<sup>240</sup> Anspielend auf das Verfahren gegen Fritz Oswald Bilse, der den Kolportageroman *Aus einer kleinen Garnison* veröffentlicht hatte, setzte sich Thomas Mann 1906 in seinem Aufsatz *Bilse und ich* gegen die Kritiker seines Romans zur Wehr. Er wies die Behauptungen zurück, die Personen in seinem Roman seien eins zu eins der Wirklichkeit entnommen, man solle doch nicht ein Entschlüsselungsspiel mit seinen Figuren betreiben.

„Im scheinbar Versöhnlichen gerade, dem eigentlich Dichterischen, der subjektiven Vertiefung, der Benutzung eines Porträts zu höheren Zwecken, liegt die menschliche Gefahr beschlossen, und ich stelle dies fest, weil ich von dem Glauben nicht lassen mag, daß böse und stumme Dinge erlöst und gutgemacht werden, indem man sie ausspricht. Die Identifikation ist es eben, welche die Leute skandalisiert. Mit jener erwähnten Folgsamkeit dem gegebenen Detail gegenüber eignet ein Dichter sich Äußerlichkeiten an, welche der Welt ein Recht geben, zu sagen: Das ist Der, ist Die. Hierauf beseelt und vertieft er die Maske

<sup>237</sup> Literatur im Foyer, die Sendung wurde am 22.09.2002 zwischen 10.00 Uhr und 11.00 Uhr auf 3SAT ausgestrahlt, eigene Transskription

<sup>238</sup> Ich hätte niemals gedacht, dass dieses Buch auf den Holocaust bezogen wird - Die Frankfurter Allgemeine Zeitung will den neuen Roman von Martin Walser, *Tod eines Kritikers*, nicht drucken, weil sie in dem Buch ‚antisemitische Klischees‘ ausgemacht haben will - In einem Interview mit der Radio 3 Sendung ‚Kulturjournal - Texte und Zeichen‘ reagiert Walser auf die Vorwürfe. Das Gespräch mit dem Schriftsteller führte Gabriela Jaskulla am 10.6.2002, der Text des Interviews war unter <http://www.tagesschau.de> abrufbar (11.06.2002).

<sup>239</sup> Hartwig Dräger, *Buddenbrooks – Dichtung und Wirklichkeit. Bilddokumente*. Lübeck 1993, S.21-32. zitiert nach: Gertrud Maria Rösch, *Clavis Scientiae – Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüssel-literatur* (Studien zur deutschen Literatur Band 170, herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart und Conrad Wiedemann), Tübingen 2004, S.205, Anmerkung 112.

<sup>240</sup> Thomas Mann, *Selbstkommentare Buddenbrooks*, herausgegeben von Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Eich-Fischer, Frankfurt 1989, S.28., zitiert nach: Gertrud Maria Rösch, *Clavis Scientiae – Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüssel-literatur* (Studien zur deutschen Literatur Band 170, herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart und Conrad Wiedemann), Tübingen 2004, S.208, Anmerkung 125.

*mit anderem, Eigenem, benutzt sie zur Darstellung eines Problems, das ihr vielleicht ganz fremd ist, und Situationen, Handlungen ergeben sich, die dem Urbild wahrscheinlich völlig fernliegen. Dann aber halten die Leute sich für berechtigt, auf Grund der Äußerlichkeiten auch alles übrige für ‚wahr‘, anekdotisch kolportiert, für Ausplauderei und sensationellen Klatsch zu nehmen, - und der Skandal ist da. Muß dies so sein? Ist hier keine Verständigung möglich?“<sup>241</sup>*

Die Kontroverse um Thomas Mann soll die Parallelen in der Diskussion um die Werke Walsers und Manns verdeutlichen. In beiden Fällen wurde versucht, die literarische Fiktion mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, beide Schriftsteller lehnten diese Bestrebungen jedoch ab.

---

<sup>241</sup> Thomas Mann, *Bilse und ich* (1906) in: Thomas Mann, *Gesammelte Werke* in 13 Bänden, Band 10, Frankfurt am Main 1990, S.9-22, hier: S.17.

## IV.II Literaturtheoretische Überlegungen

Die beschriebenen Debatten um die Werke Walsers und Manns führen zu der Frage, inwieweit ein Autor das Recht besitzt, Einfluss auf die Rezeption seines Textes zu nehmen, und welche Möglichkeiten ihm hierzu zur Verfügung stehen. An dieser Stelle muss auf die Unterscheidung zwischen Epitexten und Peritexten eingegangen werden. Nach Genette ist der Ort des Epitextes „*anywhere out of the book*“<sup>242</sup>, irgendwo außerhalb des Buches, wie etwa in Interviews, Gesprächen, Briefwechseln und Ähnlichem. Unter dem zum Buch gehörigen Peritext firmieren beispielsweise Untertitel, Motto, Vorwort oder Formeln, die Authentizität beteuern oder etwaige Vorbilder in der zeitgenössischen Wirklichkeit leugnen können. Sie dienen dem Autor dazu, in Kontakt mit dem Leser zu treten und ihn so in die gewünschte Richtung zu lenken, noch bevor dieser auch nur das erste Wort des Haupttextes gelesen hat. Diese Peritexte, die mit dem Werk erscheinen oder sein Auftreten von einem sehr frühen Zeitpunkt an begleiten, können nicht nur Anhaltspunkte auf die Intention des Textes enthalten, sondern bieten dem Autor gleichzeitig schon die Gelegenheit, Informationen zur Konkretisierung der Textinhalte und deren Deutungen anzubieten. Die individuellen Interpretationen eines Werkes durch den Leser bezeichnet man als Konkretisationen.<sup>243</sup> Nach Umberto Eco ist die Analogie zwischen der fiktionalen und der wirklichen Welt von eminenter Bedeutung, weil der Schriftsteller Versatzstücke der realen in die fiktionale Welt transformiert, diese ist dabei von der realen abhängig, umgekehrt existiert aber die reale Welt auch ohne Fiktion. Die Ebene der Fiktion ist also nicht ohne jene der Realität zu denken.

*„Die fiktiven Welten sind Parasiten der wirklichen Welt. Es gibt keine Regel, die vorschreibt, wie viele fiktive Elemente in einem Werk akzeptabel sind, [...]. Doch alles, was im Text nicht ausdrücklich als verschieden von der wirklichen Welt erwähnt oder beschrieben wird, muß als übereinstimmend mit den Gesetzen und Bedingungen der wirklichen Welt verstanden werden.“*<sup>244</sup>

In einem Interview mit Jochen Hieber griff Walser scharf Jan Philipp Reemtsma an, der den Roman *Tod eines Kritikers* in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom

<sup>242</sup> Gérard Genette, Paratexte.- Mit einem Vorwort von Harald Weinrich - Aus dem Französischen von Dieter Hornig, Frankfurt am Main 2001, S.328.

<sup>243</sup> „Niemals ist nämlich die Möglichkeit auszuschließen, daß die Funktionen eines Werks ursprünglich ganz anderer Art waren, als sie uns aus der Sicht unseres Wertesystems erscheinen.“, Jan Mukarovsky, Kapitel aus der Ästhetik, Frankfurt 1970, S.17., zitiert nach: Gertrud Maria Rösch, Clavis Scientiae – Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur (Studien zur deutschen Literatur Band 170, herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart und Conrad Wiedemann), Tübingen 2004, S.26, Anmerkung 20.

<sup>244</sup> Umberto Eco, Im Wald der Fiktionen - Sechs Streifzüge durch die Literatur - Harvard-Vorlesungen (Norton Lectures 1992-93). Aus dem Italienischen von Burkhart Kroeber. München, Wien 1994, S.112., zitiert nach: Gertrud Maria Rösch, Clavis Scientiae – Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur (Studien zur deutschen Literatur Band 170, herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart und Conrad Wiedemann), Tübingen 2004, S.208, Anmerkung 122.

27.06.2002<sup>245</sup> mit dem Attribut des „antisemitischen Affektsturms“ versehen hatte. Reemtsma hatte in seiner vernichtenden Kritik die Beschreibung der Nase Hans Lachs versehentlich der Figur des André Ehrl-König zugeordnet. Walser unterstellte Reemtsma daraufhin eine bewusste Fehlinterpretation seines Buches, um ihn und sein Werk in Misskredit zu bringen.

*„Darf ich ein Beispiel sagen von Herrn Reemtsma, der also mir einen antisemitischen Affektsturm [unterstellt, Anmerkung des Verfassers] so wurde das überschrieben. Dann hat er geschrieben, da wird von jedermann ein Gesicht beschrieben, eine Nase, eine kräftige, aber feine Nase. Und das hat er als antisemitische Anspielung klassifiziert. Nun hat er Pech gehabt. Vor lauter Eifer konnte er nicht mehr richtig lesen.*

*JH: Ist das die Nase von Hans Lach?*

*MW: Das ist die Nase von Hans Lach. Aber schauen Sie, daß so etwas passiert, das sagt doch etwas, das ist eine Stimmung.“<sup>246</sup>*

Der Autor hingegen wollte seine Sicht der Dinge einem breiten Publikum zugänglich machen. Er beabsichtigte also, die Deutungshoheit über seinen eigenen Text für sich allein beanspruchen. In einem Radiointerview mit dem Kulturmagazin *Fazit* erläuterte Walser, wie er seinen Text verstanden wissen möchte:

*„I: Meine Frage zielt auch in die Richtung des Romans, er beschäftigt sich ja mit dem Literaturbetrieb.*

*W: Ja eben!*

*I: Und das war ja eben das Glatteis auf das ein Autor geraten kann.*

*W: Aber das ist ja kein Glatteis. Nach 25 Jahren, insgesamt ist es ja länger, aber die Notizen zu diesem Buch führen, gehen 20, 25 Jahre zurück und da ist es wenn man es abstrakt fasst, ist es nichts anderes als die Machtausübung im Kulturbetrieb. Basta! Und das ist kein Glatteis, da hab ich so viel Erfahrung, dass ich darüber einen Roman schreiben kann.*

*I: Da spricht auch ein ganz dünnhäutiger Martin Walser, da sind Enttäuschungen, Verärgerungen, Verunsicherungen möglicherweise manchmal auch?*

*W: Ja ich weiß nicht, ob es das ist... das was Sie da gerade aufgezählt haben gibt es auch in anderen Berufen. Das ist nicht nur eine Autorenerfahrung. Dünnhäutig sind alle Menschen, jeder hat Verbitterungen und Traurigkeiten und was weiß ich alles. Es sind in diesem Roman ja nicht nur negative Autorenerfahrungen. Der Roman handelt auch vom Schicksal der Poesie in diesem immer rauher und quotensüchtiger werdenden Literaturbetrieb. Das kommt ja bei Schirmmacher gar nicht vor.“<sup>247</sup>*

Ein weiteres Indiz dafür, dass Martin Walser die Deutungshoheit über seinen Text behalten wollte, ist folgende Interviewsequenz:

*„MW: Er [Siegfried Unseld, Anmerkung des Verfassers] war immer mein wichtigster Leser. Ich habe auf seine Reaktion immer am meisten gegeben, mehr als auf eine rein intellektuelle Reaktion. [...] Dann hat er gesagt: das machen wir, das vertreten wir auf unsere Weise. Eine Verspottung liegt nicht vor von Reich-Ranicki. Das war mir wichtig.*

*JH: Das ist ein authentischer Satz von Unseld.*

*MW: Diese professionellen Leser, die es sehr gut meinen mit mir, die merken nichts davon ...*

*JH: Würden Sie sich von denen was sagen lassen?*

*MW: Ja natürlich, in einem solchen Thema sofort. Da würde ich sagen, Entschuldigung, ich bin da etwas*

<sup>245</sup> Jan Philipp Reemtsma, Im Zustand autosuggestiver Verstörung, in: FAZ, 27.06.2002, ohne Paginierung.

<sup>246</sup> Jochen Hieber, Interview mit Martin Walser, Weimarer Salon, 14.07.2002 von 23.20 Uhr bis 00.05 Uhr auf MDR. Eigene Transkription.

<sup>247</sup> Machtausübung im Kulturbetrieb, Fazit-Interview mit Martin Walser, im Deutschlandradio Berlin am 29.05.2002. Internetadresse des Artikels: <http://www.dradio.de/cgi-bin/es/neu-fazit/369.html> (24.01.2003). Eigene Transkription.

*desensibilisiert, oder ist mir da etwas passiert? Ich habe mir ja dann auch vom Lektorat noch drastische Sätze streichen lassen oder hab' sie gestrichen.*

*JH: Jetzt für die Buchfassung?*

*MW: Ja, da hat natürlich auch Herr Schirmmacher etwas gemacht, was ganz außer jeder Anstandsgepflogenheit ist. Er hat das Manuskript nicht nur selber gelesen, ob sie es in der FAZ vorabdrucken sollen oder nicht, was fast eine Routineangelegenheit war. Er hat es auch weitergegeben. Er hat es dem Karasek weitergegeben. Der hat aus der ersten Manuskript-Fassung zitiert, und hat sich furchtbar darüber aufgeregt.*

*JH: [...] Das Ding war sofort per e-mail überall.*

*MW: Nein, Moment ...*

*JH: Das hatte die ZEIT, das hatte die Frankfurter Rundschau, das hatten alle.*

*MW: Nein, die e-mail Fassung, von der Sie jetzt reden ... Es gab eine allererste Sache, die die FAZ ...*

*JH: Eine Rohfassung?*

*MW: Ja, nicht gerade roh ... Die e-mail Fassung... die unterscheiden sich natürlich nicht grundsätzlich und weit. Trotzdem gibt es dann drei Fassungen. Und da sind in der ersten Fassung ein paar Sätze drin, die waren nachher garantiert nicht mehr drin, auch nicht in dieser e-mail Fassung. Und die hat der Frank Schirmmacher weitergegeben. Durfte er das?*

*JH: Lassen wir das mal so stehen? „<sup>248</sup>*

Der Schriftsteller ärgert sich über die eigenmächtige Weitergabe seines noch unveröffentlichten Manuskripts. Durch diese Indiskretion Frank Schirmmachers verlor er als Autor die ihm äußerst wichtige alleinige Verfügungsgewalt über seinen Text. Andererseits billigt er seinen Rezipienten durchaus eine gewisse Freiheit bei der Interpretation seiner Werke zu, wie seine Aussage *„Jeder Leser liest sein eigenes Buch“*, die er im Verlauf des erwähnten Interviews tätigt, verdeutlicht. Mit letzterer Einschätzung hat Walser sicher recht, gleichzeitig jedoch lehnt er mit dieser Haltung jede Verantwortung für die Interpretation seiner Texte ab. Da ohnehin jeder nur das verstehe, was er hören wolle, könne auch seine Frankfurter Rede nicht missverstanden worden sein und er auch nicht für deren Wirkung haftbar gemacht werden:

*„Aber ich kann nur zum hunderttausendsten Mal sagen, daß die Wirkung, die wir alle jetzt erleben, nicht auf Mißverständnissen beruht. Das bitte ich zur Kenntnis zu nehmen. Wenn Sie glauben, es gehe um ein Mißverständnis, dann haben wir uns hier wieder nicht verstanden.“<sup>249</sup>*

In einem Gespräch, das Martin Walser nach der Friedenspreisrede mit Günter Grass führte, betont der Dichter nochmals, dass er es in Kauf nehme, von Teilen der Öffentlichkeit missverstanden zu werden.

*„[...]das, was Du, Günter, privat genannt hast, was ich persönlich nenne, das muß öffentlich möglich werden, und auch den Beifall von der falschen Seite, und jetzt sage ich Dir, das muß man riskieren. Man kann sich nicht in seinem Äußerungswunsch, da kann ich mich nicht danach richten wie in einem Slalom, das versteht der so, das versteht der so, das versteht der so, das ist immer willkürlich, wie jemand deine Rede versteht, ich will mich nicht durchsetzen in einem, daß der das absolut so versteht, wie ich das sage.*

<sup>248</sup> Jochen Hieber, Interview mit Martin Walser Weimarer Salon, 14.07.2002 von 23.20 Uhr bis 00.05 Uhr auf MDR. Eigene Transkription.

<sup>249</sup> Ignatz Bubis, Salomon Korn, Frank Schirmmacher, Martin Walser - Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Ein Gespräch, in: FAZ, 14.12.1998, ohne Paginierung. Das Gespräch wurde wieder abgedruckt in: Die Walser- Bubis- Debatte - Eine Dokumentation, herausgegeben von Frank Schirmmacher, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, die zitierte Stelle befindet sich dort auf Seite 462.

*Mein Bedürfnis ist zuerst einmal, so genau wie möglich zum Ausdruck zu bringen, was bei mir da innerlich passiert, und davon werde ich nicht abgehen, trotz solcher Elendserfahrungen.“*<sup>250</sup>

Die angeführten Aussagen und Textabschnitte illustrieren das Spannungsfeld zwischen den Absichten, die der Autor mit seinem Werk verbunden sehen möchte, und den damit nicht immer übereinstimmenden Ausdeutungen der Öffentlichkeit.

Dieter Zimmer machte in einem Diskussionsbeitrag zu Rainer Werner Fassbinders Stück *Die Stadt, der Müll und der Tod*, das in den achtziger Jahren wegen seiner antisemitischen Tendenzen verboten wurde, auf einen Wirkungszusammenhang aufmerksam, den man auch bei der Debatte um Walsers *Tod eines Kritikers* beobachten konnte.

*„Die deutschen Verbrechen an den Juden [...] verpflichten einen Autor [...] zu einer besonderen Verantwortung auch für die ungewollten Wirkungen, die sein Text auslösen kann“*<sup>251</sup>

Der jüdische Schriftsteller Robert Schindel greift diesen Gedanken Zimmers in der Diskussion über Martin Walsers Buch *Tod eines Kritikers* erneut auf und verweist auf die negative Wirkung, die Literatur haben kann. Der Autor könne auf die Ausdeutung seines Werkes nicht mehr korrigierend einwirken. Deshalb komme es oft zu ungewollten Missverständnissen bei der Interpretation eines Textes: *„Wahr ist nicht, was A sagt, sondern was B versteht“*<sup>252</sup>.

Folgende Stimme äußert sich über das Buch *Tod eines Kritikers*:

*„Von den Jahrzehnte währenden, lähmenden Realismus-Diskussionen der deutschen Linken bleibt schließlich nur mehr diese knappe und schlagkräftige Formel übrig: Eine Figur, deren Tod vollkommen gerechtfertigt erscheint, das wäre Realismus: ‚Das ist Realismus. Durch Hans Lach kommt er jetzt zur Sprache. Ehrl-König wird so genau vorgestellt, daß sein Tod keine Sensation mehr ist. Aber dazu gehört eben auch die Figur, deren Tat vollkommen verständlich wird. Der Glückliche und der Unglückliche, eine Konstellation, die trotz des Superlativs alltäglich ist. Lach und Ehrl-König überall. Es muß, wenn das zur Sprache gebracht ist, in ein allgemeines Erstaunen ausbrechen: Warum wird so selten jemand umgebracht?“*<sup>253</sup>

In diesem Textabschnitt arbeitet der Autor wissenschaftlich nicht korrekt. Er lässt sich darin nicht nur von seinen Emotionen leiten, sondern belegt die Textstellen aus Walsers Werk nur sehr lückenhaft. Diese Verfahrensweise erschwert das Lesen seines Textes erheblich. Die Schlussfolgerungen, die der Autor des Artikels anführt, zeugen nicht von einem seriösen Umgang mit den literarischen Mitteln des Schriftstellers. Für ihn ist André Ehrl-König

<sup>250</sup> Günter Grass - Martin Walser, Zweites Gespräch über Deutschland, Edition Isele, Eggingen 1999. Das Gespräch ist auf MC erhältlich. Eigene Transkription.

<sup>251</sup> zitiert nach: Ruth Klüger, Katastrophen - Über deutsche Literatur, Göttingen 1994, hier: S.33.

<sup>252</sup> Die Aussage des Schriftstellers wurde der Sendung Literatur im Foyer, die am 22.09.2002 zwischen 10 und 11.00 Uhr auf 3SAT ausgestrahlt wurde, entnommen. Eigene Transkription.

<sup>253</sup> Gerhard Scheit, Von Rainer Werner Fassbinder zu Martin Walser, Antisemitismus in der deutschen Literatur nach 1945, in: Samuel Salzborn (Hg.), Antisemitismus - Geschichte und Gegenwart (Schriften zur politischen Bildung, Kultur und Kommunikation, Band 2), Giessen 2004, S.81-102, hier: S.98f.



identisch mit Marcel Reich-Ranicki. Mit dieser Gleichsetzung verlässt Scheit die Pfade des literaturwissenschaftlichen Diskurses, was dessen Konklusion belegt:

„Das Leitmotiv von Martin Walsers Roman *Tod eines Kritikers* lautet: ‚Eine Figur, deren Tod man für vollkommen gerechtfertigt hält, das wäre Realismus.‘“<sup>254</sup>

Diese Stellungnahme verdeutlicht, was Robert Schindel mit seinem oben genannten Einwand über die Wirkung von Literatur ausdrücken wollte, deren Interpretationsrahmen sich sehr weit fassen lässt, wodurch es zwangsläufig zu Missverständnissen kommt.

Nach dem Problem der Deutungshoheit des Autors über sein Werk muss nun auf das Phänomen der Autorschaft an sich näher eingegangen werden, zumal insbesondere das Werk Martin Walsers, wie bereits in der Einleitung erwähnt, mit den gängigen literarischen Mitteln schwer zu erfassen ist.

So selbstverständlich der Bezug auf den Autor in der literaturwissenschaftlichen Praxis geworden ist, in der Literaturtheorie ist er das durchaus nicht. Wer sich dort auf den Autor beruft, setzt sich dem Verdacht großer theoretischer Naivität aus.

Unter dem Stichwort „*impliziter Autor*“ ist der Autor als konstituierendes Element weitgehend in Frage gestellt worden. Er erscheint vielen als anachronistische literarische Tradition aus dem Bereich der Philologie, die nicht mehr das leistet, was mit ihr einst verbunden wurde: nämlich allgemeingültiges Wissen zur Ermittlung von Bedeutungsinhalten literarischer Texte. Im Gegensatz hierzu geht der Biographismus davon aus, dass Leben und Werk in einer eindeutigen Kausalbeziehung stehen, ein Interpret also nur die entsprechenden biographischen Daten miteinbeziehen müsse, um die Intention des Autors richtig deuten zu können. Die Sichtweise dieser literarischen Strömung wurde jedoch lediglich von einer Minderheit von Literaturtheoretikern vertreten. Der Strukturalist Jan Mukarovsky erkennt den empirischen Autor zwar noch als eine Instanz für die Interpretation literarischer Texte an, dies jedoch nur in eingeschränkter Weise. Er ist der Ansicht, der empirische Autor sei Verursacher des sprachlichen Zeichens und außerdem von den sozialen und ökonomischen Bedingungen seiner Zeit, sowie von literarischen Traditionen abhängig, was sich auch in seinem poetischen Opus niederschläge. In dieser reduzierten Funktion als kommunikationstechnisch wichtige Instanz, und als Medium historischer Faktoren spielt der empirische Autor eine wichtige Rolle, er ist aber nicht mehr als alleiniger Maßstab für die Interpretation seines Werkes anzusehen. Der Literaturtheoretiker Umberto Eco plädiert dafür, neben der „*intentio auctoris*“ einerseits und der „*intentio lectoris*“ andererseits noch eine eigenständige

<sup>254</sup> Gerhard Scheit, Von Rainer Werner Fassbinder zu Martin Walser, Antisemitismus in der deutschen Literatur nach 1945, in: Samuel Salzborn (Hg.), Antisemitismus - Geschichte und Gegenwart (Schriften zur politischen Bildung, Kultur und Kommunikation, Band 2), Giessen 2004, S.81-102, hier: S.88.

Textintention, „*intentio operis*“ anzunehmen, die im Zentrum der literaturwissenschaftlichen Interpretation stehen sollte. Diese Textabsicht ist jedoch aus dem Werk nicht ohne weiteres ersichtlich, sie muss zunächst vom Rezipienten selbst entwickelt werden. Diese Entwicklung darf aber nicht mittels beliebiger Assoziationen des Lesers erfolgen, sie muss sich auf Textmerkmale als relevante Bezugspunkte beziehen.<sup>255</sup> Der Erzähltheoretiker W.C. Booth vertritt in seinem Werk *The Rhetoric of Fiction* von 1961 die Ansicht, es müsse gerade auch für die Erklärung ironischen und unzuverlässigen Erzählens, neben dem Erzähler und dem realen Autor des Textes, als dritte Instanz noch ein sogenannter impliziter Autor angenommen werden, der die objektivierende Quelle der impliziten Botschaft darstelle. Der implizite Autor sei per se im Text enthalten, der Autor artikuliere sich sozusagen durch den Textkorpus. Booth geht mit seiner Theorie davon aus, dass ein Autor es sich nur selten erlauben kann, seine persönlichen Ansichten und Vorurteile in vollem Umfang in den Text einfließen zu lassen. Daher schaffe er in seinem Werk eine seiner Intention entsprechende idealisierte Form seiner selbst. Der Literaturwissenschaftler führt hierzu als Beispiel an, dass ja auch verschiedene Briefe an verschiedene Adressaten jeweils unterschiedliche Versionen des Verfassers implizierten, was leicht nachvollziehbar erscheint, wenn man etwa einerseits an einen Geschäftsbrief, andererseits aber an die persönliche Korrespondenz mit einem lieben Freund denkt. In beiden Fällen handelt es sich zwar um denselben realen Autor, die impliziten Autoren gleichen sich jedoch in keiner Weise. Wichtig ist Booth hierbei, welche Ordnung die jeweiligen im Werk transportierten Werte besitzen, er erklärt dies exemplarisch anhand der Werke Fieldings, die von Veröffentlichung zu Veröffentlichung unterschiedlichen Werten den Vorzug gäben, was den Leser zu völlig verschiedenen Rückschlüssen auf den jeweiligen Verfasser verführte.<sup>256</sup>

Zudem erlaubt die in einem Werk transportierte Botschaft nicht unbedingt Rückschlüsse auf die Meinung oder Geisteshaltung des realen Autors, dieser könnte ja beabsichtigt haben, eine ihm eigentlich fremde Position im Rahmen seiner Arbeit erklärbar zu machen.

Nach Fotis Jannidis führt Booths Ansatz jedoch zu einer moralisierenden Auffassung von Literatur. Ein literarisches Werk könne man danach nur richtig ein- und wertschätzen, wenn man die moralische Intention, die im Œuvre des Autors transportiert wird, erkennen könne. Dies führt jedoch zu einer Verquickung von moralischen und ästhetischen Gesichtspunkten

---

<sup>255</sup> Die Informationen zu diesem Abschnitt wurden folgender Publikation entnommen: Texte zur Theorie der Autorschaft herausgegeben von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko, Stuttgart 2000, S.7-29.

<sup>256</sup> Wayne. C. Booth, *The Rhetoric of fiction*, second edition, first published by University of Chicago Press, 1983, London 1991, S.70-74.

bei der Rezeption eines Werkes.<sup>257</sup> Mit diesem Problem hatte auch der Schriftsteller Martin Walser zu kämpfen, wofür der Streit um dessen Buch *Ein springender Brunnen* ein beredtes Beispiel darstellt.

Der Strukturalist Gérard Genette ist der Auffassung, dass der implizite Autor in Wahrheit entweder mit dem realen Autor, so dieser sich in seinem Text ausdrückt, identisch sei, oder sich über die Gesamtbedeutung des Werkes erschließen lasse. In beiden Fällen sei es jedenfalls unnötig, eine zusätzliche Instanz wie die des impliziten Autors für die Interpretation fiktionaler Texte zu definieren.

*„IA [= impliziter Autor, Anmerkung des Verfassers] scheint mir daher im allgemeinen eine Art Schatteninstanz zu sein [...], die durch zwei Unterscheidungen konstituiert wird, die sich wechselseitig ignorieren: 1) IA ist nicht der Erzähler, 2) IA ist nicht der reale Autor - wobei übersehen wird, daß es sich in 1) um den realen Autor handelt und in 2) um den Erzähler, so daß hier nirgends Platz ist für eine dritte Instanz, die weder der Erzähler noch der reale Autor wäre. Ich behaupte jedoch nicht, daß dieses Prinzip keinerlei Ausnahme duldet, d.h. es mag vielleicht doch die eine oder andere Situation geben, in der das vom Text suggerierte Bild wesensmäßig untreu ist.“<sup>258</sup>*

Mit dieser Aussage gibt der Literaturtheoretiker jedoch auch zu, dass der Begriff des impliziten Autors nicht in allen Fällen ad absurdum zu führen sei. Dennoch lehnt er dieses Konstrukt mit folgender Argumentation als Instanz für literaturwissenschaftliche Betrachtungen ab:

*„Im wesentlichen ergab dies [gemeint ist hier die Differenz zwischen (realem) Autor und Erzähler, zu deren Kenntlichmachung der Begriff des implied author eingeführt wurde; Anmerkung des Verfassers] für jede Erzählung zwei Instanzen: den realen Autor und den implizierten Autor; d.h. das Bild dieses Autors, wie es sich (vom Leser natürlich) auf der Basis des Textes konstruieren ließ. Seither hat man den Akzent mehr und mehr auf die Aktivität des Erzählers gelegt, und wenn man an der Instanz des implizierten Autors festhält, kommt man auf drei Instanzen - woraus jenes ‚komplette‘ Schema resultiert, das man in verschiedenen Varianten [...] findet: [Realer Aut. [impl. Aut. [Erzähler [Erzählung] Adressat] impl. Leser] realer Leser] Schon eine Menge Leute für eine einzige Erzählung. [...] Die Frage ist also - um hier nur die linke Seite des Schemas zu betrachten - folgende: Ist der implizierte Autor eine notwendige und (folglich) rechtsgültige Instanz zwischen dem Erzähler und dem realen Autor? Als faktische Instanz offenkundig nicht: Eine Fiktionserzählung wird fiktiv von ihrem Erzähler produziert und faktisch von ihrem (realen) Autor; zwischen ihnen wird kein Dritter aktiv, und jegliche textuelle Performanz kann nur dem einen oder anderen zugeschrieben werden, je nachdem, welche Ebene man wählt.“<sup>259</sup>*

Abschließend fasst er seinen Standpunkt zu Booths Theorie folgendermaßen zusammen:

*„Meine Einstellung zum ‚implizierten Autor‘ bleibt also – in einem bestimmten Sinn – wesentlich negativ. In einem anderen Sinn allerdings ist sie wesentlich positiv. Alles hängt von dem Status ab, den man diesem Begriff geben will. Meint man damit, daß der narrative Text, wie jeder andere auch, durch verschiedene punktuelle oder*

<sup>257</sup> Die Informationen zu diesem Abschnitt wurden folgender Publikation entnommen: Texte zur Theorie der Autorschaft herausgegeben von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko, Stuttgart 2000, S.138-141.

<sup>258</sup> Gérard Genette, *Die Erzählung*, München 1994, S.289.

<sup>259</sup> Gérard Genette, *Die Erzählung*, München 1994, S.285f.

globale Anzeichen über den Erzähler (selbst den extradiegetischen) hinaus eine **Vorstellung** [idée] (ein besserer Ausdruck als 'Bild') vom Autor induziert, so meint man damit etwas völlig Evidentes, dem ich nur zustimmen kann, und in diesem Sinne schließe ich mich gerne der Erklärung von Bronzwaer an: 'Das Feld der narrativen Theorie [ich würde vorsichtiger sagen: der Poetik] schließt den realen Autor aus, den implizierten aber schließt es ein'. Der implizierte Autor ist all das, was uns der Text über den Autor mitteilt, und sowenig wie jeder andere Leser sollte der Poetologe ihn vernachlässigen. Will man aus dieser **Vorstellung vom Autor** aber eine narrative Instanz machen, so bin ich dagegen, da ich immer noch der Ansicht bin, daß man die Instanzen nicht ohne Not vermehren sollte – und diese erscheint mir eben als solche, nicht notwendig zu sein.“<sup>260</sup>

Eine ähnliche Meinung bezüglich dieser Autorschaftstheorie vertritt auch Tom Kindt, wenn er die These vertritt, dass es unvernünftig wäre, den impliziten Autor als Teilnehmer in bestehenden Kommunikationstheorien anzusehen, dieser jedoch durchaus die Person darstellen könne, welcher der Bedeutungsgehalt eines Textes zugeschrieben wird.

*„[...]explicating the implied author as a participant in communication would not be sensible but that explicating it as an entity to which the meaning of a text is attributed could well be.“*<sup>261</sup>

Der Literaturwissenschaftler Ansgar Nünning vertritt die These, dass das Konzept des „implied author“ von Booth einer genaueren Untersuchung nicht standhalte. Er begründet dies unter anderem damit, dass das Werkganze mehr sei als nur die Summe seiner Teile; die Elemente eines literarischen Textes seien in komplexer Weise aufeinander beziehbar, und die zwischen ihnen konstruierbaren Relationen bildeten ein virtuelles System übergeordneter Strukturen, welches auf einem höheren Abstraktionsniveau anzusiedeln sei als die Kommunikationsebenen der Figuren und der erzählerischen Vermittlung. Diese strukturelle Ebene sieht Nünning als Nahtstelle zwischen dem Werkganzen und dem Rezipienten. Er ist unter anderem der Meinung, einem literarischen Text sei die Struktur nicht von vornherein vorgegeben, sondern sein Aufbau werde erst durch das „wahrnehmende menschliche Bewußtsein“ konstruiert. Diese Deutungslesart hätte seinen Worten nach auch den Vorteil, dass sie leichter in andere Rezeptionstheorien eingebunden werden könne. Diese zeichneten sich vor allem durch die Unterscheidung zwischen einer Kommunikatbasis, dem materialen Text, und den auf dieser Basis konstruierten, individuellen Kommunikaten beziehungsweise Lesarten realer Rezipienten aus. Diese literarischen Modelle legten demnach ihr Augenmerk auf die Modifizierung des Textes durch die Vorstellungskraft des Lesers.<sup>262</sup>

<sup>260</sup> Gérard Genette, Die Erzählung, München 1994, S.291.

<sup>261</sup> Tom Kindt, Hans-Harald Müller, The Implied Author – Concept and Controversy, (Narratologia), Berlin 2006, S.181.

<sup>262</sup> Ansgar Nünning, Renaissance eines anthropomorphisierten Passepartouts oder Nachruf auf ein literaturkritisches Phantom? Überlegungen und Alternativen zum Konzept des „implied author“, in: Dvjs 67 (1993), S.1-25, hier: S.24f. Tom Kindt und Hans Harald Müller geben die Empfehlung, den Begriff des implied author bei der Diskription literarischer Texte nicht zur Anwendung zu bringen, sondern ihn stattdessen durch die Begriffe author zu ersetzen oder dafür Bezeichnungen wie ‚Textintention‘ oder ‚Erzählstrategie‘ zu verwenden, um so der Gefahr der Anthropomorphisierung und „der Verwechslung mit einer intentionalistischen

P.D. Juhl argumentiert, dass die in einem literarischen Werk formulierten und implizierten Aussagen nicht dem impliziten Autor, sondern dem realen historischen Verfasser zugeschrieben werden müssten.

*„I have argued that if a literary work expresses certain propositions, then the author is committed to the corresponding beliefs and to their truth.“* <sup>263</sup>

Im Gegensatz zu seinem Kollegen Genette differenziert Juhl seine Einwendungen gegenüber Booths Theorie jedoch nur ungenügend. In seiner Argumentation berücksichtigt er in keiner Weise die Möglichkeit, dass ein Autor eventuell etwas anderes als die eigene Meinung auszudrücken bestrebt sein könnte. Wenn ein Werk also Wertvorstellungen transportierte, so seien diese in jedem Fall dessen realem Autor zuzuschreiben.

Ungeachtet der angeführten Einwendungen verschiedener Literaturtheoretiker ist zu konstatieren, dass das Konstrukt des impliziten Autors nicht gänzlich seiner Berechtigung entbehrt, derzeit ist es im Rahmen der Autorschaftstheorien immer noch gängiger Bestandteil der Lehre an internationalen Hochschulen. Dennoch bleibt anzumerken, dass es sich hier um ein rein hypothetisches Konzept handelt, dessen Nutzen auch in Zukunft noch kontrovers diskutiert werden wird.

Im Anschluss an die bereits behandelten Themata Schlüsselliteratur, Deutungshoheit und Autorschaft soll nun der bisher nur knapp umrissene Begriff der Fiktion eine nähere Erläuterung erfahren, da es insbesondere im Rahmen der literarischen Verarbeitung eines so heiklen, sensiblen und umstrittenen Komplexes wie der Shoah von außerordentlicher Relevanz ist, ob die Elemente eines Werks einen nachweislichen Wirklichkeitsbezug aufweisen, oder ob sie frei erfunden sind.

Schlägt man den Begriff im Lexikon nach, so findet sich dort folgende Definition:

*„Fiktion, f. [von lat. fingere = bilden, erdichten]*

*1. allgemeine Bedeutung: Eine Annahme, für die (im Gegensatz zur Hypothese) kein Wahrheits- oder Wahrscheinlichkeitsbeweis im Sinne eines logischen Realitätsbezuges angetreten wird.*

*2. Lit.wissenschaftlicher Begriff: Grundelement der mimet. (erzählenden und dramat.) Dichtungsarten, die reale und nichtreale (erfundene) Sachverhalte als **wirkliche** darstellen, aber prinzipiell keine feste Beziehung zwischen dieser Darstellung und einer von ihr unabhängigen, objektiv zugänglichen und verifizierbaren Wirklichkeit behaupten (wie etwa die Geschichtsschreibung). Die Figuren eines Romans oder Dramas sind fiktiv, d.h. sie sind Teile einer als **wirkl. erscheinenden** nichtwirklichen Welt, sie sind aber nicht fingiert, d.h. = es wird nicht der*

---

*Bedeutungskonzeption weniger ausgesetzt. “, [zu sein., Anmerkung des Verfassers].,*

Tom Kindt und Hans Harald Müller, Der ‚implizite Autor‘ - Zur Explikation und Verwendung eines umstrittenen Begriffs, in: Rückkehr des Autors - Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs, herausgegeben von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko, Tübingen 1999, S.273-287, hier S.286. Die Relevanz dieser Überlegungen für Walser zeigt sich im Teil IV.III.II der Arbeit, wenn Walser der Kritikerin Ursula März im Nachhinein indirekt Recht gibt, obwohl er sich zunächst gegen ihre Lesart, im Roman *Der Augenblick der Liebe* würde die Paulskirchen-Debatte poetisch verarbeitet, gewehrt hatte.

<sup>263</sup> P.D. Juhl, *Life, Literature, and the Implied Author*, DVjs 54 (1980), S.177-203, hier: S.203.

*Eindruck vorgetäuscht, als ob sie wirklich existierten. Fiktionalisierende Mittel sind insbesondere der Dialog und (in der Erzählung) der fluktuierende Übergang vom Bericht zu direkter, indirekter und erlebter Rede. Die für das Verständnis der Existenzweise von Dichtung entscheidende Differenz zwischen der tatsächlichen Nichtwirklichkeit des Fiktiven und der behaupteten (Als-ob-)Wirklichkeit des Fingierten ist erst in der Neuzeit allmählich bewußt geworden; ihre Unkenntnis ist einer der Gründe für den seit Platon erhobenen Vorwurf der Unwahrheit fiktionaler Aussagen (>>Dichter lügen<<).“<sup>264</sup>*

Aus dieser Definition geht klar hervor, dass die Figuren eines Romans zwar als Teile einer als wirklich erscheinenden Welt angesehen werden müssen, dass dabei aber nicht der Eindruck entstehen soll, ihre Existenz sei real. Angesichts der massiven Kritik an Walsers Werk *Ein springender Brunnen*, ist unabhängig von der Frage nach dem Recht des Schriftstellers auf seine eigene authentische Kindheitserinnerung weiterhin zu untersuchen, ob es denn aus moralischer Sicht legitim sein kann, die Zeit des Dritten Reiches unter Aussparung der damaligen politischen Verhältnisse und deren Auswüchse fiktional zu behandeln. Machen es die in dieser Zeit verübten Verbrechen erforderlich, diese in jeglichem Werk über die fragliche Zeit explizit anzuführen, oder ist es statthaft, auch diese – zweifellos über alle Maßen grausame Welt – aus den naiven Augen eines Kindes oder eines frisch verliebten Menschen zu betrachten? Diese Frage war im Rahmen dieser Arbeit bisher nicht in eindeutiger Weise zu beantworten. Natürlich fordert der derzeitige gesellschaftliche Konsens zu Recht, dass die Erinnerung an das damalige Unrechtsregime wach gehalten werden müsse, andererseits geht aber eben diese Forderung auch in vielen Punkten zu weit. Es handelt sich hierbei zweifellos um eine Frage der Moral, also der

*„Gesamtheit von ethisch-sittlichen Normen, Grundsätzen, Werten, die das zwischenmenschliche Verhalten einer Gesellschaft regulieren, die von ihr als verbindlich akzeptiert werden ...“<sup>265</sup>.*

Ginge man nun davon aus, in unserer Gesellschaft sei es als verbindlich zu betrachten, jegliches Werk über die Zeit zwischen 1933 und 1945 müsse zwingend die damaligen Verhältnisse zur Sprache bringen – was aber nicht von allen Mitgliedern unserer Gemeinschaft so gesehen wird -, dann wäre Walsers Roman tatsächlich als unmoralisch zu verwerfen. Literatur jedoch darf nicht nur unter moralischen Gesichtspunkten betrachtet werden, auch die Forderung nach ästhetischer Schönheit ist nicht immer zulässig. Man denke beispielsweise an Charles Bukowski, dessen Kurzgeschichten weder aus ästhetischer, noch aus moralischer Sicht den Ansprüchen der damaligen amerikanischen Gesellschaft genügen. Unsere derzeitige deutsche Gesellschaft erhebt gerade angesichts der Bücherverbrennung im Dritten Reich den – ebenfalls moralischen – Anspruch auf uneingeschränkte schriftstellerische Freiheit, die keinesfalls in Frage gestellt werden dürfe. Somit handelt es

<sup>264</sup> Hans-Hugo Steinhoff, Fiktion, in: Metzler Literatur Lexikon, Begriffe und Definitionen, Herausgegeben von Günther und Irmgard Schweikle, Stuttgart, 1990, S.157.

<sup>265</sup> Duden, Deutsches Universal Wörterbuch A-Z, Mannheim, 1989, S.1036.

sich also um ein moralisches Dilemma, und es bleibt zu klären, welcher Forderung nun der Vorzug zu geben sei. Da aber Moral auch Allgemeingültigkeit besitzen sollte, zumindest innerhalb der Gesellschaft, in welcher sie Geltung besitzt, so dürfte ja die Ära Hitlers keiner Ausnahmeregelung bedürfen, womit also der schriftstellerischen Freiheit Priorität einzuräumen wäre. Auf den Schriftsteller Walser angewandt hieße dies aber, dass die ihm hinsichtlich seines Romans *Ein springender Brunnen* gemachten Vorwürfe aus moralischer Sicht als nicht haltbar zu betrachten wären.

Nach den literaturtheoretischen und ethischen Überlegungen zu Walsers Romanen *Ein springender Brunnen* und *Tod eines Kritikers* soll im Folgenden die Rezeption des Letztgenannten in den Medien genauer untersucht werden, da sich der Holocaust-Überlebende Marcel Reich-Ranicki, der sich sofort als Vorbild des Protagonisten Ehrl-König wiedererkannte, sich nicht in seiner Eigenschaft als Kritiker, sondern zuallererst als Jude angegriffen fühlte.

### IV.III Der Antisemitismusvorwurf gegen *Tod eines Kritikers*

#### Der Verlauf der Debatte

#### Quot homines, tot sententiae – zu Martin Walsers *Tod eines Kritikers*

Mit diesem lateinischen Satz ist die Debatte um Martin Walsers *Tod eines Kritikers* treffend umschrieben, denn im Verlaufe der Arbeit an der Dissertation zeigte sich, dass der Antisemitismusvorwurf, der gegen Martin Walsers Roman *Tod eines Kritikers* erhoben wurde, weder eindeutig zu verifizieren noch zu falsifizieren ist. Zwei Parteien standen einander unerbittlich gegenüber: Auf der einen Seite diejenigen, die Schirmachers Antisemitismusvorwurf zu belegen suchten und andererseits die Apologeten Martin Walsers. Dabei waren jüdische Repräsentanten aufgrund ihrer Herkunft und der Geschichte ihres Volkes empfänglicher für die Thesen Schirmachers als die nichtjüdische Seite, allen voran natürlich Marcel Reich-Ranicki, der in der schon weiter oben erwähnten Dankesrede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität München am 12.07.2002<sup>266</sup> den Namen Walser überhaupt nicht in den Mund nahm, sondern stattdessen nur vom „*Mann vom Bodensee*“ sprach, und dem Roman *Tod eines Kritikers* Stürmerstil<sup>267</sup> attestierte. Es ist durchaus verständlich, dass ein jüdischer Überlebender des Holocaust, der aufgrund seiner Zugehörigkeit zu dieser Religionsgemeinschaft von der Hetze des nationalsozialistischen Publikationsorgans selbst betroffen war, sensibler auf etwaige antisemitische Einlassungen reagiert als ein nichtjüdischer Mitbürger, zumal sich der Literaturkritiker in der Darstellung des Andre Ehrl-König im Mittelpunkt des Romans *Tod eines Kritikers* karikiert sehen musste. Reich-Ranicki war nicht die einzige Person, die den Roman von Martin Walser in die Nähe des nationalsozialistischen Hetzblattes von Julius Streicher rückte. Auch Klaus Briegleb vertrat diese Meinung.

„Wer im Interesse ‚meiner Kollegen‘ – [...] eine Sprechweise wählt, die sich im Haß auf den Kritiker der Bilder bedient, die man aus der berühmt berüchtigten Sammlung von Eduard Fuchs von 1921, **Die Juden in der Karikatur**, aber auch aus dem NS-Stürmer kennt, der muß wohl primär alleinverantwortlich den Herkunftsmythos vom Ewigen Juden seiner lumpigen Kritiker-Satire unterwerfen – damals wie heute. Die Kollegen damals allerdings haben das kritiklos, wenn nicht zustimmend passieren lassen. Und bis zum

<sup>266</sup> Marcel Reich-Ranicki, Was ich empfinde – Über eine neue deutsche Mordphantasie, München und der Geist der Erzählung - Dankesrede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde, in: FAZ, 12.07.2002, ohne Paginierung.

<sup>267</sup> Reich-Ranicki sagte in der Dankesrede: „Schon sind hundertfünfzigtausend Exemplare dieses Buches im Umlauf, eines Romans, der gegen die Juden hetzt, der, hier und da dem Vorbild des „Stürmers“ folgend, Ekel hervorrufen möchte.“, Marcel Reich-Ranicki „Was ich empfinde“ – Über eine neue deutsche Mordphantasie, München und der Geist der Erzählung. Dankesrede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde, in: FAZ, 12.07.2002, ohne Paginierung.



*Tod eines Kritikers* ist das so geblieben! [...]: Durch den Roman hindurch wird ‚König-Ehrls‘ Verhalten und Abstammung zotenreich sexualisiert;“<sup>268</sup>

Dabei muss man aber berücksichtigen, dass Walser Eigenschaftszuschreibungen bezüglich Ehrl-Königs meist aus der Perspektive der anderen Figuren mittels indirekter Rede und damit im Konjunktiv vornimmt. Dies ist auch der Punkt, den Walser und der Literaturwissenschaftler Dieter Borchmeyer für wesentlich halten. Borchmeyer hält *Tod eines Kritikers* für eine Komödie<sup>269</sup>, während Kai Köhler eine gänzlich andere Meinung vertritt.

<sup>268</sup> Klaus Briegleb, Unkontrollierte Herabsetzungslust, Walser, sein Kritiker und die ‚Gruppe 47‘, in: Die Welt / Die literarische Welt, 02.07.2002, der Text wurde wieder abgedruckt in dem von Michael Naumann herausgegebenen Buch „Es muß doch in diesem Land wieder möglich sein ... Der neue Antisemitismusstreit“, München 2002, S.214-223, die hier zitierte Textstelle befindet sich dort auf der Seite 218. In dem Buch von Eduard Fuchs, Die Juden in der Karikatur – Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, München 1921, S.49 befindet sich eine englische Karikatur mit folgendem Untertitel: „Salomon beglückt sich und zwei schöne Christenmädchen“. Briegleb mag bei seiner Beurteilung der sexualisierten Zeichnung der Figur des André Ehrl-König wohl an folgende Stelle aus *Tod eines Kritikers* gedacht haben: „Nehmen sie Ehrl-König und die Frauen. Es hat sich nie um Frauen gehandelt, immer um Mädels. Oder auch um Mädelchen. Mädel oder Mädelchen, da hat er immer scharf unterschieden. Am liebsten waren ihm natürlich Mädelchen, aber wenn's keine gab, nahm er auch Mädels. Frauen findet er langweilig. Unzumutbar. Besonders deutsche. Weibliches plus Schicksal, zum Davonlaufen! Aber schicksallose, ihres Aufblühens noch nicht ganz sichere Mädels oder Mädelchen, dann wisse er, sagte er, wozu er zur Welt gekommen sei. Herr Pilgrim mußte ihm jede auftauchende Literaturjungfer sofort melden. Und er fragte nie: Schreibt sie gut, sondern: Ist sie hübsch. Eine der kühnsten Kreationen RHH's sei gewesen: Der-Tee-in-der-Suite. Daß Ehrl-König mit jeder in Frage kommenden Jungautorin in den **Vier Jahreszeiten** gegessen, dann formelhaft gesagt habe: Den Tee nehmen wir in meiner Suite!, das sei inzwischen in der Szenenbelletristik schon ein paar Mal beschrieben und ausgemalt worden.“, Martin Walser, *Tod eines Kritikers*, Frankfurt am Main 2002, S.111f. Briegleb unterstellt Walser auch die Verwendung von antisemitischen Wortschatz, wenn er bemerkt: „Walser, in fortgerückter Stunde, ‚nach dem Genuß einiger Flaschen vortrefflichen Alkohols‘, wie Reich-Ranicki im Almanach der Gruppe 1962 dann fast liebevoll protokolliert hat, hält dem Kritiker ‚eine kraftvoll-männliche‘ Ansprache über den Satz ‚Die Literaturkritiker aller Länder und Zeiten sind Lumpenhunde‘. Der Germanist Walser wußte, was er da sagt: Im Figurenbild ‚Lumpenhund‘ ist der Sinn-Rückhalt sprachlich einem Angreifer gegeben, der sich gegen Juden ‚wehren‘ zu müssen glaubt: Er wehrt sich gegen ein ‚verachtetes Wesen‘. Ehe man es von sich entfernen kann, muß man sich über es erheben. Und welche Bedeutung allein ‚Hund‘ im antisemitischen Wortschatz habe, hat Walser im Rausch wohl übersehen. ‚Der Alkohol!‘, heißt es in solchem Zusammenhang öfters im **Tod eines Kritikers**.“, Klaus Briegleb, Unkontrollierte Herabsetzungslust, Walser, sein Kritiker und die ‚Gruppe 47‘, in: Die Welt / Die Literarische Welt, 02.07.2002, der Text wurde wieder abgedruckt in dem von Michael Naumann herausgegebenen Buch „Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein...- Der neue Antisemitismusstreit“, München 2002, S.214-223., die hier zitierte Textstelle befindet sich dort auf der Seite 217. Briegleb spielt hier auf folgende Textpassage aus einem Essay von Marcel Reich-Ranicki an: „Am 28. Oktober 1961, kurz nach 2 Uhr morgens – es war auf einer Tagung der Gruppe 47 – richtete der deutsche Schriftsteller Martin Walser an den Schreiber dieser Zeilen in Gegenwart mehrerer prominenter Zeugen eine kraftvoll-männliche, militärisch-knappe Ansprache, in der er die Literaturkritiker aller Länder und Zeiten mehrfach und nachdrücklich als ‚Lumpenhunde‘ bezeichnete. [...] Die Autoren und die Kritiker, sie ziehen den gleichen Wagen, wenn auch mitunter in verschiedene Richtungen. Der Antagonismus, der zwischen den Kritisierten und den Kritisierenden besteht und immer bestanden hat, ist nicht so tief und so ernst, wie er zu sein scheint. Wer könnte schließlich mit Sicherheit sagen, ob in jenem heftigen Plädoyer Martin Walsers gegen die Kritik nicht auch herzliche oder vielleicht sogar fast zärtliche Töne verborgen waren? Sicher ist jedenfalls, daß auch er, der Verfasser eines Buches über Franz Kafka, zu uns, den Lumpenhunden, gehört.“, Marcel Reich-Ranicki, Von der Fragwürdigkeit und Notwendigkeit mündlicher Kritik, in: Almanach der Gruppe 47, 1947-1962, herausgegeben von Hans Werner Richter in Zusammenarbeit mit Walter Mannzen, Reinbek bei Hamburg 1962, S.434-439, die hier zitierten Stellen befinden sich hier auf den Seiten 434 und 438f.

<sup>269</sup> „Der Tod eines Kritikers‘ ist mithin eine Literaturkomödie, die nicht nur Gegenwärtiges spiegelt, sondern Zukünftiges – ihre eigene Wirkungsgeschichte – vorwegnimmt, ja initiiert.“, Dieter Borchmeyer, Martin Walsers *Tod eines Kritikers*: der komische Roman als Inszenierung seiner Wirkungsgeschichte, in: Dieter Borchmeyer, Helmuth Kiesel (Hg.), *Der Ernstfall – Martin Walsers ‚Tod eines Kritikers‘*, Hamburg 2003, S.46-68, hier: S.56.

*„Argument der meisten Verteidiger Walsers in Borchmeyers und Kiesels Band ist nun, dass ja fast alles, was über das mutmaßliche Verbrechen und den Kritiker Ehrl-König geschrieben sei, als Gerücht klassifiziert und sprachlich ins Konjunktiv gesetzt sei. Nun freilich unterscheiden sich, was die antisemitischen Muster angeht, viele der Reden nicht voneinander; und der Konjunktiv, eigentlich ein Modus der Unterscheidung vom Gesicherten, neigt dazu, wo er wie in Walsers Text dominiert, sich in der Rezeption als Wiedergabe des Gesicherten darzustellen. Die Vielstimmigkeit, die viele der Beiträger behaupten, tendiert zum Unisono, ebenso wie die scheinbare Distanznahme am Ende in Bekräftigung umschlägt. Das gibt den Vertretern der These Recht, es handle sich um eine Medien- und Kritikersatire (die schließlich einen identifizierbaren Feind haben muss). Ist der Feind aber als ein jüdischer gekennzeichnet? Nein, sagen natürlich Walsers Advokaten.“<sup>270</sup>*

Er ist der Meinung, dass die Verteidigung Walsers völlig misslingt. Dies begründet er folgendermaßen:

*„Man kann sich etwa das in den 30er Jahren erfolgreiche Drama ‘Rothschild siegt in Waterloo’ des Nazi-Autors Eberhard Wolfgang Möller anschauen. Das Stück zeigt, wie der Bankier vom Krieg profitiert; in der Vorrede wendet sich Möller gegen ‚das Kapital‘. Nirgends ist auch nur erwähnt, dass Rothschild Jude war. Allein der entsprechend konnotierte Name sorgte dafür, dass das Drama nicht als eines gegen den kriegserischen Kapitalismus (mit dem die Nazis paktierten), sondern als eines gegen die Juden rezipiert wurde.*

*Die scheinbar philologische Frage: wo steht das? und zwar eindeutig? im Indikativ nebst eines Referats rassistischer Theorie? verfehlt die Wirkungsweise des antisemitischen Ressentiments. So wissenschaftlich schlau sich die von Borchmeyer und Kiesel versammelte Schar vorkommen mag, so naiv ist sie angesichts rassistischer Mechanismen. Bei allen Erkenntnissen zum Roman im Detail verfehlen deshalb die Herausgeber ihr Hauptziel: eine überzeugende Entlastung Walsers.“<sup>271</sup>*

Martin Walser wehrte sich, wie oben gezeigt, vehement gegen eine Dechiffrierung seiner fiktiven Figuren in dem Roman<sup>272</sup>, auch wenn er schließlich doch einräumen musste, dass ihm Reich-Ranicki als Vorlage für die Figur des Ehrl-König gedient habe. Der Autor als Schöpfer eines Werkes soll unkenntlich gemacht werden, seinem schon in der Einleitung angeführten dichterischen Ideal entsprechend, wonach eine Dichtung umso vollkommener sei, je weniger sie auf den Dichter verweise. Die jüdischen Kritiker selbst waren sich in der Beurteilung des Romans bezüglich der Frage, ob dieser als antisemitisch aufzufassen sei, uneinig. In einem Artikel für die Jüdische Allgemeine mit dem Titel *Viel Lärm um Mist* weist der Verfasser Michael Wuliger jeglichen Antisemitismusvorwurf zurück. Vielmehr sah er im Roman eine schlechte Karikatur von Marcel Reich-Ranicki verwirklicht.

<sup>270</sup> Kai Köhler, Schwache Verteidigung – Noch einmal zu Martin Walsers, ‚Tod eines Kritikers, in: Literaturkritik.de 9 (2003), S.1-3, hier: S.2f. Seitenangaben beziehen sich auf die Druckversion aus dem Internet. Internetadresse des Artikels: <http://www.literaturkritik.de> (11.10.2003).

<sup>271</sup> Kai Köhler, Schwache Verteidigung – Noch einmal zu Martin Walsers, „Tod eines Kritikers“, in: Literaturkritik.de 9 (2003), S.1-3, hier: S.3. Die Seitenangaben beziehen sich auf die Druckversion aus dem Internet. Internetadresse des Artikels: <http://www.literaturkritik.de> (11.10.2003).

<sup>272</sup> W: „Ja, aber Hans Lach bin ich auch nicht und er ist nicht André Ehrl-König. Diese Sequenz wurde aus einem Interview zwischen Martin Walser und Frank A. Meyer, das im Rahmen der Sendung Vis a Vis am 25.06.2002 zwischen 00:05 Uhr und 00:50 Uhr im Programm 3Sat ausgestrahlt wurde, entnommen. Die Sendung wurde schon am 24.06.2002 zwischen 22:20 Uhr und 23:05 Uhr auf SF1 gesendet. Eigene Transkription.

„Antisemitisch ist er nicht. Ehrl-König habe ich als (miserable) Karikatur des Kritikers, nicht des Juden Reich-Ranicki wahrgenommen.“<sup>273</sup>

Matthias Lorenz hingegen kommt in seiner Dissertation zu einem gänzlich anderen Schluss:

„In der Summe der geschilderten Juden im Literaturbetrieb ergibt sich jedoch eine fatale Konstellation jüdischer Verschwörung, die der Roman transportiert: Der mächtigste aller Kritiker ist Jude, er dominiert die Kritik durch seine Fernsehsendung.“<sup>274</sup>

Weiter fährt er fort:

„Gegen diese Phalanx jüdischer Macht im Kulturbetrieb, die sich von den Medien über die Kritik und die Festsetzung von Wertmaßstäben bis hin zur Distribution an allen Schaltstellen des Publikationssystems festgesetzt hat, kann keiner der deutschen Schriftsteller im Roman ankommen. Die vernichteten [...] oder auch nur missachteten [...] deutschen Autoren sind Opfer eines jüdischen Literaturkartells, das bestimmt, was ‚gut‘ und was ‚schlecht‘ ist.“<sup>275</sup>

Die Kontroverse um das Buch sei die Aufregung, welche die deutsche Medienlandschaft darum entfacht habe, nicht wert, so Wuliger.<sup>276</sup> Dieser Vorwurf ist nicht gänzlich von der Hand zu weisen, da die Debatte um das Buch vor dessen eigentlichem Erscheinen am 26. Juni 2002 begann, und danach fast gänzlich verebbte. Für das Argument der Medieninszenierung spricht vor allem, dass Frank Schirmmacher ohne Zustimmung des Autors und des Verlages aus dem noch unveröffentlichten Manuskript zitierte, um die Nichtveröffentlichung des neuen Romans von Martin Walser als Vorabdruck in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, zu begründen. Ihm wurde unter anderem vorgeworfen, mit dem Hervorrufen des Skandals den Absatz der FAZ ankurbeln zu wollen.

„Zu Redaktionsschluß, am 1. Juni, drängt sich der Eindruck auf, dass die so auffällig zeitgerecht angezettelte Streitfrage, ob Walsers Buch antisemitisch gemeint oder zu verstehen sei, nur vorgeschoben ist – dahinter lassen sich Machtspiele und verkappte Interessen diverser Akteure, beispielsweise aus den Häusern F.A.Z. und Suhrkamp, bequem verstecken.“<sup>277</sup>

Folgende Kommentatorin verweist auf die steigenden Umsatzzahlen beim Verkauf des Buches, die sowohl dem Autor als auch dem Suhrkamp-Verlag zugute kämen:

„Indes war der PR – Gewinn durch den Skandal für Autor und Verlag unschätzbar. Der Roman dominierte nach seinem Erscheinen die Bestsellerlisten derartig, daß der Suhrkamp-Verlag die Absatzzahlen nicht preisgeben wollte, aus Angst vor den Vorwürfen wegen des glänzenden Geschäfts mit

<sup>273</sup> Michael Wuliger, Viel Lärm um Mist - Martin Walser hat ein schlechtes Buch geschrieben – aber ist es auch antisemitisch?, in: Jüdische Allgemeine, 06.06.2002, S.7.

<sup>274</sup> Matthias N. Lorenz, Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz, Stuttgart 2005, S.208.

<sup>275</sup> Matthias N. Lorenz, Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz, Stuttgart 2005, S.209.

<sup>276</sup> Michael Wuliger, Viel Lärm um Mist - Martin Walser hat ein schlechtes Buch geschrieben – aber ist es auch antisemitisch?, in: Jüdische Allgemeine, 06.06.2002, S.7.

<sup>277</sup> Sigrid Löffler, Ein Skandal, der keiner ist – Martin Walsers ‚Tod eines Kritikers‘ und die Kritik, in: Literaturen 7/8 (2002), S.136.

einem so unappetitlichen Buch.“<sup>278</sup>

Das Zitieren aus einem vom Autor unautorisierten Manuskript wurde von vielen Seiten als unredlich empfunden. Diese Vorgehensweise des FAZ-Chefredakteurs erzürnte auch den Schriftsteller selbst. Für eine bewusst inszenierte Kontroverse spricht nicht nur der von Reich-Ranicki erhobene Verdacht, im Unfrieden von Schirmmacher geschiedene Redakteure wollten mit ihrer positiven Beurteilung des Romans in der *Süddeutschen Zeitung* ihrem ehemaligen Vorgesetzten einen Denkmalsstein verpassen<sup>279</sup>, sondern auch die Tatsache, dass Martin Walser vor dem eigentlichen Erscheinen des Romans Auszüge im Deutschlandradio vortrug. Die Tatsache, dass Jan Philipp Reemtsma kurz nach Erscheinen von Schirmmachers Artikel eine vernichtende Kritik des noch unveröffentlichten Romans verfasste, die den Antisemitismusvorwurf Schirmmachers bekräftigte, spricht ebenso für diese Annahme wie das Auftauchen einer illegalen Version, die im Internet am 29.6.2002 noch mittels Umgehung einer Linuxverschlüsselung abrufbar war.<sup>280</sup> Die jüdische Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger sah in einem Artikel für die *Frankfurter Rundschau* ebenfalls antisemitische Elemente im Roman verwirklicht. Der Roman *Tod eines Kritikers* erinnere sie sehr stark an Wilhelm Raabes Erzählung *Der Hungerpastor* von 1864.<sup>281</sup>

Die jüdische Zeitschrift *Tribüne* ist in ihrem Urteil über das Werk differenzierter. Zwar wird auch dort betont, dass Walser antisemitische Klischees verwende wie beispielsweise die Beschreibung der Gestik von Andre Ehrl-König.

„[...] die Gestik des jüdischen Kritikers, die von Walser so oft beschrieben wird, dass ich nach dem zehnten Mal aufhörte zu zählen, ist ein typisch antisemitisches Klischee. ‚Hoch über die Schultern erhobene Hände‘ sind ‚typisch‘[...]“<sup>282</sup>

<sup>278</sup> Gunhild Kübler, Martin Walser und die Unschuld der Erinnerung – Zu Martin Walsers Roman *Ein springender Brunnen*, in: Deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts im Spiegel der deutschsprachigen Literatur, herausgegeben von Moshe Zuckermann, Göttingen 2003, S.166-180, hier: S.168.

<sup>279</sup> „Ich bin nicht der Richter und auch nicht der Ankläger dieser drei Redakteure der ‚Süddeutschen Zeitung‘. Nur: Alle drei waren noch unlängst Redakteure im Feuilleton der ‚Frankfurter Allgemeinen Zeitung‘. Alle drei waren Untergebene von Frank Schirmmacher. Sie sind von der FAZ und von Schirmmacher im Streit gegangen. Der Verdacht läßt sich nicht von der Hand weisen, daß es in diesen Artikeln in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ leider, nicht nur um die Sache geht, daß es Anti-FAZ und Anti-Schirmmacher Artikel sind.“, Marcel Reich-Ranicki, Eine Erklärung - Walsers Buch hat mich tief getroffen, in: FAZ, 06.06.2002, S.49. Internetadresse der Stellungnahme aus der Sendung Reich-Ranicki Solo (in Auszügen): <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/o,1872,2003518,00.html> (04.11.2002).

<sup>280</sup> Die zugehörige Adresse lautete: <http://www.textz.com/thrash> (29.06.2002).

<sup>281</sup> Ruth Klüger, Siehe doch Deutschland - Martin Walsers Tod eines Kritikers, in: FR, 27.06.2002, zitiert nach: Michael Naumann (Hg.) Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein – Der neue Antisemitismus-Streit, München 2002, S.194-199, hier: S.198. Zum Problem des Judentums in „Der Hungerpastor“, vergleiche: Horst Denkler, Das wirkliche Juda und der Renegat: Moses Freudenstein als Kronzeuge für Wilhelm Raabes Verhältnis zu Juden und Judentum, in: GQ Nr.1 Band 60 (1987), S.5-18.

<sup>282</sup> Susanne Urban, Ein Autor und sein Judenbild. Wie antisemitisch ist Martin Walsers Roman „Tod eines Kritikers“?, in: Tribüne H. 163, 3. Quartal 2002, S.104-111, hier: S.108f.

An dieser Stelle ist die Argumentationsweise der Autorin Urban allerdings nicht stichhaltig. Wer einmal Marcel Reich-Ranicki im *Literarischen Quartett* gesehen hat, der weiß um die Gestik des Literaturkritikers als Untermalung seiner Thesen und Argumente, empfindet das Gestikulieren von Reich-Ranicki aber noch lange nicht als typisch jüdische Verhaltensform.<sup>283</sup>

Möglicherweise besitzt Susanne Urban als Mitglied der jüdischen Gemeinschaft eine erhöhte Sensibilität und damit quasi ein seismographisches Gespür für unterschwellige Kränkungen gegenüber ihren jüdischen Mitbürgern, wohingegen Angehörige anderer Konfessionen aufgrund fehlender geschichtlicher Negativerfahrungen nicht zu solchen Interpretationen neigen. Die Autorin findet daraufhin noch weitere antisemitisch anmutende Klischees, die Walser ihrer Meinung nach in Abgründe hätten rutschen lassen:

*„Schmutzige Sexualität „jüdische Gestik“, „jüdische Weltverschwörung“ im Literaturbetrieb, „Vernichtung“ der deutschen Kultur und nicht zuletzt die Kulturlosigkeit des Juden, der ohne Deutsche gar nichts wäre – was braucht es noch an Klischees, um zu zeigen, dass Walser in Abgründe gerutscht ist, die zutiefst antisemitisch durchtränkt sind?“<sup>284</sup>*

Die im Roman vorkommende Aussage, es passe nicht zu Ehrl-König, umgebracht zu werden, sei jedoch nicht als antisemitisch zu betrachten.

*„Da braucht man gar nicht die einzelnen Sätze herausuchen, in denen davon fabuliert wird, dass es zu Ehrl-König gar nicht passe, umgebracht zu werden. Das ist zwar widerlich und geschmacklos, aber nicht antisemitisch. Es ist geschmacklos, weil der lebende Reich-Ranicki und seine Frau es nur mit viel Glück und der Hilfe einiger aufrechter Menschen geschafft haben, den deutschen Mördern in Warschau, in Polen zu entkommen. Sein Schicksal nach 1939 war prinzipiell besiegelt, als Jude hätte er umgebracht werden müssen. Walser offenbart mit dieser zweimal geäußerten Vorstellung, dass Ehrl-König nicht jemand sei, der umgebracht werden könne, seinen Mangel an Sensibilität – und dass er zu oft weggeschaut und weggehört hat, sonst wüsste er mehr über die deutsche Geschichte. Antisemitisch sind jedoch viele andere der bereits genannten und der ungenannten Walserschen Beschreibungen und Phantasien. Es geht Walser um die Konfrontation von Deutschen und Juden, von deutscher Kultur und ‚jüdischer Medienmacht‘, und letztlich wird mit jedem Satz deutlicher: Ehrl-König/Reich-Ranicki hat es doch absolut verdient, ermordet zu werden.“<sup>285</sup>*

Urban hat bei ihrer Kommentierung des Romans unter der Subsumierung *„Schmutzige Sexualität“* wohl den *Stürmer* vor ihrem geistigen Auge. Es war ein beliebtes Motiv des nationalsozialistischen Hetzblattes, die Juden als Vergewaltiger und Mädchenschänder darzustellen. So war dort unter anderem folgendes zu lesen:

*„Entsetzliches Verbrechen – in der Folterkammer der Bauerngasse aufgedeckt – Auspeitschung und*

<sup>283</sup> Als Beleg für diese These mag auch ein Bild Reich-Ranickis aus dem Spiegel 21/2000 herangezogen werden. Dort ist auf Seite 250 ein wild gestikulierender Reich-Ranicki im Gespräch mit den Spiegelredakteuren zu sehen. Das dortige Interview mit Reich-Ranicki trägt den Titel: „Ritterschlag für den Außenseiter.“

<sup>284</sup> Susanne Urban, Ein Autor und sein Judenbild. Wie antisemitisch ist Martin Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘?, in: Tribüne H. 163, 3. Quartal 2002, S.104-111, hier: S.109.

<sup>285</sup> Susanne Urban, Ein Autor und sein Judenbild. Wie antisemitisch ist Martin Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘?, in: Tribüne H. 163, 3. Quartal 2002, S.104-111, hier: S.109.

*Schändung deutscher Mädchen und Frauen – Der Jude Schloß verhaftet.*“<sup>286</sup>

Auch im *Stürmer* Nr. 27 aus dem Jahre 1929 gab es auf Seite 3 einen Artikel mit der Überschrift: „*In den Lasterhöhlen*“. Dieser Umstand belegt erneut, dass der Jude im *Stürmer* als lasterhaft denunziert wurde.<sup>287</sup> Dies kam womöglich der Autorin in den Sinn, wenn sie zu folgendem Schluss kommt:

*„Darin sind sich alle Romanfiguren einig, denn wer trauert schon um einen hässlichen kleinen Juden: das grinsende Männlein mit einem zu breiten Mund’. Walser nutzt antisemitische Klischees, um einen heimatlosen, mächtigen, immer auf Machtgewinn setzenden, dauergeilen, egozentrischen, menschenverachtenden, geizigen und kulturlosen Juden zu zeichnen.“*<sup>288</sup>

Es wäre jedoch nicht statthaft, die Beschreibung der Physiognomie des Literaturkritikers durch Walser mit der Zeichnung des Juden durch den Karikaturisten „Fips“ im *Stürmer* in Beziehung setzen zu wollen. Der Schriftsteller räumt zwar die Vorbildfunktion Reich-Ranickis für die Figur des André Ehrl-König ein, doch ist es fatal, dem Autor zu unterstellen, er hätte die Charakterzeichnungen von Juden dem nationalsozialistischen Blatt entlehnt. Der Karikaturist des *Stürmer* zeichnete nämlich den Juden hauptsächlich mit negativen Merkmalen, unter anderem mit „*riesigen Hängeohren und aufgeworfenen Lippen*“<sup>289</sup>. An diese Charakteristika hatte Frau Urban wohl gedacht, als sie die Zeichnung Reich-Ranickis durch Martin Walser in der oben beschriebenen Sequenz kommentierte.

„*Die jüdische Weltverschwörung*“, von der sie spricht, wird zum Beispiel im *Stürmer* Nr. 38 von 1933 thematisiert<sup>290</sup>. Unter dem Titel „*Der Teufelsplan*“, der von den Untertiteln: „*Die geheime Broschüre*“, „*Revolutionen und Umstürze*“, „*Der Vater Abraham, Alljudas Ziel*“, „*Die große Wendung*“ flankiert wird, sieht man eine Karikatur, in der jüdischen Bankiers folgende Sätze in den Mund gelegt werden:

*„Goddam, sie bringen von Germany aus alle Völker zum Erwachen. Selbst der Engländer sieht in einem jüdischen Lord den Feind, im deutschen Nazi nur noch den Bruder gleicher Rasse.“*<sup>291</sup>

<sup>286</sup> „Der *Stürmer*“, Nr. 52(1925), dem Stadtarchiv Nürnberg sei an dieser Stelle herzlich für die Überlassung der Kopien gedankt.

<sup>287</sup> Fred Hahn, *Lieber Stürmer – Leserbriefe an das NS-Kampfblatt 1924 bis 1945 – Eine Dokumentation* aus dem Leo-Baeck-Institut, New York, Bearbeitung der deutschen Ausgabe von Günther Wagenlehner, Stuttgart 1978, der Tabelle auf S.120 ist der „*Stürmer*“-Artikel zu entnehmen.

<sup>288</sup> Susanne Urban, *Ein Autor und sein Judenbild. Wie antisemitisch ist Martin Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘?*, in: *Tribüne* H. 163, 3. Quartal 2002, S.104-111, hier: S.109.

<sup>289</sup> Die Merkmale des „Fips“-Juden wurden folgender Publikation entnommen: Hermann Froschauer/ Renate Geyer, *Quellen des Hasses – Aus dem Archiv des „Stürmer“ 1933-1945*, Eine Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg Oktober 1988 – Februar 1989, (Ausstellungskataloge des Stadtarchivs Nürnberg, herausgegeben von Kuno Ulsköfer, Nr.2 *Quellen des Hasses – Aus dem Archiv des „Stürmer“*), Nürnberg 1988, S.31.

<sup>290</sup> Kopien des Stadtarchivs Nürnberg aus dem „*Stürmer*“, die mir dankenswerterweise überlassen worden sind.

<sup>291</sup> Stefan Glenz betont in seinem Buch *Judenbilder in der deutschen Literatur – eine Inhaltsanalyse völkisch-national-konservativer und nationalsozialistischer Romane 1890-1945*, Konstanz 1999, dass das Motiv von der jüdischen Weltverschwörung, das oft mit dem des antisemitischen Stereotyp des jüdischen Kommunisten

Doch nicht nur die Jüdin Urban denkt bei der Beurteilung des Buches *Tod eines Kritikers* an das nationalsozialistische Hetzblatt, sondern auch der Nichtjude Wolfram Schütte, der in seiner Kommentierung zum Walser-Roman folgendes ausführt:

*„Sexualität, Geilheit, Perversität. Aber bitte schön, wird prompt und so reichlich nachgeliefert, dass wir auf den ekligen Gipfelpunkt der Walserschen Utopie eines masturbierenden, ejakulierenden literarischen Quartetts verzichten wollen. Es reicht, dass uns [...] zum Kapitel ‚Ehrl-König und die Frauen‘ mitgeteilt wird: ‚Es hat sich nie um Frauen gehandelt, immer um Mädels. Oder auch um Mädelchen (...) Am liebsten waren ihm natürlich Mädelchen, aber wenn’s keine gab, nahm er auch Mädels. Frauen findet er langweilig. Unzumutbar. Besonders deutsche. Weibliches plus Schicksal, zum Davonlaufen. Aber schicksalslose, ihres Aufblühens noch nicht ganz sichere Mädels oder Mädelchen, dann wisse er, sagte er, wozu er zur Welt gekommen sei‘. Dass seine ‚sexuelle Delikatesse, Schwangere bis zum dritten Monat‘ seien, wird als Gerücht verbreitet, und Ehrl-Königs französisch parlierende Frau darf nur deshalb sich fälschlicherweise des Mordes anklagen, damit sie ihm nachrufen kann: ‚Seine unbremssbare Ejakulation. Also, er ist die Nullbefriedigung schlechthin‘ – (während Hans Lach, deutscher Dichter, da ganz anderes, Tieferes, zu bieten hat). Und das soll **keine** literarische ‚Stürmer‘-Kopie sein?“<sup>292</sup>*

Der Literaturwissenschaftler Stuart Parkes ist völlig anderer Meinung. Für ihn ist der Antisemitismusvorwurf nicht gegeben. Anhänger dieser Auffassung ignorierten ein ehernes Gesetz der Literaturwissenschaft, wonach der Erzähler nie mit dem Autor gleichgesetzt werden darf. Vielmehr sei zu diskutieren, ob der Roman eine Satire sei.

*“At the other end, there is Ehrl-König’s supposed sexual preference for much younger woman, even young girls, although his mistress during his disappearance can hardly be said to come into this category. He also allegedly enjoys sex with women in the early months of pregnancy (T 115). Does this portrayal, along with other aspects of the novel, amount to anti-Semitism? [...] Nevertheless, to come to the conclusion that Walser has written a crude anti-Semitic diatribe is to ignore many significant points. At the basic level of literary criticism, it is surely wrong to take a tasteless remark, like Lach’s threat about fighting back, as the author’s opinion. If all expressions of violent or odious thoughts by characters were to be removed from literature, one wonders what would be left. Whether giving an unsympathetic character a strange accent is a subtle form of satire can be debated.”<sup>293</sup>*

---

verknüpft wird, ein traditionsreiches Vorurteil ist. Er führt als Beispiel folgende Sequenz aus *Farm Trutzberge* an: „Gewiß ist zuzugeben, daß der Kapitalismus auch in Deutschland vor dem Krieg zu verderblicher Macht gelangt war, weil unter dem Einfluß des Goldes immer mehr Menschen sich vom verantwortlichen Denken auf das profitliche Denken umstellten. Aber das war die Furcht jüdischer Erziehung. Und um seinen Sieg zu vollenden, hat das Weltjudentum, der Beherrscher der goldenen, auch die rote Internationale erdacht und auf die Welt gehetzt, um den Arbeiter, den starken Pfeiler der Nationen, herauszubrechen aus seinen Völkern und durch ich Völker zu zerbrechen. Und, lieber Mann: Wenn Sie die Völker zerbrochen haben auf Judas Geheiß, dann haben sie das zerbrochen, was Sie hätten schützen können vor seinem Joch. Dann vernichtet Juda Sie! Denn der Internationalismus ist keine sozialistische, sondern eine kapitalistische Idee. Und der Kapitalismus ist Juda!“; Stefan Glenz, *Judenbilder in der deutschen Literatur – eine Inhaltsanalyse völkisch-national-konservativer und nationalsozialistischer Romane 1890-1945*, Konstanz 1999, S.99f. Er weist dort nach, dass das antisemitische Bild des Judentums eine geschlechtsspezifisch sexuelle Deformierung erfährt. Ständig seien die Juden bestrebt, ihre immensen sexuellen Gelüste zu befriedigen. Als Beispiel für die angeblich bei den Juden vorkommende, ausschweifende sexuelle Aktivität, zitiert Glenz folgende Sequenz: „Und fünf in einer Woche sind ihm lieber als drei (...)“; Stefan Glenz, *Judenbilder in der deutschen Literatur – eine Inhaltsanalyse völkisch-national-konservativer und nationalsozialistischer Romane 1890-1945*, Konstanz 1999, S.65.

<sup>292</sup> Wolfram Schütte, *Der Sommer des Ressentimentalisten – Eine Besichtigung der Medienlandschaft nach der jüngsten Walserei*, in: *Titel – Magazin für Literatur und Film*. Internetadresse des Artikels: [http://www.titel-magazin.de/Walser\\_11.htm](http://www.titel-magazin.de/Walser_11.htm) (24.07.2002).

<sup>293</sup> Stuart Parkes, *Tod eines Kritikers – Text and Context*, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.), *Seelenarbeit an Deutschland – Martin Walser in Perspective* (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.447-468, hier: S.461.

Marcel Reich-Ranicki war, wie seine oben bereits erwähnte Rede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität München belegt, entsetzt über den Roman und vermag ihn ausschließlich als Mord an einem jüdischen Kritiker, besser gesagt, an einem Juden, zu lesen. Diese Tatsache rechtfertigt auch die Behandlung der Debatte um den Roman *Tod eines Kritikers* im Rahmen dieser Abhandlung über Martin Walser und die Shoah. Der Literaturkritiker fühlte sich als Jude an die Agitation des nationalsozialistischen Hetzblatts erinnert.<sup>294</sup> Schon im *Stürmer* Nr. 16 vom 06.02.1938 ist ein Artikel mit *Der Judenmord* überschrieben. Sechs Juden, die im 18. Jahrhundert einen ortsansässigen Fleischhacker durch ungenehmigten Fleischverkauf geschäftlich geschädigt hatten und nach mehreren Warnungen daraufhin von diesem verklagt worden waren, sollen dem Fleischhacker im Wald aufgelauert und ihm bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen haben. Zur Bestrafung dieses vorgeblichen Verbrechens sollten die Täter einer den anderen bei lebendigem Leibe schinden<sup>295</sup> (nur dem Letzten sollte sich der Scharfrichter widmen) und wurden damit zum Tode verurteilt. Am Ende des Berichts über das damalige Urteil, dessen Authentizität nicht gesichert ist, kommt der Urheber des Textes zu folgender Erkenntnis:

„Es gibt Leute in Deutschland, die sind der Auffassung, daß derartige Urteile auch heute noch den Juden gegenüber angemessen wären. Der *Stürmer* ist der gleichen Meinung.“<sup>296</sup>

In einem anderen Licht erscheint die Debatte um den Roman, wenn man die These des Sozialpsychologen Förster, der Gruppenzugehörigkeit als entscheidenden Faktor für die Empfänglichkeit gegenüber bestimmten Stereotypen postulierte, zu deren Bewertung heranzieht. Ein Jude sei demnach für antijüdische Witze und Stereotypen viel empfänglicher als ein Nichtjude:

<sup>294</sup> Diese Annahme stützt sich auch auf folgende Sequenz aus Marcel Reich-Ranickis Autobiographie *Mein Leben*, in der es heißt: „Auf dem Weg zur Schule mußten wir an den roten Schaukästen vorbeigehen, in denen der ‚Stürmer‘ mit den berüchtigten Karikaturen ausgehängt war. Während der Olympischen Spiele waren diese Schaukästen übrigens verschwunden. Die Ausländer sollten glauben, das ‚Dritte Reich‘ sei ein zivilisierter Staat.“, Marcel Reich-Ranicki, *Mein Leben*, Stuttgart 1999, S.76. In der Autobiographie zeigt Reich-Ranicki in einer Szene sehr deutlich, dass die Deutschen hinsichtlich der Verbrechen an ihren jüdischen Mitbürgern weggesehen haben. Er erzählt über einen Mitschüler, der später Arzt wurde, folgende Begebenheit, die sich nach den Worten Ranickis nach dem Krieg zutrug: „Als ich ihn zum ersten Mal nach dem Krieg wiedersah [...] erzählte er mir, er habe 1940 in der Nähe des Stettiner Bahnhofs in Berlin inmitten einer von der Polizei geführten und bewachten größeren Anzahl von Juden unseren alten Mitschüler T. bemerkt. Er habe einen elenden Eindruck gemacht: ‚Da dachte ich mir, es wird dem T. sehr peinlich sein, daß ich ihn in einem so erbärmlichen Zustand sehe. Mir ist es unangenehm, ich habe schnell weggesehen.‘ Ja, das trifft die Sache: Millionen haben weggesehen.“, Marcel Reich-Ranicki, *Mein Leben*, Stuttgart 1999, S.81.

<sup>295</sup> Im damaligen Sprachgebrauch bedeutete „schinden“ das Abziehen der Haut.

<sup>296</sup> Das Zitat wurde folgendem Artikel entnommen: Dr. Dirk Rupnow, *Der Judenmord – Bausteine zur Lektüre eines Stürmer-Artikels*, in: Nurinst 2002, Beiträge zur deutschen und jüdischen Geschichte, Band 1, Schwerpunkt: Jüdisches Leben in Fürth – Jahrbuch des Nürnberger Instituts für NS-Forschung und jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts, herausgegeben von Jim G. Tobias und Peter Zinke, Nürnberg 2002, S.38-52, hier: S.41.



„[...]Stereotypen helfen den Betroffenen auch, Diskriminierungen eher zu sehen und sich so zu schützen. So entdecken Feministinnen eher tatsächlich diskriminierendes Verhalten, weil sie das Stereotyp gegenüber Frauen genauer erkennen. Ein anderes Beispiel war die Debatte um das Buch von Martin Walser. Hier haben Juden den latenten Antisemitismus eher erkannt, weil das entsprechende Stereotyp bei ihnen hoch aktiviert ist. Nichtjuden fiel das schwerer.“<sup>297</sup>

Der Wahrheitsgehalt dieser These zeigt sich insbesondere in den Rezensionen des Romans durch Marcel Reich-Ranicki und Susanne Urban, da beide bei der Beurteilung von *Tod eines Kritikers* die dortige Verwendung antisemitischer Klischees in den Vordergrund stellen und damit der schon in der Einleitung kurz vorgestellten These Matthias Lorenz', nach welcher das Gesamtwerk Walsers durchgängig antisemitische Stereotypen beinhalte, Recht geben.

Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki war auch vor Erscheinen von Walsers *Tod eines Kritikers* schon häufig Gegenstand ehrverletzender Darstellungen, wie Gustav Seibt in einem Artikel beweist.<sup>298</sup> Er nennt dort unter anderem die 1980 erschienene *Lehre der Sainte-Victoire* des österreichischen Autors Peter Handke. In diesem Buch ist von einer Riesendogge die Rede, einem „*Prachtexemplar*“, das durch den Aufenthalt im Ghetto jegliches Rassenmerkmal verlor, so dass das Tier im „*Volk der Henker*“ in eine exponierte Stellung aufsteigen konnte.<sup>299</sup> Diese Anspielung auf Reich-Ranickis Zeit im Warschauer Ghetto

<sup>297</sup> Lustvolle Momente – Warum sich der Mensch mit seinen Vorurteilen abfinden muss – ein Gespräch mit dem Bremer Sozialpsychologen Jens Förster. Die Fragen stellte Sabine Etzold, in: Die Zeit, 17.07.2003, ohne Paginierung. Die Verlautbarung des deutsch-jüdischen Historikers Michael Wolffsohn, Franz Münteferings Vergleich, manche Investoren fielen wie Heuschrecken über Firmen her, erinnere ihn an die antijüdische Hetze der Nazis, ist ein weiterer Beleg für die These des Sozialpsychologen, denn ein Nichtjude würde kaum diese Assoziation haben. Wolffsohn schrieb in der Rheinischen Post vom 03.05.2005 unter der Überschrift „Zum 8. Mai“

folgendes:

„60 Jahre ‚danach‘ werden heute wieder Menschen mit Tieren gleichgesetzt, die - das schwingt unausgesprochen mit - als ‚Plage‘ vernichtet, ‚ausgerottet‘ werden müssen. Heute nennt man diese ‚Plage‘ ‚Heuschrecken‘, damals ‚Ratten‘ oder ‚Judenschweine‘. Worte aus dem Wörterbuch des Unmenschen, weil Menschen das Menschsein abgesprochen wird. [...] Das ist heute nicht die einzige Gefahr. Denn wo und wenn ‚60 Jahre danach‘ der deutsche Volkszorn offen oder verdeckt gegen ‚die‘ USA, ‚die‘ Kapitalisten und gegen als Tierplage bezeichnete Menschen aufgeheizt wird, fühle ich mich als Bürger nicht mehr sicher.“,

Text auf <http://www.wolffsohn.de> (11.05.2005).

Tatsächlich lässt sich in der Anklageschrift gegen Streicher im Rahmen der Nürnberger Prozesse nachlesen, dass in einem veröffentlichten Leserbrief an den Stürmer aus dem Jahre 1940 die Juden mit Heuschreckenschwärmen verglichen wurden, die auszurotten seien, Gabi Müller-Balin, Die Nürnberger Prozesse, 1945-1949, Vorgeschichte-Verlauf-Ergebnis-Dokumente (BZ-Materialien, Band 1), Bildungszentrum der Stadt Nürnberg 1995, S.68. Die Aussagen Münteferings wurden folgendem Artikel entnommen: Harald Baumer, Der Mann hat sie nicht alle - Kopfschütteln über Michael Wolffsohns Entgleisung, in: NN, 04.05.2005. Die Anschuldigungen des Geschichtswissenschaftlers scheinen doch etwas weit hergeholt zu sein.

<sup>298</sup> Gustav Seibt, In Erlkönigs Armen sterben – Martin Walser und Marcel Reich-Ranicki: Zur Geschichte einer an Eskalation reichen Beziehung, in: Michael Naumann (Hg.) Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein – Der neue Antisemitismus-Streit, München 2002, S.151-156.

<sup>299</sup> Die zitierte Textsequenz, in der vom „*Prachtexemplar*“ die Rede ist, befindet sich in: Peter Handke, Die Lehre der Saint-Victoire, Frankfurt am Main 1980, S.58. Schon im Jahre 1968 kritisierte Peter Handke das Gebaren des Literaturkritikers und dessen Unfehlbarkeit, die dieser im Bereich der Literaturkritik für sich beansprucht: „Reich-Ranicki stellt schon lange keine Fragen über sich selbst mehr. Er, der unwichtigste, am wenigsten anregende, dabei am meisten selbstgerechte deutsche Literaturkritiker seit langem, kann freilich alle Angriffe mit einem Kommunikéssatz abwehren: ‚Ein Literaturkritiker, der etwas taugt, ist immer eine umstrittene Figur.‘ Von mir aus ist Reich-Ranicki unumstritten.“, Peter Handke, Marcel Reich-Ranicki und die Natürlichkeit, in: Peter

erregte bei weitem nicht einen solchen Skandal wie *Tod eines Kritikers*. Marcel Atze weist in einem Artikel im Jahrbuch für Antisemitismusforschung Nummer 11 aus dem Jahre 2002 nach, dass der Exiljude Robert Neumann in seinem Roman *Der Tatbestand oder Der gute Glaube der Deutschen*, aus dem Jahre 1965 den Literaturkritiker schon damals mit negativen Merkmalen in Verbindung brachte.

*„Schiefe Nase, abstehende Ohren – du lieber Gott. Speichel auf den Lippen und lispelnd wenn er lebhafter sprach und lebhafter sprach er stets, mit den Händen, seine ganze Existenz und Erscheinung war für die in Nürnberg prozessual gemeuchelten Streicher und Rosenberg eine posthume Rechtfertigung.“<sup>300</sup>*

An dieser Stelle muss die Frage gestellt werden, warum sich um die beiden zuvor genannten Werke nicht ähnliche Kontroversen entfachten, wie um Walsers Buch. Die Antwort liegt augenscheinlich darin begründet, dass zu Beginn des Disputs um den Schriftsteller die Möllemann-Debatte Deutschland bewegte. Auf die politische Dimension der Auseinandersetzung um Walsers Roman weist ebenfalls der Historiker Michael Brenner hin. Für ihn sei die Debatte ein Sinnbild für die Diskrepanz zwischen dem offiziellen Sprachgebrauch der Politik und jenem der Bevölkerung in Deutschland:

*„Beide [Möllemann und Walser, Anmerkung des Verfassers], greifen dabei die von Ernst Nolte in seinem Auftaktbeitrag zum Historikerstreit von 1986 vorgetragene Unterscheidung auf: dem ‚pays réel‘ der Stammtische stellte er das offiziöse ‚pays légal‘ entgegen. Ersteres vertrete die eigentliche Wahrheit, die man nicht laut denken und aussprechen dürfe, so Nolte damals und Walser/Möllemann heute, letzteres die aus Amerika übernommene Political Correctness. Immer wieder mißverstanden und als Opfer sehen sie sich und werden darin nicht selten bestätigt, wie in der **Süddeutschen Zeitung** letzter Woche, als Walser zum „homo sacer der deutschen Literatur“ gestempelt und die causa Walser auf eine causa Schirmmacher reduziert wurde. [...] So ist denn diese Debatte in ihrem tiefen Grunde auch eine Auseinandersetzung um das Verständnis dessen, was heute im ‚pays légal‘ deutsch sein darf, im ‚pays réel‘ aber eben doch fremd bleibt, eine Frage unterschiedlicher Mentalitäten und Definitionen...“<sup>301</sup>*

Auch Kai Köhler macht deutlich, dass die Debatte die Literatur transzendiert und schon längst politische Dimensionen erreicht habe.

*„Es geht nicht um die Person Marcel Reich-Ranicki, die sich nun zu Recht angegriffen fühlt, freilich sich jahrzehntelang als Kritiker auch nicht immer sanft äußerte. Es geht darum, ob Reich-Ranicki als Jude angegriffen ist, ob Walser, wie es sich in früheren Romanen und der Friedenspreisrede andeutete, unbequeme Juden als Störenfriede einer deutschen nationalen Harmonie ansieht. Es geht also nicht um die Literatur, der mit diesem misslungenen Roman ohnehin kaum gedient ist, sondern um eine politische Frage: Ob heute ein antisemitisches Buch in jenen Restbeständen eines Bildungskleinbürgertums, das*

---

Handke, Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt am Main 1972, S.203-207, hier: S.206f.

<sup>300</sup> Der genaue Titel des Artikels von Marcel Atze lautet: Cherchez le juif – Wie der Romancier Robert Neumann schon vor vierzig Jahren einen Skandal mit einer Marcel Reich-Ranicki nachempfundenen literarischen Figur auslöste, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 11, herausgegeben von Wolfgang Benz für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 2002, S.311-316, die erwähnte Textstelle von Neumann befindet sich auf Seite 311, Anmerkung 1.

<sup>301</sup> Michael Brenner, Deutsch oder doitsch? – Der Antisemit ist tot, es lebe der Antisemitismus – eine Anmerkung zur Debatte um Möllemann und Walser, in: SZ, 14.06.2002, ohne Paginierung. Auf die Möllemann-Debatte soll hier jedoch nicht näher eingegangen werden.

*Walser heute liest oder wenigstens kauft, akzeptiert wird.*“<sup>302</sup>

Die Stellungnahmen, die in der Online-Zeitschrift *Literaturkritik.de* zur Debatte gestellt wurden, waren ebenfalls kontrovers. Während Hans-Harald Müller in der gleichen Ausgabe (6/2002) die Vorgehensweise Schirmachers scharf verurteilte, fand Thomas Anz die Debatte nicht der Rede wert. Hans-Harald Müller bezeichnete die Vorgehensweise des FAZ-Herausgebers aus einem noch unveröffentlichten Manuskript zu zitieren, als unseriös. Wenn diese Vorgehensweise zur Norm werde, so bedeute dies den Tod jeglicher ernstzunehmender Kritik:

*„Die Majorität der Literaturkritik ist dem ‚Haltet-den-Dieb‘-Schrei Schirmachers gefolgt, hat sich auf krummen Wegen ein unautorisiertes Exemplar von Walsers Roman besorgt und mit moralischem Aplomb und ohne Unrechtsbewusstsein auf den Autor eingedroschen. Dieser hat keinen Anspruch auf Mitleid, aber auf ein gerechtes Verfahren - Vorverurteilungen oder Proskriptionen sind in der Literaturkritik nicht vorgesehen [...].“*

Außerdem vertrat er die Auffassung, dass

*„Frank Schirmacher [...] das Besteck des Kritikers an den Nagel gehängt und zur Keule der Insinuation gegriffen [hat, Anmerkung des Verfassers] Er hatte alles Recht, den Vorabdruck des Romans abzulehnen, er hätte jedes Recht, einen öffentlich zugänglichen Roman nach allen Regeln der Kunst zu vernichten. Die strategische Vermischung der Herausgeber- mit der Kritiker-Rolle in einem ‚Offenen Brief‘ ist ein Vorgang, der die Regeln des Anstands verletzt - er lässt sich mit den Mängeln des Romans von Walser nicht verrechnen [...].“*

Müller kommt zu folgendem Schluss: *„Im Gros der Presse aber triumphiert die Breitmäuligkeit über das Unterscheidungsvermögen; die Kritik ist beschädigt.“*<sup>303</sup> In der gleichen Ausgabe misst Thomas Anz der Kontroverse eine wesentlich geringere Bedeutung bei. Für ihn sei die Diskussion um das Buch nahezu überflüssig.<sup>304</sup> Er sieht in der Debatte jedoch wieder die Frage aufgeworfen, wie man literarisch angemessen die nationalsozialistische Vergangenheit beschreiben kann.

*„Die Frage nach dem persönlich, öffentlich und literarisch angemessenen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit mag dabei kein dominantes Thema sein, ein wichtiges ist es gleichwohl geblieben. Auch deshalb kann einen die Debatte um Walsers Roman nicht unbeteiligt lassen.“*<sup>305</sup>

<sup>302</sup> Kai Köhler, Hass eines Autors – Zu Martin Walsers gefährlichen Buch ‚Tod eines Kritikers‘, *Literaturkritik.de* 6 (2002). Internetadresse des Artikels: <http://www.literaturkritik.de> (20.11.2003).

<sup>303</sup> Hans-Harald Müller, Der Totmacher oder vom Ende der Literaturkritik – Frank Schirmacher hat ein Problem, nicht nur mit Martin Walser. Internetadresse des Artikels: <http://www.literaturkritik.de> (20.11.2003).

<sup>304</sup> Thomas Anz, Viel Lärm um wenig – Anmerkungen zum Streit um Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘, in: *Literaturkritik* 6 (2002). Internetadresse des Artikels: <http://www.literaturkritik.de> (20.11.2003).

<sup>305</sup> Thomas Anz, Viel Lärm um wenig – Anmerkungen zum Streit um Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘, in: *Literaturkritik* 6 (2002). Internetadresse des Artikels: <http://www.literaturkritik.de> (20.11.2003).

Es war offensichtlich, dass die Kritik an seinem Roman Martin Walser traf. So sagte er in einem Sterninterview vom 23.12.2002 unter anderem:

*„Wenn jetzt das ganze Jahr so abgelaufen wäre, dass die grellen Inszenierungen von Herrn Schirmmayer und das noch grellere Nachgeplapper von Frau Schmitter im ‚Spiegel‘ allgemein geworden wären, dann hätte ich ... ich hätte das nicht mehr ausgehalten.“<sup>306</sup>*

In diesem von Walser angeführten Spiegelartikel<sup>307</sup> hatte Schmitter jenem unter anderem vorgeworfen, er habe die Figur des André Ehrl-König mit antisemitischen Motiven versehen, was sie an Richard Wagner, den Komponisten der *Nibelungen*, erinnere. Dies sei durch die Nachahmung Rainer Heiner-Henkels durch den Juden André Ehrl-König belegt, denn über Rainer Heiner-Henkel werde kolportiert, dass er der „Erschaffer“ von André Ehrl-König sei.

*„Was uns der Autor Walser hier entwickelt, ist der wohl machtvollste Antisemitismus der an solchen Ausfällen nicht armen deutschen Geistesgeschichte: das Stereotyp des Juden, der selbst nicht schöpferisch ist, der nichts eigenes schafft, sondern nur leiht, ergaunert, mit ‚jüdischer Mimikry‘ kopiert, zusammenschnorrt. Was hier zur vollen Ausdrücklichkeit kommt, genußvoll erörtert, ‚belegt‘ und anschaulich gemacht, ist das Leitmotiv des Aufsatzes von Richard Wagner über ‚Das Judentum in der Musik‘ als literarische Prosa: der Jude als Parasit der Kultur, als erfolgreicher Imitator.“<sup>308</sup>*

Indem Elke Schmitter das Unschöpferische in der Charakterzeichnung des André Ehrl-König dem Schriftsteller Walser zum Vorwurf macht, bezieht sie sich auf Wagners Schrift *Das Judentum in der Musik* aus dem Jahre 1850, deren zweite, endgültige Fassung, 1869 in der Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig veröffentlicht wurde. Darin geißelt Wagner das Fehlen jeglicher kreativer Fähigkeit der Juden in der Kunst:

*„Unsere ganze europäische Zivilisation und Kunst ist aber für den Juden eine fremde Sprache geblieben; denn wie an der Ausbildung dieser, hat er auch an der Entwicklung jener nicht teilgenommen, sondern kalt, ja feindselig hat der Unglückliche, Heimatlose ihr höchstens nur zugesehen. In dieser Sprache, dieser Kunst kann der Jude nur nachsprechen, nachkünsteln, nicht wirklich redend dichten oder Kunstwerke schaffen“<sup>309</sup>*

Eduard Krüger bezieht sich in einem Artikel in der *Neuen Zeitschrift für Musik*, 33. Band Nr. 27, Seite 145 bis 147, vom 01.10.1850 auf Wagners Schrift und pflichtet ihm in Bezug auf das unschöpferische Wesen der Juden bei:

<sup>306</sup> Arno Luik, Du stehst da oben, du willst lesen, dann brüllen die Bengel: Antisemit!, Interview von Arno Luik mit Martin Walser, in: Stern, 23.12.2002, ohne Paginierung.

<sup>307</sup> Elke Schmitter, Der verfolgte Verfolger – Der Schriftsteller Martin Walser phantasiert in seinem jüngsten Werk von der Ermordung eines Kritikers, der leicht als Marcel Reich-Ranicki zu erkennen ist – und bedient sich dabei reichlich antisemitischer Klischees, in: Der Spiegel, 03.06.2002, ohne Paginierung.

<sup>308</sup> Elke Schmitter, Der verfolgte Verfolger – Der Schriftsteller Martin Walser phantasiert in seinem jüngsten Werk von der Ermordung eines Kritikers, der leicht als Marcel Reich-Ranicki zu erkennen ist – und bedient sich dabei reichlich antisemitischer Klischees, in: Der Spiegel, 03.06.2002, ohne Paginierung.

<sup>309</sup> Wagners Schrift wurde folgender Publikation entnommen: Jens Malte Fischer, Richard Wagners *Das Judentum in der Musik* – Eine kritische Dokumentation als Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus, Frankfurt am Main 2000, S.150.

*„Am meisten trifft er das Wahre wohl durch die geschichtliche Beobachtung, daß wenig Juden vorkommen in der Zeit unseres poetischen Höhestandes, dagegen viele seit dem Säkulum der Unproduktion.[...] Das jüdische Volk ist, wie der Gesamtstamm der Semiten, wozu er gehört, niemals kunstbegabt gewesen [...]“<sup>310</sup>*

Folgende Passage des Romans mag den Befürwortern Schmitters als Beispiel dafür dienen, dass Walser die Figur André Ehrl-Königs als unschöpferisches Wesen angelegt hat:

*„Und noch kühner, seine Vermutung: die Verurteilungen, die Verrisse, die er, Hans Lach, im Lauf der Jahre habe hinnehmen müssen, seien mehr dem direkten Souffleur RHH zuzuschreiben als dem eigentlich doch viel runderen, gemütreicheren Ehrl-König.“<sup>311</sup>*

Wie hitzig und unsachlich die Debatte um das Buch zuweilen geführt wurde, zeigte das Beispiel Dieter Borchmeyer. Als Verteidiger von Walser bezichtigte er Elke Schmitter, ihren Artikel im Stile der kaiserlich-königlichen Hofzensur verfasst zu haben.

*„Die Rabulistik antisemitischer Spurensuche – Elke Schmitter beispielweise ist im Spiegel noch entschieden weiter gegangen als Schirmmacher – gemahnt bisweilen (wohlbemerkt: formal) an die k.k. Hofzensur im alten Wien, die in den vermeintlichen unverfänglichsten Formulierungen etwa in Stücken eines Nestroy staatszersetzende Hintergedanken argwöhnte, oder an jene ‘Literaturwissenschaftler’ à la Adolf Bartels, welche seinerzeit aus bestimmten Stileigentümlichkeiten und inhaltlichen Details ideologisch verdächtiger Werke ‘Jüdisches’ herauswitterten.“<sup>312</sup>*

Auch beklagte er sich in seinem Buch *Der Ernstfall* über die unseriöse Vorgehensweise der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Dort hatte man sich nämlich geweigert, seine Artikel zur Debatte zu veröffentlichen, obwohl er langjähriger Mitarbeiter dieser Zeitung gewesen war.

*„Die Feuilleton- und Literatur-Redaktion der F.A.Z. kündigte mir[...] in zwei Briefen die seit fast einem Vierteljahrhundert bestehende Mitarbeit auf und lehnte es überdies ab, eine Reihe von vertraglich vereinbarten und abgelieferten Artikeln von mir – einer davon noch nach dem Erscheinen des Focus-Artikels in Auftrag gegeben – zu drucken. (Sie sind inzwischen sämtlich von führenden philosophischen, literatur- und musikwissenschaftlichen Fachzeitschriften übernommen worden.) Statt dessen wurde ich mit einem dürftigen ‘Ausfallhonorar’ abgespeist, das üblich ist, wenn ein Artikel aus zwingenden redaktionellen Gründen nicht gedruckt werden kann, aber nicht zur rückwirkenden Maßregelung eines zur persona non grata erklärten Mitarbeiters gedacht ist. Briefe von mir an die Redaktion und an die fünf Herausgeber, in denen ich mein Verhalten im ‘Fall Walser’ zu rechtfertigen suchte und die F.A.Z. meiner Mitarbeiter-Loyalität versicherte, wurden nicht beantwortet.“<sup>313</sup>*

Dieses Beispiel zeigt die Unsachlichkeit der Kontroverse um Walser, die vorwiegend durch emotionale Regungen gekennzeichnet war. Die Debatte ist vor allem ein Sinnbild für die

<sup>310</sup> Dieser Kommentar zu Wagners Schrift wurde folgender Publikation entnommen: Jens Malte Fischer, Richard Wagners „Das Judentum in der Musik“ – Eine kritische Dokumentation als Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus, Frankfurt am Main 2000, S.214f.

<sup>311</sup> Martin Walser, Tod eines Kritikers, Frankfurt am Main 2002, S.96.

<sup>312</sup> Dieter Borchmeyer, Martin Walsers Tod eines Kritikers: der komische Roman als Inszenierung seiner Wirkungsgeschichte, in: Dieter Borchmeyer, Helmuth Kiesel (Hg.), Der Ernstfall – Martin Walsers ‚Tod eines Kritikers‘, Hamburg 2003, S.46-68, hier: S.52f.

<sup>313</sup> Dieter Borchmeyer, Martin Walsers Tod eines Kritikers: der komische Roman als Inszenierung seiner Wirkungsgeschichte, in: Dieter Borchmeyer, Helmuth Kiesel (Hg.), Der Ernstfall – Martin Walsers ‚Tod eines Kritikers‘, Hamburg 2003, S.46-68, hier: S.67.

schwierige Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Deutschland. Dabei geht es hauptsächlich um den Umgang der Deutschen mit ihren jüdischen Mitbürgern und um die Frage, welcher Mittel sich die Literatur bedienen dürfe, um eine real existierende Person in ihrem Tun und Wirken zu karikieren. So warf die französische Zeitung *Le Monde*, die Frage auf, ob es statthaft sei, die Frau des Literaturkritikers André Ehrl-König bemerken zu lassen, dass „*Umgebracht zu werden doch nicht zu André Ehrl-König*“<sup>314</sup> passe. Das Blatt warf in einer Rezension des Romans ein Auge auf die deutsche Debatte um das Buch. Für den Journalisten war die oben genannte Textpassage der Ausgangspunkt der Diskussion um die Sensibilität von Literatur, anders gefragt: Dürfe man als Autor der Frau eines Überlebenden des Warschauer Ghettos in einem literarischen Werk diesen Satz in den Mund legen? Das Taktgefühl, das einem Menschen, der dem Massenmord knapp entronnen sei, entgegengebracht werden müsse, sei der Leitfaden für die Beantwortung dieser Frage.

*« Sa femme a le mot de la fin : "Etre assassiné ne lui ressemble pas." A-t-on le droit, même dans une pochade, d'écrire une telle phrase à propos d'un des rares survivants du ghetto de Varsovie ? C'est la question qui continue de diviser le petit monde allemand de la critique. »*<sup>315</sup>

*Le Monde* wies nicht nur auf den Zusammenhang zwischen der Debatte um den Roman *Tod eines Kritikers* und Walsers Friedenspreisrede von 1998 hin, sondern sah die literarische Kontroverse, ähnlich wie die meisten deutschsprachigen Kommentatoren, in Verbindung mit der sogenannten Möllemann-Debatte. Sowohl der Schriftsteller als auch der Politiker seien Tabubrecher.

*„Or Martin Walser se veut aussi un briseur de tabous : en 1998, recevant le Prix des libraires pour la paix à l'occasion de la Foire de Francfort, il a dénoncé 'l'instrumentalisation d'Auschwitz' et la 'massue morale' représentée par l'Holocauste, cinquante ans après la chute du nazisme (à l'époque, c'est Frank Schirrmacher qui avait prononcé son éloge). Martin Walser n'est certes pas 'le Möllemann de la littérature', comme l'a dit justement son éditeur, mais l'amalgame est vite fait et certains observateurs notent cette conjonction comme le signe que des expressions jusqu'alors interdites ou refoulées peuvent de nouveau avoir cours.“*<sup>316</sup>

Die ausländische Presse nahm an der Debatte rege teil, kam aber auch nicht zu einem einheitlichen Urteil über den Roman von Martin Walser. Während die *Times* in einem Artikel

<sup>314</sup> Martin Walser, *Tod eines Kritikers*, Frankfurt am Main 2002, S.183.

<sup>315</sup> Daniel Vernet, Deux satires de l'édition. Internetadresse des Artikels: <http://www.lemonde.fr/imprimer...ef/0,9750,3209--283059,00.html> (08.07.2002). Die Frage, ob man in einem Roman einem Überlebenden des Warschauer Ghettos als Jude kritisieren kann, warf *Le Monde* ebenfalls in einem anderen Artikel vom 02.07.2002 auf: „*Un écrivain a-t-il le droit de s'attaquer au critique le plus célèbre d'Allemagne, ancien chef de la section culturelle du plus prestigieux quotidien, animateur d'une émission littéraire à la télévision, juif rescapé du ghetto de Varsovie, allemand depuis un demi-siècle?*“, Daniel Vernet, L'Allemagne littéraire divisée par le cas Walser, in: *Le Monde*, 02.07.2002, ohne Paginierung.

<sup>316</sup> Daniel Vernet, L'Allemagne littéraire divisée par le cas Walser, in: *Le Monde*, 02.07.2002, ohne Paginierung.

das Buch als erstes antisemitisches im Nachkriegsdeutschland bezeichnete<sup>317</sup>, kam *The Times Literary Supplement* zu einem völlig anderen Schluss. Es seien in dem Buch keinerlei Anzeichen von Antisemitismus zu finden: „*What the book is not is anti-semitic.*“<sup>318</sup> Die Debatte sei ein typisches Zeichen für die Borniertheit des deutschen Literaturbetriebs: „*The extraordinary controversy surrounding **Tod eines Kritikers** demonstrates a considerable parochialism in the German literary scene*“<sup>319</sup>.

Eine andere ausländische Stimme sah in der Debatte um den Roman die Bestätigung dafür, dass selbst ein Werk, das sich durch einen karikierenden Charakter auszeichnet, geeignet erscheint, erheblichen Wirbel in Deutschland zu entfachen, zumindest wenn es als antisemitisch (fehl-) zu interpretieren sei. Dies widerspräche Walsers Verlangen nach deutscher Normalität und der von ihm postulierten Notwendigkeit, über die Nazi-Vergangenheit hinwegkommen zu müssen.

„*What the novel's reception does show is that even a work with major elements of farce, which may even be deliberately unsubtle, can create a major stir in Germany, if it can be (mis-)interpreted as anti-Semitic. Unfortunately for Walser, this belies his repeated claims about German normality and the need to look beyond the Nazi past.*“<sup>320</sup>

Weiter heißt es dort:

„*Whether Walser's novel contributes to or delays the arrival of this 'normality' remains a moot point. If people look back and reflect that the whole affair was 'much ado about nothing', then Walser's aim will have been fulfilled.*“<sup>321</sup>

Mit dieser Anspielung auf Shakespeare zieht Parkes den Schluss, dass, sobald die Bevölkerung in der Lage sei, die ganze Debatte als *Viel Lärm um Nichts* zu betrachten, Walser mit seinem Buch sein Ziel erreicht hätte. Dieses scheint jedoch noch in weiter Ferne zu liegen, wie die Pressestimmen mit ihrer Reaktion auf die veröffentlichte Dissertation von Matthias Lorenz beweisen. Dieser ist der Meinung, Walser zeige ein Bestreben, das Verhältnis zwischen Opfern und Tätern umzukehren. Er konstatiert die „*Um-Schreibung einer Opferbiografie*“ in eine „*Täterposition*“. Lorenz führt dies in seiner Dissertation weiter aus:

<sup>317</sup> „*It is the first anti-Semitic novel to be published in Germany since the war.*“, in: Magnus Linklater, A battle in which the pen has become the sword - An attack on one of Germany's leading literary critics has reopened old wounds, in: *The Times*, 11.07.2002, S.18.

<sup>318</sup> Michael Butler, A portrait of vanity, in: *TLS* 19.07.2002, S.23.

<sup>319</sup> Michael Butler, A portrait of vanity, in: *TLS* 19.07.2002, S.23.

<sup>320</sup> Stuart Parkes, *Tod eines Kritikers* - Text and Context, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.), *Seelenarbeit an Deutschland - Martin Walser in Perspective* (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.447-468, hier: S.462.

<sup>321</sup> Stuart Parkes, *Tod eines Kritikers* - Text and Context, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.), *Seelenarbeit an Deutschland - Martin Walser in Perspective* (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.447-468, hier: S.463.

„Sowohl die Opfer- als auch die Widerstandsbiografien der Ehrl-Königs/Reich-Ranickis werden im Roman fortwährend als Gerüchte relativiert und kontrastiert mit Gerüchten der Anschuldigung. Walser betreibt hier bewusst die Demontage der ‚Ausnahmestellung‘ von Holocaustopfern. Die Zulässigkeit, die von Walser anhand der Figuren der Ehrl-Königs konstruierte Schuldumkehr auf die realen Personen Marcel und Teofila Reich-Ranicki zu beziehen, wird auch durch eine exemplarische Äußerung Walsers gestützt. Lange vor der Debatte um ‚Tod eines Kritikers‘ hat er in einem Interview seine Position zu Reich-Ranicki in der eben anhand des Romans geschilderten Art und Weise beschrieben: ‚Die Autoren sind die Opfer, und er ist der Täter. Jeder Autor, den er so behandelt, könnte zu ihm sagen: Herr Reich-Ranicki, in unserem Verhältnis bin ich der Jude.‘ Doch was ist Walsers Motivation für diese Umschreibung einer Opferbiographie in eine günstigstenfalls fragwürdige Rolle, schlimmstenfalls in eine Täterposition?“<sup>322</sup>

Diese Beweisführung von Matthias Lorenz scheint zunächst naheliegend, entspricht sie doch in vollem Umfang seiner These, Walser verende die ihm unterstellten antisemitischen Klischees absichtlich, um den „gekränkten Nationalstolz“<sup>323</sup> der Deutschen mittels einer Umkehr der Täter-Opfer-Relation wiederherzustellen. Was Lorenz in seiner Argumentation aber unterschlägt, ist die Tatsache, dass es in dem von ihm zitierten Interviewabschnitt vor allem um Macht geht. Der von Walser gebrauchte Vergleich ist zwar sehr unglücklich gewählt, hat aber insofern seine Berechtigung, als dass er sehr geeignet erscheint, um dem *machtausübenden Kritiker*<sup>324</sup> Walsers eigene Machtlosigkeit vor Augen zu führen. Ranicki musste doch in seiner Eigenschaft als Jude das Gefühl der Wehrlosigkeit im Rahmen seiner persönlichen und Walser zudem bekannten Biographie sicher in einem noch höheren Maße erfahren haben, als Walser selbst. Dem von Lorenz angeführten Zitat geht im Interview folgende Sequenz voraus:

„Winkler: ‚Das große Projekt von Reich-Ranicki besteht darin, die Literatur zugunsten der Literaturkritik abzuschaffen. Er ist nun wirklich ein politischer, nämlich ein Machtmensch.‘  
Walser: ‚Und die Macht hat er.‘“<sup>325</sup>

Der Literaturwissenschaftler bietet in seiner Doktorarbeit eine stimmige und schlüssige Argumentationsstruktur, mit deren Hilfe er versucht nachzuweisen, dass *Tod eines Kritikers* sowohl bezüglich der Person Ehrl-Königs alias Reich-Ranicki, als auch in Bezug auf alle anderen wesentlichen Figuren des Romans nicht nur in hohem Umfang die ihm vorgeworfenen antisemitischen Klischees bedient, sondern dass die im Werk als jüdisch gekennzeichneten Figuren sogar absichtlich und bewusst als solche angelegt und zu diesem

<sup>322</sup> Matthias N. Lorenz, *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz*, Stuttgart 2005, S.178.

<sup>323</sup> Matthias N. Lorenz, *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz*, Stuttgart 2005, S.180.

<sup>324</sup> Jochen Hieber, Interview mit Martin Walser, der Schriftsteller wurde im Rahmen der Sendung *Weimarer Salon*, die am 14.07.2002 von 23.20 Uhr bis 00.05 Uhr auf MDR ausgestrahlt wurde, befragt. Eigene Transkription

<sup>325</sup> *Die Sprache verwaltet das Nichts – Ein Gespräch von Willi Winkler mit Martin Walser über Poesie, Politik und die Frage, wieviel Macht der Literaturbetrieb wirklich hat*, in: SZ, 19./20.9.1998, ohne Paginierung.



Zweck pejorativ dargestellt sind. Hierzu zitiert Lorenz zunächst namhafte Autoren wie Körte und Gubser, die sich allgemein mit judenfeindlichen Darstellungen in der Literatur beschäftigt und verschiedene Indikatoren zu deren Erkennung aufgestellt haben, woraufhin er sich bemüht, Walsers gesamtes Œuvre, angefangen von dessen früher Schaffensphase bis zu seinem Spätwerk, insbesondere jedoch *Tod eines Kritikers*, auf diese Erkennungsmerkmale hin zu untersuchen. Dass er schließlich für jede der in Frage kommenden Figuren entsprechende Eigenschaftszuschreibungen belegen kann, vermag angesichts der beschriebenen Vorgehensweise nicht weiter zu verwundern. So fasst er in seinem „*Zwischenergebnis 1*“ die Charakterisierung der „*sieben jüdischen beziehungsweise jüdisch konnotierten*“ Figuren im Roman folgendermaßen zusammen:

*„Andre Ehrl-Königs prägenden [Flexionsfehler von Lorenz, Anmerkung des Autors] Merkmale sind Hässlichkeit, Verschlagenheit, Machtgier und Machtmissbrauch, Reichtum, Intrigantentum, Unfähigkeit zu eigenen Leistungen, der Wille zur Zersetzung, Schmarotzertum, Fremdheit, Medienkontrolle, Unbesiegbarkeit und nicht zuletzt abstoßende Sexualität;*

*Lessing Rosenwald ist ein im Hintergrund agierender Finanzmagnat;*

*Philip Roth, Hilde Spiel und Martha Friday sind Teil eines jüdischen Netzwerkes, das die Literaturszene dominiert. Friday wird außerdem als unbegabte, aber sexuell aufreizende Autorin vorgeführt;*

*Julia Pelz ist zu echter künstlerischer Produktion unfähig, profitiert vom Reichtum und dem Verlag ihres Mannes, ist unangreifbar, wird sexualisiert dargestellt, frönt hexenhaft einem jüdische Zeichen verfremdenden Totenkult, schauspielert ihrer Umgebung etwas vor, ist eine kosmopolitische Fremde und erfüllt auch physiognomisch das tradierte Klischee einer unnahbaren, verhängnisvollen ‚schönen Jüdin‘*

*Nancy Ehrl-König ist eine Fremde mit dubioser Herkunft und Biografie, verachtet die Deutschen, hat diverse Laster wie extreme Rauch- und Spielsucht, keine Befähigung zu künstlerischem Tiefgang, lebt auf Kosten anderer, ist körperlich und charakterlich abstoßend, sie tritt als Parodie einer jüdischen Salondame auf.* <sup>326</sup>

Zusätzlich weist Lorenz nach, dass Walser in diesem Roman auch Dichotomien zwischen jüdischen und nichtjüdischen Figuren aufbaut, indem er beispielsweise „*dem nach Schwangeren lechzenden Juden André Ehrl-König die diesbezügliche Enthaltsamkeit des Deutschen Hans Lach gegenüberstellt.*“<sup>327</sup> Dies lässt den Autor dann aber zu dem Schluss gelangen, „*Die Schilderung Hans Lachs als ein Opfer André Ehrl-Königs*“ bediene „*das tradierte Muster einer Täter-Opfer-Umkehr, anhand derer die Schuld des eigenen Kollektivs auf das jüdische Gegenüber projiziert*“ werde, „*um durch die ‚Beschmutzung‘ von dessen ‚Reinheit‘ eine eigene Aufwertung und eine Ablösung von der negativen Täter-Opfer-*

<sup>326</sup> Matthias N. Lorenz, *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz*, Stuttgart 2005, S.210.

<sup>327</sup> Matthias N. Lorenz, *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz*, Stuttgart 2005, S.211.

*Symbiose zu erlangen.*<sup>328</sup> Diese eher psychologisch anmutende Umschreibung des Schreibimpetus, der nach Ansicht von Lorenz Walsers Wirken zugrunde liegt, kann zwar nicht Gegenstand literaturwissenschaftlicher Betrachtung sein, wird aber dem Literaten Walser im Verlauf der Dissertation immer wieder unterstellt. Die hierzu angeführten Belegstellen sind sorgfältig ausgewählt und werden durch gut recherchierte Begebenheiten aus Walsers öffentlichem und privatem Leben untermauert. Eine der Konklusionen, die Lorenz in seinem Resümee zieht, betrifft die Absichtlichkeit, mit welcher Walser angeblich die Subtexte seiner Werke mit antisemitischen Klischees überfrachtet habe:

*„Die zweite Entwicklung, die innerhalb der beschriebenen Werkkontinuität zu entdecken war, ist, dass die problematischen Subtexte zum eigentlichen Text werden. Beide, Subtext und Text, sind kaum Ausdruck unbewusster Dispositionen des Autors - dies zu belegen, hieße den Autor gleichsam auf die Couch legen und entmündigen. Vielmehr zeugen schon die frühesten Romane und Stücke deutlich von den Intentionen ihres Autors, auch die in ihnen enthaltenen Subtexte erweisen sich als planvoll konstruiert. Die untersuchten Texte dokumentieren jedoch die vor allem ab der zweiten Hälfte der 80er Jahre zunehmende Verletzung des anti-antisemitischen Konsens, die augenscheinlich mit der Wahrnehmung von Juden nicht mehr nur als Außenstehende, sondern als unbequeme Mahner einhergeht, deren Erlebnisse und Stimme den unreflektierten Gebrauch des Nationen-Konstrukts in Frage stellen könnten.“*<sup>329</sup>

Mit dieser bildhaften Begründung für das Verneinen der unbewussten Freisetzung judenfeindlicher Diktion bei Walser macht es sich Lorenz jedoch zu leicht; auch hier handelt es sich um eine in der Literaturwissenschaft nicht zulässige Vorgehensweise, da die Vorsätzlichkeit eines Subtextes nicht durch die Zuhilfenahme von Metaphern verifizierbar ist. Gänzlich ohne Würdigung der dieser Arbeit zugrundeliegenden, meist zutreffenden und zumindest sehr detailgenauen Recherche, sowie ohne Berücksichtigung der vielen darin enthaltenen durchaus logischen Schlussfolgerungen betont der Literaturwissenschaftler und Präsident der Akademie der Schönen Künste, Dieter Borchmeyer, in seiner bereits in der Einleitung erwähnten Rezension lediglich die Defizite der Abhandlung von Lorenz, kritisiert vor allem aber deren Gehalt an „massive[n, Anmerkung des Autors] moralische[n, Anmerkung des Autors] Werturteile [n, Anmerkung des Autors] - von ‚schamlos‘ bis ‚infam‘ - gegen den Autor Martin Walser“<sup>330</sup>. Borchmeyer wirft Lorenz zudem vor, die eigenen „methodischen Vorsätze [...] immer wieder über den Haufen“<sup>331</sup> geworfen zu haben. Hierzu führt der Germanist an, dass der Doktorand mit dem Anspruch angetreten sei, eine

<sup>328</sup> Matthias N. Lorenz, *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz*, Stuttgart 2005, S.211

<sup>329</sup> Matthias N. Lorenz, *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz*, Stuttgart 2005, S.488.

<sup>330</sup> Dieter Borchmeyer, *Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser*, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

<sup>331</sup> Dieter Borchmeyer, *Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser*, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

„Unterscheidung zwischen der Person des Autors und seinem Werk“<sup>332</sup> vorzunehmen. Tatsächlich schreibt Lorenz in seinen „Bemerkungen zur Methode“:

*„Der Autor [Walser, Anmerkung des Autors] hat den Wunsch, aus seiner literarischen Produktion heraus verstanden zu werden, 1998 sinngemäß in der Friedenspreisrede wiederholt. Diesem Wunsch wird durch die Konzeption dieser Arbeit, in der die umfangreichen Analysen von Stücken, Prosa und Essays den größten Raum einnehmen, entsprochen.“<sup>333</sup>*

Dennoch nimmt er immer wieder Bezug auf Walsers Biographie, was er noch auf derselben Seite mit folgender nichtliterarischer Aussage Walsers begründet:

*„Ich schreibe nur autobiographische Romane. Das haben noch nicht alle Kritiker kapiert. Die Kritiker hängen noch an dieser konventionellen Vorstellung, daß ein Autor heute mal über das eine, morgen dann über das andere schreibt, so wie Honoré de Balzac. Aber ich schreibe immer denselben Roman weiter, mit einer anderen Tonart. Ich kann mich mal in C-Dur schreiben, mal in E-Moll.“<sup>334</sup>*

In diesem Punkt muss also dem Heidelberger Professor beigespflichtet werden, zur Apologie von Lorenz ist aber anzumerken, dass in der hier vorliegenden Arbeit ebenfalls konstatiert werden musste, dass im Falle Walser die Trennung von persönlichen und literarischen Äußerungen schwierig erscheint. Borchmeyer zufolge hätte Stefan Neuhaus bereits 2004, „den Forschungsstand auf den Punkt bringend“<sup>335</sup> festgestellt: „Kein Schlüsselroman - kein Antisemitismus“<sup>336</sup>. Dem aber muss zumindest in Bezug auf die Gattung des Schlüsselromans widersprochen werden, wenn man die weiter oben gegebene Definition von Irmgard Ackermann zugrunde legt, wonach nur ein bestimmter Teilaspekt des Werkes der Erhellung bedarf, um dieses zur Schlüsselliteratur zählen zu dürfen. Schließlich gibt Walser selbst zu, dass Ranicki ihm als Vorlage für die Figur des Ehrl-König gedient habe.

Borchmeyer gibt in seinem Artikel aber auch zu bedenken, dass Reich-Ranicki zwar das Hauptvorbild für die Figur des Ehrl-König darstelle, dass diese aber „wie jede glaubwürdige literarische Figur auch aus anderen, vor allem erfundenen Elementen zusammengesetzt ist.“<sup>337</sup> Dieser Präzisierung des zuvor Gesagten ist in vollem Umfang zuzustimmen, zumal Lorenz diesen Aspekt in seiner Arbeit weitgehend unberücksichtigt lässt. Auch die Wortwahl des Doktoranden wird von Borchmeyer zu Recht kritisiert, so zitiert dieser beispielsweise

<sup>332</sup> Dieter Borchmeyer, Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

<sup>333</sup> Matthias N. Lorenz, Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz, Stuttgart 2005, S.37.

<sup>334</sup> Auszug aus einem Manuskript des Deutschlandradios/Deutschlandfunk über Hajo Steinerts Gespräch mit Martin Walser zu dessen 70. Geburtstag. Die Sendung wurde am 23. März 1997 zwischen 20.05 Uhr und 21.00 Uhr unter dem Titel „Deutsche Sorgen – Deutsche Freuden“ ausgestrahlt, Manuskript S.1-12, hier jedoch zitiert nach: Matthias N. Lorenz, Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz, Stuttgart 2005, S.38.

<sup>335</sup> Dieter Borchmeyer, Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

<sup>336</sup> Stefan Neuhaus, zitiert nach: Dieter Borchmeyer, Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

<sup>337</sup> Dieter Borchmeyer, Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

„ausgeprägte', ,ressentimentgeladene', [...]Judeophobie', die ihn [Walser, Anmerkung des Autors] „in die Nähe der ,rechtsextremen Szene' bringe“<sup>338</sup>. Borchmeyers abschließende Bemerkung über die Arbeit von Lorenz, wie sie bereits in der Einleitung zitiert wurde, entbehrt daher zwar nicht gänzlich ihrer Berechtigung, schießt in ihrer Heftigkeit jedoch etwas über das Ziel hinaus.

Der Germanist Friedmar Apel hingegen erachtet in seiner Rezension vom 1.10.2005 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Lorenz' Argumentation für nachvollziehbar:

*„Denunziatorisch aber kann man die Arbeit [...] nicht nennen. Lorenz bleibt in seinen Beurteilungen deutlich unterhalb der Schwelle eines wohlfeilen Alarmismus geschweige denn des diffamierenden Klatschs. Er hält sich an eine freilich erschreckend große Zahl von Belegstellen und bringt dabei nichts an den Tag, was der Leser nicht nachlesen könnte.“*<sup>339</sup>

Der Literaturwissenschaftler kommt zu dem Ergebnis, die Dissertation von Matthias Lorenz zeige, dass „der Zusammenhang von Walsers patriotischem Projekt mit der negativen Charakterisierung von Juden [...] nun nicht mehr geleugnet werden“ könne, „auch wenn deren Funktion in den Texten verschieden beurteilt werden wird.“<sup>340</sup> Seine Rezension schließt mit der polemischen Aussage:

*„Jurek Becker hat einmal im Zorn zu Walser gesagt, er habe dessen Bücher ‚vielleicht doch falsch gelesen‘. Er müsse ‚da noch mal nachschauen‘. Das sollten nun unbedingt auch Walser geneigte Leser wie Literaturwissenschaftler tun.“*<sup>341</sup>

Apel weist in seinem Artikel jedoch auch darauf hin, dass Lorenz eine methodologisch verengte und inhaltlich einseitige Herangehensweise an das Thema vorgeworfen werden könne, schließlich fände der Interpret in vielen Texten zwangsläufig, was er suche:

*„Matthias N. Lorenz nimmt schließlich auch in der Beurteilung der Walser-Forschung kein Blatt vor den Mund. Sie habe die problematischen Signale ‚bislang mit einiger Konsequenz ignoriert‘. Lorenz provoziert diese Forschung mit Überpointierung, und es wird ihm entgegnet werden, seine Untersuchung sei methodologisch verengt und einseitig inhaltlich fixiert. In der Tat findet der Interpret in vielen Texten zwangsläufig, was er sucht, und wenn er nichts findet, weiß er auch die ‚Leerstelle‘ noch im Sinne jener Kontinuität zu deuten. Zurückhaltung liegt Lorenz auch sprachlich nicht. Trotz guter Vorsätze rutscht er oft in den Jargon des eifrigen Anklägers, der sich im Einklang mit dem Sittengesetz weiß.“*<sup>342</sup>

Ähnliche Vorbehalte bezüglich der Veröffentlichung von Lorenz äußerte bereits der Zeit-Redakteur Ulrich Greiner. Dieser ist in seiner Rezension bemüht, die Arbeit des Schülers von

<sup>338</sup> Dieter Borchmeyer, Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

<sup>339</sup> Friedmar Apel, Die Kränkung - Matthias N. Lorenz untersucht Martin Walsers Judendarstellung, in: FAZ, 01.10.2005, S.52.

<sup>340</sup> Friedmar Apel, Die Kränkung - Matthias N. Lorenz untersucht Martin Walsers Judendarstellung, in: FAZ, 01.10.2005, S.52.

<sup>341</sup> Friedmar Apel, Die Kränkung - Matthias N. Lorenz untersucht Martin Walsers Judendarstellung, in: FAZ, 01.10.2005, S.52.

<sup>342</sup> Friedmar Apel, Die Kränkung - Matthias N. Lorenz untersucht Martin Walsers Judendarstellung, in: FAZ, 1.10.2005, S.52.

Jan Philipp Reemtsma hinsichtlich ihres Aufbaus sowie ihres Umfangs angemessen zu würdigen, versucht aber ferner, deren Resultate dahingehend zu relativieren, dass sich diese schon zwangsläufig aus der Fragestellung hätten ergeben müssen. *„Zwar bemüht er sich eingangs um eine sachliche Analyse, aber die Fragestellung ist zur Sachlichkeit kaum geeignet.“*<sup>343</sup> Dies begründet Greiner mit dem, was er als *„Antisemitismusspiel“* bezeichnet:

*„Wenn also Walser einem Juden negative Eigenschaften zuordnet, so ist er Antisemit. Wenn er eine Romanperson mit negativen Eigenschaften ausstattet, die Antisemiten üblicherweise den Juden zusprechen, ist er ebenfalls Antisemit, selbst dann (und gerade dann), wenn er zu verbergen trachtet, dass die gemeinte Person ein Jude ist. Das nenne ich das Antisemitismusspiel. Es gelingt immer.“*<sup>344</sup>

Weiter ist er der Meinung, dass, wer *„lang genug an der Oberfläche eines durchschnittlichen Deutschen“* kratze, müsse *„sich nicht wundern, wenn er irgendwann eine braune Stelle“* fände. Dies bedeute aber nicht viel. Abschließend gelangt der Rezensent zu der Auffassung, dass Walser Deutscher sei und Wert darauf lege, es zu sein. Wer sich aber vor Augen hielte, was echter Antisemitismus zu bewirken vermöge, der könne das Antisemitismusspiel nur *„erbärmlich finden“*.<sup>345</sup>

Die Literaturwissenschaftlerin Andrea Geier bemängelt in ihrer Kritik nicht nur Lorenz' methodisch einseitige Vorgehensweise hinsichtlich der planvollen Konstruktion der Walserschen Texte, sie wirft dem Doktoranden sogar vor, er ver falle mit seiner Dissertation einer Verschwörungstheorie:

*„Lorenz behauptet, bei Walsers antisemitischen Ressentiments handele es sich um einen ‚konsequent angelegten Subtext‘ beziehungsweise um ‚Subtexte, die sich allmählich verdichten und schließlich nicht mehr unter der Oberfläche der Haupthandlung ‚versteckt‘ sind, sondern zum eigentlichen Thema des jeweiligen Textes werden.‘ Dieser Subtext sei ‚auf Entdeckung angelegt‘ und ‚planvoll konstruiert‘. Übersetzt heißt dies nicht weniger als: Walser hat seine Texte seit den 1960er Jahren mit geheimen Botschaften unterlegt, die unabhängig vom eigentlichen Thema eines Textes den Leser/innen immer wieder dieselben nationalistischen Auffassungen und antisemitischen Ressentiments vermitteln sollten. Wir sollen uns Walser also als einen Autor vorstellen, der seit seinen Anfängen eine äsopische Sprache verwendet, wie man sie der DDR-Literatur unter Zensurbedingungen zuschrieb, und seinen Leser/innen verschlüsselte Botschaften anbietet, die er, älter geworden, schließlich offen literarisch und publizistisch verarbeitet. Das klingt nach Verschwörungstheorie, und genau dieser verfällt Lorenz' Buch.“*<sup>346</sup>

Ihrer Meinung nach sei es nicht angemessen, den Texten eine subtextuelle Bedeutung unterstellen zu wollen, insbesondere da Lorenz sich in seiner Einführung genau hiervon zu distanzieren versuche. Außerdem kritisiert die Rezensentin, dass Lorenz zwar das Modell des impliziten Autors zur Darlegung seiner Methode heranziehe, die hierzu erforderliche

<sup>343</sup> Ulrich Greiner, Martin Walser unter dem Auge des Verdachts, in: Die Zeit, 01.09.2005, S.50.

<sup>344</sup> Ulrich Greiner, Martin Walser unter dem Auge des Verdachts, in: Die Zeit, 01.09.2005, S.50.

<sup>345</sup> Ulrich Greiner, Martin Walser unter dem Auge des Verdachts, in: Die Zeit, 01.09.2005, S.50.

<sup>346</sup> Andrea Geier, Das ‚Prinzip Schlüssel‘ - Matthias N. Lorenz entdeckt antisemitische Ressentiments in Martin Walsers Gesamtwerk, in: literaturkritik.de, 10 (2005). Internetadresse des Artikels: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=8555](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=8555) (05.10.2005).

Theoriediskussion aber nicht führe. Mit seiner Herangehensweise ziehe Lorenz sowohl durch Vergleiche von literarischen mit essayistischen Texten als auch mittels der Figurenrede aus verschiedenen Werken des Literaten unzulässige Rückschlüsse auf die Einstellung Walsers. Weiterhin rüge Lorenz an anderen Interpreten des Schriftstellers die Tatsache, dass diese lediglich die „Figurenrede“ des Autors in den Mittelpunkt stellten, ohne sich dabei für deren „Ausstaffierung, von der die Intentionen des Schriftstellers weniger leicht zu trennen“ seien, zu interessieren.

Im Kapitel IV. III. II der vorliegenden Arbeit wird am Beispiel des Romans *Der Augenblick der Liebe* gezeigt werden, dass im Falle der dortigen Berkeley - Episode eine Überschneidung von realem und implizitem Autor konstatiert werden muss, womit erneut belegt wäre, dass eine Unterscheidung von persönlicher und literarischer Äußerung bei Walser nahezu unmöglich ist.

In ihrer abschließenden Beurteilung der Doktorarbeit von Lorenz gelangt Geier zu folgendem Resümee:

*„Eine überzeugende Darstellung von Walsers Entwicklung der letzten 40 Jahre hinsichtlich der deutschen Vergangenheit und des deutsch-jüdischen Verhältnisses, die den Unterschied zwischen literarischen und essayistischen Texten ernst nimmt und diese sorgfältig kontextualisiert, steht also immer noch aus.“<sup>347</sup>*

Im Anschluss an ihre Besprechung der Veröffentlichung von Lorenz versucht die Rezensentin ihre eigene Position in der kontrovers geführten Debatte um Walsers Œuvre aufzuzeigen, wobei sie sich aber keinem der verschiedenen Lager zugehörig fühlt, sondern bemüht ist, sich von allen diesbezüglich bekannten Gruppierungen abzugrenzen:

*„Die Rezensentin fühlt sich weder zugehörig zu der von Lorenz so ausgiebig und nicht gerade mit Samthandschuhen angefassten 'konservativen' Walser-Philologie, deren Anhängern er eine falsche Solidarität mit ihrem Untersuchungsobjekt unterstellt, nicht zu den vor allem 'linken Publizisten', die allein politisch motiviert seien und kein rechtes literaturwissenschaftliches Instrumentarium hätten, noch zu den 'Wissenschaftler[n]', denen aufgrund ihrer emotionalen Engagiertheit beim Thema Walser das Handwerkszeug abhanden gekommen ist'. Gleichwohl würde Lorenz wohl auch ihr die Kompetenz zum Urteil über seine Studie absprechen, schlicht weil sie bisher 'gar nicht als Walser-Forscher in Erscheinung getreten' ist, wie er gegen angeblich apologetische Positionen von gestandenen Literaturwissenschaftlern einwendet. Über diese Vorstellung von Philologie wäre noch einiges zu sagen. Für den Moment genügt es, darauf hinzuweisen, dass Lorenz erst mit diesem Buch ein Walser-Forscher werden will.“<sup>348</sup>*

<sup>347</sup> Andrea Geier, Das ‚Prinzip Schlüssel‘ - Matthias N. Lorenz entdeckt antisemitische Ressentiments in Martin Walsers Gesamtwerk, in: literaturkritik.de 10 (2005). Internetadresse des Artikels: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=8555](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=8555) (05.10.2005).

<sup>348</sup> Andrea Geier, Das ‚Prinzip Schlüssel‘ - Matthias N. Lorenz entdeckt antisemitische Ressentiments in Martin Walsers Gesamtwerk, in: literaturkritik.de, 10 (2005). Internetadresse des Artikels: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=8555](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=8555) (05.10.2005).

Dafür, dass sich bereits so kurz nach Erscheinen von Lorenz` Dissertation erneut eine Kontroverse bezüglich des Antisemitismusvorwurfs gegen Walser abzeichnen begann, spricht auch der im Spiegel erschienene Artikel von Elke Schmitter. Ganz im Gegensatz zu den bisher angeführten Rezensenten, bescheinigt sie Lorenz in ihrer umfangreichen Kommentierung zu Recht glaubwürdige Schlichtheit und philologische Akribie. Sie folgt dessen Argumentation in vielen wesentlichen Punkten, wobei sie ihre eigenen Kenntnisse der deutschen Literaturszene mit einfließen lässt. Die Genauigkeit der von ihr angeführten Walser-Zitate aus der Friedenspreisrede lässt jedoch vor allem dann zu wünschen übrig, wenn sie ihm Suggestivfragen unterstellt, die Walser so nie ausgesprochen hat:

*„Und wem nutzt denn, so fragte Walser, die ‚Monumentalisierung der Schande‘, die ‚Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken‘? Was sollen Suggestivfragen dieser Art - die Walser nicht beantwortet - beim Hörer anderes bewirken als die Überlegung: Wer hat ein Interesse daran, die Deutschen zu demütigen? Das können nur Fremde sein! Und zu denen gehören, für Walser, auch deutsche Juden.“<sup>349</sup>*

Die Geisteshaltung, die Schmitter Walser aufgrund seiner Zugehörigkeit zur sogenannten Flakhelfergeneration attestiert, zeigt sich nach der hinleitenden Feststellung, dass es ja Sinn der Literatur sei, uns anderes nahe zu bringen und uns die Einfühlung in fremde Leiden zu ermöglichen, etwa bei folgender Aussage:

*„Nur verhält es sich bei den Leiden Walsers und seiner Helden so, dass sie als Selbstbehauptung fungieren. Sie sind Abwehr der Leiden anderer.“<sup>350</sup>*

Dieser scharfe Angriff auf Walsers Œuvre gipfelt in der Schlussfolgerung:

*„In Walsers Werk allerdings kann man lesen, dass die Abwehr von Trauer und Mitgefühl auch die Selbstreflexion nachhaltig schädigt.“<sup>351</sup>*

Es scheint angesichts dieser Feststellung, dass die Veröffentlichung der Arbeit von Lorenz für Schmitter lediglich eine willkommene Gelegenheit darstellte, ihre bereits bestehende

---

<sup>349</sup> Elke Schmitter, Der ewige Flakhelfer - Ist Martin Walsers Gesamtwerk antisemitisch gefärbt? Eine neue Studie bejaht diese Frage. Aber beim ‚Fall Walser‘ geht es um mehr: Er ist ein Beispiel für jene typische Trotzreaktion vieler Deutscher, die sich vom Opferstatus der Juden erdrückt fühlen, in: Der Spiegel, Nr.36, 05.09.2005, 156-160, hier: S.157. Der tatsächliche Wortlaut des hier von Elke Schmitter ungenau wiedergegebenen Walser-Zitats findet sich in der vorliegenden Arbeit auf S.13.

<sup>350</sup> Elke Schmitter, Der ewige Flakhelfer - Ist Martin Walsers Gesamtwerk antisemitisch gefärbt? Eine neue Studie bejaht diese Frage. Aber beim ‚Fall Walser‘ geht es um mehr: Er ist ein Beispiel für jene typische Trotzreaktion vieler Deutscher, die sich vom Opferstatus der Juden erdrückt fühlen, in: Der Spiegel, Nr.36, 05.09.2005, 156-160, hier: S.158.

<sup>351</sup> Elke Schmitter, Der ewige Flakhelfer - Ist Martin Walsers Gesamtwerk antisemitisch gefärbt? Eine neue Studie bejaht diese Frage. Aber beim ‚Fall Walser‘ geht es um mehr: Er ist ein Beispiel für jene typische Trotzreaktion vieler Deutscher, die sich vom Opferstatus der Juden erdrückt fühlen, in: Der Spiegel, Nr. 36, 05.09.2005, 156-160, hier: S.160.

Meinung<sup>352</sup> über den deutschen Schriftsteller zu manifestieren.

Walser geriet jedoch nicht nur zur Zielscheibe von Antisemitismusvorwürfen, auch des Antiziganismus wurde er bezichtigt. Die Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger erinnerte in ihrem persönlichen Brief an Martin Walser in der Frankfurter Rundschau<sup>353</sup> an die Kontroverse um das gemeinsam mit Asta Scheib verfasste Drehbuch für die im Jahre 1988 ausgestrahlte *Tatort*-Folge *Armer Nanosh*. Damals war Walser vom Zentralrat der Zigeuner in Deutschland vorgeworfen worden, er entwerfe in dieser Sendung ein zigeunerfeindliches Bild. Einen Tag nachdem der *Tatort*-streifen vom NDR gesendet wurde, veröffentlichte der Vorsitzende des Zentralrats Sinti und Roma, Romani Rose, in der Presseerklärung vom 10. Juli 1989 folgende Stellungnahme:

„Der *Tatort*-Film läßt sowohl in den Dialogen als auch in den Bildern vom ‘Zigeunerplatz’ kein rassistisches Klischee aus. Er gibt auf der ganzen Länge Hitlers Theorie wieder, wonach das ‘Blut’ den Menschen bestimme. ‘Artfremde Erziehung’, wie es die Nazis bezeichneten, nützte dem Hauptdarsteller seit seinem fünften Lebensjahr nichts, um von angeblich ‘zigeunertypischen’ Verhaltensweisen loszukommen. Er darf nicht akzentfrei Deutsch sprechen, ist ‘haltlos’ und ‘immer im Extrem’; für ihn als ‘Zigeuner’ sei eine ‘ungeschlagene Frau wie ungebratenes Fleisch’.“<sup>354</sup>

An dieser Verlautbarung zeigt sich vor allem, dass Deutschland seine Vergangenheit noch lange vorgehalten werden wird. Jegliche pejorative Darstellung von Angehörigen einer Minderheit wird sich immer dem Vorwurf ausgesetzt sehen, sie propagiere nationalsozialistisches Gedankengut. Insofern erscheint Walsers Wunsch nach einer „Normalisierung“ durchaus verständlich.

Nicht immer jedoch erregt das fiktionale Ableben Minoritätszugehöriger so heftige Kontroversen, wie im Falle Walser. Das Buch *Schundroman* des Autors Bodo Kirchhoff, das nahezu zeitgleich mit *Tod eines Kritikers* erschien<sup>355</sup>, spielt zwar auch mit dem fiktiven Tod

<sup>352</sup> Wie bereits angeführt, sprach Elke Schmitter bereits 2002 vom „wohl machtvollsten Antisemitismus“, den Walser mit ‚Tod eines Kritikers‘ entwickelt habe.

<sup>353</sup> Ruth Klüger, Siehe doch Deutschland - Martin Walsers Tod eines Kritikers, in: FR, 27.06.2002, zitiert nach: Michael Naumann (Hg.) Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein – Der neue Antisemitismus-Streit, München 2002, S.194-199, hier: S.196.

<sup>354</sup> Die Presseerklärung wurde folgender Publikation entnommen: Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die „Walser-Debatte“ (Dokumentation der Veranstaltung des GEW-Bezirksverbandes Frankfurt vom 26. Januar 1999, Witterschlick/ Bonn: Wehle, 1999, S.13, Die Debatte um den *Tatort*-Film soll in dieser Arbeit nicht geführt werden. *Armer Nanosh* ist auch im Buchhandel erschienen: Asta Scheib und Martin Walser, *Armer Nanosh*, Frankfurt am Main 1989.

<sup>355</sup> Als Indiz für die Tatsache, dass Bodo Kirchhoff den Roman *Tod eines Kritikers* von Martin Walser schon vor seinem Erscheinen in Auszügen gekannt haben muss, mag folgende Textpassage aus dem Werk Kirchhoffs dienen, denn er erwähnt sowohl den genauen Titel von Walsers Werk, als auch die Diskussion, die nach der Veröffentlichung in Deutschland entbrannte. Die explizite Anspielung auf Martin Walser wird in der Erwähnung seiner Romanfigur Anselm Kristlein aus dessen Halbzeit-Trilogie evident.

„Louis Freytag war immer noch Top-Thema. Man sprach jetzt von bestelltem Mord und suchte den Auftraggeber in Autorenkreisen mit Kontakt nach Polen etc., also eher unter den älteren Schriftstellern, von Freytag gedemütigt wie auch in den Himmel und höchste Steuerklassen gehoben, Kreisen, in denen angeblich ein Manuskript zirkulierte, **Tod eines Kritikers**, vermutlich Krimi mit Ambition, ARD-verdächtig. Es gebe schon erste Verhöre, hieß es, Namen wie Kristlein und Mahlke fielen – Pech für euch, dachte Hold und sah dann auch



des Literaturkritikers, dennoch bedient das Buch ein ganz anderes Genre als jenes von Martin Walser. Bei dem Werk von Kirchhoff handelt es sich, wie im Titel schon ironisch anklingt, um Unterhaltungsliteratur, also um Kitsch und um Schund. Die beiden Autoren Mona Körte<sup>356</sup> und Frauke Meyer-Gosau<sup>357</sup> kommen in ihren Artikeln über die jeweiligen Bücher von Walser und Kirchhoff zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen. Mona Körte unterstellt Walser, auf der „syntaktischen, semantischen und konnotativen Ebene antisemitische Anleihen“ freizusetzen, „ohne das Arsenal“ zu hinterfragen, aus welchem diese stammten<sup>358</sup>. Bei Walser gehe es in erster Linie um das Bedienen von Ressentiments.<sup>359</sup> Nach Meinung von Meyer-Gosau würden diese bei Kirchhoff nicht bedient, weil dieser bei der Zeichnung der fiktiven Figur des Großkritikers mit der „Nase eines Küchenfürsten“ von der jüdischen Identität des realen Vorbilds schlichtweg abgesehen habe.<sup>360</sup>

Um die gesamte Debatte um *Tod eines Kritikers* richtig einordnen zu können, muss man die langjährige Beurteilung der Werke Martin Walsers durch Reich-Ranicki in Betracht ziehen. Das Verhältnis der beiden Literaten ist von Ambivalenz geprägt.

Schon 1962 lässt Martin Walser in seinem *Brief an einen ganz jungen Autor* das schwierige Verhältnis zwischen ihm und der Kritikergilde zum Thema werden.

---

*schon die Frau, mit der er verabredet war.“*

Bodo Kirchhoff, *Schundroman*, Frankfurt am Main 2002, S.218.

<sup>356</sup> Mona Körte, *Erkönigs Kinder – Überlegungen zu Martin Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘*, in: *Jahrbuch der Antisemitismusforschung* 11, herausgegeben von Wolfgang Benz für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 2002, S.295-310.

<sup>357</sup> Frauke Meyer-Gosau, *Zufallstod, Randerscheinung – Wie und warum in Bodo Kirchhoffs ‚Schundroman‘ ein Großkritiker ums Leben kommt und was das möglicherweise bedeutet – oder eben auch nicht*, in: *Jahrbuch der Antisemitismusforschung* 11, herausgegeben von Wolfgang Benz für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 2002, S.317-324.

<sup>358</sup> Mona Körte, *Erkönigs Kinder – Überlegungen zu Martin Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘*, in: *Jahrbuch der Antisemitismusforschung* 11, herausgegeben von Wolfgang Benz für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 2002, S.295-310, hier: S.296.

<sup>359</sup> Mona Körte, *Erkönigs Kinder – Überlegungen zu Martin Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘*, in: *Jahrbuch der Antisemitismusforschung* 11, herausgegeben von Wolfgang Benz für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 2002, S.295-310, hier: S.297.

<sup>360</sup> Frauke Meyer-Gosau, *Zufallstod, Randerscheinung – Wie und warum in Bodo Kirchhoffs ‚Schundroman‘ ein Großkritiker ums Leben kommt und was das möglicherweise bedeutet – oder eben auch nicht*, in: *Jahrbuch der Antisemitismusforschung* 11, herausgegeben von Wolfgang Benz für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 2002, S.317-324, hier: S.324.

Auf Bodo Kirchhoffs Roman soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden, es soll lediglich bemerkt werden, dass im *Schundroman* keinerlei Anspielungen auf die jüdische Herkunft des dort vorkommenden Literaturkritikers Louis Freytag, der zwar, anders als bei Walser, einem versehentlichen Totschlag zum Opfer fällt, dessen Charaktereigenschaften aber bei weitem nicht so thematisiert werden wie im *Tod eines Kritikers*, zu finden sind. So ist bei Kirchhoff über den Literaturkritiker unter anderem folgendes zu lesen:

*„Jetzt galt es nur noch, den Autor zu schnappen, der den prominenten Literaturkritiker, vielleicht den prominentesten überhaupt, niedergeschlagen hatte, dann wäre sein Einstand als perfekt.“*

Bodo Kirchhoff, *Schundroman*, Frankfurt am Main 2002, S.35.

An einer anderen Stelle heißt es:

*„Also für mich‘ erklärte Vanilla, ‚war ja Louis Freytag immer eine Art Gott, der im ZDF auftrat. Er wußte einfach alles.“*

Bodo Kirchhoff, *Schundroman*, Frankfurt am Main 2002, S.281.

„Und selbst wenn Reich-Ranicki etwas sagt, was er schon vor Deiner Lesung wußte, so ist es doch Deine Schuld, daß ihm das jetzt wieder einfällt. Laß Dich nie dazu hinreißen, einem Kritiker einen Vorwurf zu machen. Wisse (vielmehr): Der Autor ist verantwortlich für das, was dem Kritiker zu ihm einfällt[...].“<sup>361</sup>

Weiter fährt er dort fort:

„natürlich reitet auch er gern laut und prächtig über den Markt wie König Drosselbart (der Ahnherr aller Kritiker) und zerteppert Dir Deine Keramik, aber ohne den Oberton einer spröden, fast preußischen Güte kann er einfach nicht schimpfen. Eine nordöstliche Mutter ist er; in den Westen gekommen, um mit glänzenden Augen seinen Tadel so lange vorzutragen, bis sich eine Familie von solchen, die nur von ihm getadelt werden wollen, um ihn versammelt. Sollte die Gruppe 47 je eine Abordnung zu irgendwelchen Literatur-Olympiaden schicken, so wird der Mannschaftstrainer, der für zeitiges Schlafengehen, Beseitigung von internen Intrigen und Ausräumung von Wettbewerbsneurosen sorgt, zweifellos Reich-Ranicki sein. Unnachsichtig ist er nur gegen die geistigen Gegenden, aus denen er selber stammt. Möglich, daß er so Heimweh bekämpft.“<sup>362</sup>

Stuart Parkes weist auf die freundliche Charakterisierung von Marcel Reich-Ranicki durch Walser in diesem Text hin, die im krassen Gegensatz zu jener aus *Tod eines Kritikers* stehe.

“The bitter tone of these comments stands in contrast to one of Walser’s early pieces about critics and criticism, the satire on the workings of the Gruppe 47 contained in the essay ‘Brief an einen ganz jungen Autor’. In this light and at times witty piece (the critics listen ‘mit jener trainierten Konzentration [...], mit der etwa ein Detektiv, der im Urlaub ist, gegen seinen Willen im Bahnabteil zuhört.’) Walser portrays all the group’s leading critics, finishing with Reich-Ranicki. Reich-Ranicki, it is said, may criticise but he never does so ,ohne den Oberton einer spröden, fast preußischen Güte‘.“<sup>363</sup>

Schon in dem Theaterstück *Wir werden schon noch handeln – Dialoge über das Theater*, das 1968 uraufgeführt und im gleichen Jahr als Hörspiel im Südwestfunk gesendet wurde, findet Marcel Reich-Ranicki Erwähnung:

„Wer Handlung braucht, sagte er, der gehe ins »Blow Up« nach München, das sich selber bezeichnet als Action Center. Besonders empfohlen wird das, laut Textbuch, einem Herrn namens Bindestrich Ranicki, weil der offenbar ganz unglücklich wird, wenn auf der Bühne nicht für ihn gehandelt wird. Das muß man verstehen, manche Menschen sind nun einmal der Art, daß sie von sich selber abgelenkt werden müssen.“<sup>364</sup>

<sup>361</sup> Martin Walser, Brief an einen ganz jungen Autor, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.33-40, hier: S.38. Erstveröffentlichung: Die Zeit, Nr. 15, 13. April 1962.

<sup>362</sup> Martin Walser, Brief an einen ganz jungen Autor, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.33-40, hier: S.38. Erstveröffentlichung: Die Zeit, Nr. 15, 13. April 1962.

<sup>363</sup> Stuart Parkes, Tod eines Kritikers - Text and Context, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.), Seelenarbeit an Deutschland - Martin Walser in Perspective (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.447-468, hier: S.452.

<sup>364</sup> Martin Walser, Wir werden schon noch handeln - Dialoge über das Theater, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 9, Frankfurt am Main 1997, S.375-414, hier: S.377. Uraufführung (unter dem Titel Der schwarze Flügel): Akademie der Künste, Berlin/West, 27.Januar 1968; Erstveröffentlichung: Akzente, 15 Jg., Nr.6, Dezember 1968. An anderer Stelle (S.391) sagt Bindestrich: „Mein Guter, mein Bester. Lassen Sie das bloß meine Kollegen nicht hören, die schließen mich sonst aus.“ Diese Stelle stellt eine Anspielung auf den Sprachduktus von Reich-Ranicki und dessen Angst, von den Schriftstellern, gewissermaßen seinen Kollegen, ausgeschlossen zu werden, dar. Diese Deutung liegt nahe, wenn man sich vor Augen führt, daß Bindestrich nicht nur Schauspieler, sondern auch Kritiker ist. Dieses Beispiel belegt wiederum die Verwendung derselben Themata in verschiedenen Textgattungen durch den Schriftsteller Martin Walser.

Einerseits schätzen sich Martin Walser und Marcel Reich-Ranicki, denn der Schriftsteller profitiert vom Kritiker und vice versa, andererseits sind sie distanziert im Umgang miteinander. Der *Tod eines Kritikers* ist auch als Verarbeitung des schwierigen Verhältnisses zwischen dem Autor und seinem Kritiker zu sehen. Martin Walser hat das in einem Interview nochmals deutlich zum Ausdruck gebracht:

„Ich habe 30 Jahre lang Erfahrungen gemacht, mit diesem machtausübenden Kritiker, da hat kein Mensch je gefragt: ach, ist der Walser vielleicht verletzt? Wie tut es dem? Jetzt ist die große Klage da, Marcel Reich-Ranicki ist verletzt. Und natürlich kann er das da hinschreiben: Ich habe nicht einen Kritiker verletzt, sondern einen Juden. Ich habe das Jüdische so klein gehalten, wie es überhaupt nur geht!!!“<sup>365</sup>

Auf der einen Seite hat Reich-Ranicki Martin Walsers Werke verrissen, man denke dabei nur an die Beurteilung des 1976 erschienenen Romans *Jenseits der Liebe*, über den Reich-Ranicki schrieb, es sei sinnlos „auch nur eine Seite des Buches zu lesen“<sup>366</sup>, auf der anderen Seite lobte er die 1978 erschienene Novelle *Ein fliehendes Pferd* als „Glanzstück deutscher Prosa dieser Jahre“<sup>367</sup>.

Schon 1977 nahm Martin Walser das Thema seines Romans *Tod eines Kritikers* vorweg. In seinem Essay *Über Päpste* kritisiert er unverhohlen die Monopolstellung Reich-Ranickis in Fragen der Literatur und Kunst, ohne ihn allerdings explizit beim Namen zu nennen.<sup>368</sup> Der kundige Leser ist sich jedoch spätestens bei Erwähnung der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sicher, um welchen „Papst“ es sich handelt.

<sup>365</sup> Interview mit Martin Walser, der Autor wurde im Rahmen der Sendung Weimarer Salon, die am 14.07.2002 von 23.20 Uhr bis 00.05 Uhr auf MDR ausgestrahlt wurde, von Jochen Hieber befragt. Eigene Transkription.

<sup>366</sup> Marcel Reich-Ranicki, Sein Tiefpunkt, in: Marcel Reich-Ranicki, Martin Walser - Aufsätze mit Fotografien von Barbara Klemm, Frankfurt am Main 1996, S.67-74, hier: S.69.

Der Literaturwissenschaftler Heinz Ludwig Arnold stellt einen Zusammenhang zwischen Reich-Ranickis vernichtender Kritik bezüglich *Jenseits der Liebe* und dem Roman *Tod eines Kritikers* her. Für ihn ist *Tod eines Kritikers* Ausdruck und Verarbeitung des schwierigen Verhältnisses zwischen Schriftsteller und Kritiker. Außerdem ist er der Auffassung, der Autor habe mit seinem Buch Rache an Reich-Ranicki genommen.

„Da wurden den Schriftsteller Walser Verletzungen zugefügt, die nicht mehr heilten. Aber erst 25 Jahre später folgte Walsers öffentliche Reaktion, eine blinde Rache in dem unsäglich schlechten Buch ‚Tod eines Kritikers‘ läßt er einen Kritiker scheinbar sterben, der unverkennbar Marcel Reich-Ranicki ist [...] Der Schriftsteller Walser, das hat er ja als seine einzige Lebensbewältigungsarbeit bezeichnet, reagiert auf die Wirklichkeit mit Wörtern, mit Sätzen, und so darf auch Franz Horn im **Brief an Lord List** noch einmal seine zerquälte Verletztheit eloquent zur Sprache bringen.“ Diese Stellungnahme Arnolds wurde folgender Sendung entnommen: Ich ertrage nichts unbeantwortet - Versuch über Martin Walser. Eine Radiosendung von Heinz Ludwig Arnold, ausgestrahlt in der Sendung Radio Art am 13.04.2004 zwischen 21:03 Uhr bis 22:05 Uhr auf SWR 2. Eigene Transkription.

<sup>367</sup> Marcel Reich-Ranicki, Sein Glanzstück, in: Marcel Reich-Ranicki, Martin Walser - Aufsätze mit Fotografien von Barbara Klemm, Frankfurt am Main 1996, S.75-79, hier: S.79.

<sup>368</sup> Auch der Nachwuchsautor Hermann Kinder beklagt, dass eine ganze Generation der jüngeren Schriftsteller bis heute unter dem Meinungsmonopol der Kritiker zu leiden hat, die alles was nach der Gruppe 47 kam „für ziemlich wertlos hielten“, Hermann Kinder, Schweine-Bande, in: TuK, H. 100 (Oktober 1988), S.35. Martin Walser und Marcel Reich-Ranicki gehörten beide dieser Gruppe an, was jedoch den Literaturkritiker nicht daran hinderte, den Schriftsteller Walser bisweilen hart zu kritisieren.

*„Der Kritikerpapst dagegen ist da nicht so zimperlich. Er weiß ja, daß er Macht nie mißbrauchen wird. Er wird Macht immer nur im Interesse einer höheren Sache ausüben. Also im Interesse der deutschen Literatur oder im Interesse des modernen Romans oder im Interesse des modernen Dramas oder der modernen Lyrik. Er weiß, er wird seine Macht nie im Interesse seiner eigenen Person mißbrauchen oder im Interesse der **Frankfurter Allgemeinen Zeitung**.*

*Hier ist es wieder bewundernswert, daß er zwanzig oder vierzig Jahre lang Urteile fällen kann im Interesse des modernen Romans, ohne daß er je sagen muß, was das ist, ein moderner Roman. Von ihm wird also eine ungeheure Spontaneitätsleistung verlangt. Man stelle sich vor, ein Richter fälle tagtäglich Urteile, ohne Gesetzbuch, nur nach seinem eigenen Empfinden! Wie lange würde das ein Mensch aushalten? Unser Kritiker muß das lebenslänglich aushalten. Das wird von ihm verlangt. Wer verlangt es? Die Kunst.“<sup>369</sup>*

Der Schriftsteller streitet jegliches persönliche Ressentiment gegenüber dem Literaturkritiker ab. Seine Figuren dienen ihm als Folien für persönlich erlebte Konflikte. Er benötigt die Literatur, um seine Sicht der Dinge mittels der Fiktion darzustellen und antwortet so mit poetischen Stilmitteln auf Begebenheiten, mit denen er in der non-fiktionalen, das bedeutet in der realen Welt, selbst konfrontiert wurde. So dient ihm die Schriftstellerei als Werkzeug, um seine Sicht der Dinge darzulegen, und damit die Wirklichkeit zu transzendieren. Dabei wird ein dichterisches Konstrukt geschaffen, welches sich Versatzstücke aus dem menschlichen Dasein entlehnt, und dadurch eine neue Welt ins Werk setzt. Diese bezieht sich zwar einerseits auf Gegebenheiten des Alltags, jedoch ist sie unabhängig von jenen zu betrachten. Als Beleg für diese Annahme mag folgende Sequenz aus einem Interview zwischen Frank A. Meyer und dem Autor Martin Walser dienen:

*„W: Aber ich muß ... ich verwehre mich ...wie sagt man doch ... verwahre mich... gegen das, ich meine mit dem Schreiben nichts, da würde ich etwas anderes machen. Ich meine nichts. Ich will erzählen aus leidvoller Erfahrung - das schon - das hat die wirkliche Figur geschafft, dass ich mich mit ihr auf dem Papier beschäftigen musste. Aber das ist mit allen Figuren, die bei mir auf dem Papier vorkommen. Ich mache mir die Wirklichkeit dadurch, dass ich sie erzähle, erträglicher und dadurch kommt etwas hinein, was in der Wirklichkeit überhaupt nicht vorkommt. [...]“<sup>370</sup>*

Martin Walser hat sein Verhältnis zu Reich-Ranicki schon 1985 in einem kurzen Gedicht verarbeitet, welches er dem Literaturkritiker zu dessen 65. Geburtstag widmete:

*„Für Marcel Reich-Ranicki  
den Sänger:*

*2. Juni 85*

*Clowns sind wir, der Zirkus heißt Kultur,  
Unsre Nummer: Watschen mit Gesang.  
Streicheln dürfen wir uns nur  
Draußen in dem dunklen Gang.*

*Von Martin Walser  
dem Gesungenen.“<sup>371</sup>*

<sup>369</sup> Martin Walser, Über Päpste, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.543-550, hier: S.545f. Erstveröffentlichung: Die Zeit, Nr. 14, 25.03.1977.

<sup>370</sup> Interview mit Martin Walser, der Autor wurde im Rahmen der Sendung Vis-à-Vis, die am 25.06.2002 von 00.05 Uhr bis 00.45 Uhr auf 3Sat ausgestrahlt wurde, befragt.

Noch im Jahre 2003 fiktionalisiert der Autor Martin Walser seine schwierige Beziehung zu dem Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, indem er in einem Aphorismus kundtut: „*Das Axiom des Kritikers: Jedes Buch ist schlecht und muß das Gegenteil beweisen.*“<sup>372</sup> Ein Jahr nach Erscheinen von *Tod eines Kritikers* liefert Martin Walser womöglich in poetischer Form einen Grund, warum er dieses Buch geschrieben hat. Wahrscheinlich war er von den Verrissen Marcel Reich-Ranickis so gekränkt, dass er selber verletzen wollte: „*Verletzte wollen verletzen. Als wären sie dann weniger verletzt.*“<sup>373</sup> In einem weiteren Aphorismus ist von der Verletzlichkeit eines Menschen die Rede, der sich seine Kränkungen, die er erfahren musste, nicht anmerken lassen will. „*Muß er sich eingestehen, wie verletzt er ist? Oder spielt er besser den Unerreichbaren?*“<sup>374</sup>

Wenn man diese Textsequenz biographisch auf Walser beziehen wollte, könnte man die Auffassung vertreten, der Schriftsteller kommentiere seine eigene Befindlichkeit während der Debatte um *Tod eines Kritikers* oder andere Kontroversen, die er ausgelöst hatte.

An dieser Stelle wird nochmals deutlich, wie Walser mit den verschiedenen sprachlichen Gestaltungsebenen, die ihm zur Verfügung stehen, spielt. Diesmal ist es keine Figurenrede, die das Miteinander zwischen Schriftsteller und Kritiker beschreibt, sondern ein Sinnspruch mit Esprit. Allerdings transportiert der Schriftsteller seine Ansichten und Meinungen häufig mittels seiner Figuren. Jedoch nicht mit dem Ziel, ein getreues Abbild der Wirklichkeit zu kreieren, sondern um einen fiktionalen Kosmos zu erschaffen, der es ihm möglich macht, die Missstände, die er in der realen Welt erkennt, mit den Mitteln der Literatur so anzuprangern, dass er sie kraft seiner poetischen Ausdrucksweise beim Namen nennen kann. Jörg Magenau bringt dies mit folgenden Worten zum Ausdruck. „*Nicht die verschlüsselte Abbildung der Wirklichkeit ist sein Ziel, sondern ihre Umschrift: sie für sich erträglich zu machen. Dabei geht es vor allem um ihn selbst.*“<sup>375</sup>

Der irische Dramatiker Samuel Beckett hat sich ebenfalls hauptsächlich durch seine Figuren ausgedrückt. Er wandte sich in einer Rede mit folgenden Worten an seine Kritiker und Leser, die seiner Meinung nach eine Literatur verlangten, deren Verständnis durch ihre einheitliche formale Struktur dem Rezipienten keine Schwierigkeiten bei der Interpretation bereite.

„*Hier haben Sie unmittelbaren Ausdruck, Seiten über Seiten davon. Und wenn Sie das nicht verstehen, meine Damen und Herren, so liegt es daran, daß Sie zu dekadent sind, um es zu fassen. Sie sind ja nicht eher zufrieden, als bis Form und Gehalt so säuberlich voneinander geschieden sind, daß Sie das eine*

<sup>371</sup> Lieber Marcel - Briefe an Reich-Ranicki, herausgegeben von Jochen Hieber, Berlin 1999, S.327.

<sup>372</sup> Martin Walser, *Meßmers Reisen*, Frankfurt am Main 2003, S.52.

<sup>373</sup> Martin Walser, *Meßmers Reisen*, Frankfurt am Main 2003, S.187.

<sup>374</sup> Martin Walser, *Meßmers Reisen*, Frankfurt am Main 2003, S.56.

<sup>375</sup> Jörg Magenau, *Martin Walser - Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg 2005, S.535.

*verstehen können, fast ohne sich um das andere zu kümmern. Dieses schnelle Absahnen und Aufschlecken der dünnen Sinnschicht wird nur durch das ermöglicht, was ich als einen fortlaufenden Prozeß wortreichen intellektuellen Gesabbers bezeichnen möchte. Als ein eigenmächtiges und unabhängiges Phänomen kann die Form keine höhere Funktion erfüllen als die, auslösender Reiz für einen Pawlowschen, bedingten Reflex tröpfelnden Verstehens aus dritter oder vierter Hand zu sein.“*<sup>376</sup>

Auch Martin Walser grenzt sich von denjenigen ab, die versuchen, seine Bücher einer endgültigen Interpretation zu unterziehen. In einem Interview mit der Wochenzeitschrift *Der Spiegel* wehrt er sich vehement gegen das Verfahren, hinter seinen Figuren ausschließlich reale Persönlichkeiten zu vermuten. Sie seien lediglich die literarische Verarbeitung seiner persönlichen Erfahrungen.

*„Spiegel: Bei aller Camouflage, bei allen Versuchen, die Spuren ein wenig zu verwischen: Was an dem Roman besticht, ist ja gerade die Boshaftigkeit und Genauigkeit mancher Porträts, nicht nur des Kritikers – das ist die Falle, aus der Sie nicht herauskommen mit den üblichen Hinweisen auf Fiktion. Walser: Ich habe mich nie für den lieben Gott gehalten, der die Welt aus dem Nichts erschafft – was schon damals nicht besonders gelungen ist, wie man der Welt heute noch ansieht. Ich antworte auf Erfahrungen. Meine Romane sind, wenn Sie gestatten, wirklichkeitsgesättigt – man kennt das doch: In den ‚Buddenbrooks‘ erkennt sich dann Lübeck. Das ist eine literarische Praxis.“*<sup>377</sup>

Der Schriftsteller ist also der Meinung, es sei bereits seit langem Usus unter Autoren, die jeweiligen persönlichen Erfahrungen literarisch zu verarbeiten, was aber auch schon immer dazu geführt habe, dass sich bestimmte reale Personen in den fiktiven Figuren wiederzuerkennen glaubten, was er mit dem Verweis auf Thomas Mann zu illustrieren versucht.

<sup>376</sup> Martin Esslin, *Das Theater des Absurden*, Reinbek bei Hamburg 1965, S.20, Anmerkung 4.

<sup>377</sup> Der Autor ist der Verlierer – Der Schriftsteller Martin Walser über die Vorwürfe gegen seinen neuen Roman - Interview zwischen Volker Hage und Martin Walser, in: *Der Spiegel*, 03.06.2002, ohne Paginierung.

### IV.III.II Medienkritik Walsers

Die Diskussion bezüglich Walsers *Tod eines Kritikers* und das angeführte Problem der Deutungshoheit eines Schriftstellers zeigen deutlich, dass Walser schon oft Schwierigkeiten mit der Darstellung bestimmter Themata in den Medien hatte. Aus diesem Grund wird im Folgenden näher auf die Kritik des Autors an der deutschen Medienlandschaft eingegangen. Hierzu ist zunächst „*Die Routine des Beschuldigens*“ anzuführen, die nach Walsers Ansicht durch die Medien in Deutschland geschürt worden sei:

„Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen. Manchmal, wenn ich nirgends mehr hinschauen kann, ohne von einer Beschuldigung attackiert zu werden, muß ich mir zu meiner Entlastung einreden, in den Medien sei auch eine Routine des Beschuldigens entstanden.“<sup>378</sup>

Dieses Motiv findet sich bereits im Stück *Kaschmir in Parching* von 1995:

„Droysen: Ausstellung in progress nennt er das, der wild gewordene Pauker. Eine ganze Stadt soll dafür büßen, daß einer seiner Vorfahren gestrauchelt ist. Die neueste Irrsinnsblüte: Jeder kann, was er irgendwo auftreibt, in die Aula bringen, dort wird's ausgestellt. Vom Greuelfoto bis zur blutigen Unterhose, alles erwünscht, der Herr Oberstudienrat bringt's zum Sprechen. NS-Archäologie als Massensport. [...] mein Vater vor einem SS-Spielmannszug, ja, seit gestern dort. Woher? Ich weiß es nicht. Ob es mein Vater ist? Keine Ahnung. Unterschrift: Dr. Droysen an der Spitze des SS-Spielmannszugs. In der Abteilung: Jugend kann nur durch Jugend erzogen werden. Herr Vritz, ich bitte Sie, gehen Sie hin, reißen Sie dieses Foto von der Wand.“<sup>379</sup>

Medienkritik ist auch Thema eines Vortrages, den Martin Walser am 13.01.2003 unter dem Titel *Vokabular und Sprache* in Heidelberg gehalten hat. Nachdem er dort zuerst den Begriff der Religiosität behandelt hatte, kam er auf einen „linksliberalen“ Kulturredakteur der *Zeit* zu sprechen, der seinen Text *Ich vertraue. Querfeldein* aus dem Jahre 1998 mit den Attributen „neuheidnisch“ und „germanisch“ versehen hatte. Hinter diesen Titulierungen verberge sich das Schlagwort des „Antisemitismus“. Dieses Wort missbrauche die Presse immer und immer wieder, oder, wie der Schriftsteller in dem Vortrag betonte, sie bediene sich dabei nicht der Sprache, sondern lediglich eines „Vokabulars“. Martin Walser sagte in seinem Vortrag unter anderem:

„Wenn Hölderlin heute Dionysos, Herakles und Christus ernsthaft vereinte, würde ihn die linksliberale

<sup>378</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede – Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998 – Mit einer Laudatio von Frank Schirmacher, Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.17.

<sup>379</sup> Martin Walser, *Kaschmir in Parching* – Deutsche Chronik 3 - Szenen aus der Gegenwart, in: Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.487-564, hier: S.535. Es mutet schon etwas seltsam an, dass Martin Walser gerade eine Figur mit dem Namen Droysen diese Sätze, sagen lässt. Er spielt hiermit augenscheinlich auf den Geschichtsschreiber und Politiker Johann Gustav Droysen (1808 – 1884), der die deutsche Historiographie stark beeinflusste, an. Ein Geschichtsschreiber wie Droysen hätte wohl kaum einer Verdrängung der damaligen Ereignisse das Wort geredet, so wie es der Droysen des Stücks tut. Augenscheinlich wollte „der Schriftsteller vom Bodensee“ eine bewusste Brechung der Tatsachen herbeiführen, um zum Nachdenken anzuregen.

Zeitung ‚Die Zeit‘ als Gegner des Monotheismus tadeln. Linksliberale Intellektuelle wachen im Dienste der Aufklärung darüber, daß dem Monotheismus nichts geschehe. Wenn ich sage ‚Linksliberale‘, bediene ich mich auch schon eines Vokabulars. Vielleicht sollte ich statt ‚linksliberale‘ sagen: ‚pflegeleichte‘ oder ‚rostfreie Intellektuelle‘. Ich sollte dieses Beispiel überhaupt unterdrücken, da es aber in der linksliberalen, immer der Aufklärung verpflichteten Zeitung seit Jahr und Tag vehement observiert wird und wirklich ein Paradebeispiel dafür ist, was ein Vokabular, das für das Gute-Richtige-Wahre streitet, heute leistet, kann ich es, obwohl es dabei um mich geht, nicht übergehen. Einem Buch von mir soll Antichristliches nachgesagt werden, sogar Antijüdisches. Das sei bei mir überhaupt nichts Neues, steht in der Zeitung, das Buch ‚folgt nämlich penibel einem Manifest‘, das ich ‚im zeitlichen Umfeld der Paulskirchen-Rede veröffentlichte‘. Gemeint ist ein Text, den ich geschrieben habe für eine Hannah Arendt-Tagung in Zürich. ‚Ich vertraue. Querfeldein‘, so war der Text überschrieben. Über diesen Text heißt es dann, vier Jahre später: ‚Dieses Bekennerschreiben liefert die Melodie, nach der Walser die Figuren in seinem neuen Roman zum Tanze bittet.‘ Jener Text, der gegen Globalisierung im Geistigen, also Ethischen gerichtet war, gegen das, was jetzt schon ‚Weltethik‘ heißt, der wird jetzt ‚neuheidnisch‘ genannt.<sup>380</sup>

Weiter fuhr der Schriftsteller dort fort:

„Jetzt steht da: ‚Unerträglich findet Walser, daß die religiösen Gesetze uns vom Ureigenen der deutschen Kultur, dem Vorchristlich-Germanischen, entfremden.‘ Und diese Behauptung wird sofort belegt mit einem Satz aus meinem Querfeldein-Text: ‚Da war in jedem Baum, in jeder Quelle ein anderer Gott. Unvorstellbar, daß unterm Schirm einer hingestreuten Göttervielfalt dem Planeten je hätte Gefahr drohen können.‘ Das nennt das Vokabular ‚Vorchristlich-Germanisch‘ [...] Wenn das Feuilleton träumt, gebiert es Pointen. Im Dienst der Aufklärung. Das aktuelle Vokabular hat sich kurzgeschlossen einem einzigen Wort zuliebe: Antisemitismus. Wie die Avantgarde des Vokabulars in den Sechzigerjahren ‚faschistisch‘ oder ‚faschistoid‘ als Totschlagvokabel benutzte – warum eigentlich nicht ‚stalinistisch‘ oder ‚stalinoid‘? –, so intoniert man jetzt ‚antisemitisch‘ und ‚Antisemitismus‘. Längst gibt es seriöse Hinweise, daß der hemmungslose Gebrauch eines solchen Wortes bei jeder Gelegenheit das Wort entwerte, es für einen eventuellen Ernstfall unbrauchbar mache.“<sup>381</sup>

Martin Walser bezog sich bei seiner vorgetragenen Kritik auf einen Artikel von Thomas Assheuer, der seinen Text *Ich vertraue. Querfeldein* als antijudaistisch bezeichnet hat und dies auch in seinem Roman *Tod eines Kritikers* verwirklicht gesehen hatte.

„Dieses Bekennerschreiben liefert die Melodie, nach der Walser die Figuren in seinem neuen Roman zum Tanze bittet. Entgeistert von den antijudaistischen und antimoralischen Untertönen, hat Salomon Korn Walsers Text damals als ‚neuheidnisch‘ bezeichnet, und das war er auch. Ohne Umschweife kommt Walser in *Querfeldein* auf die jüdisch-christlichen Wurzeln der europäischen Kultur zu sprechen. Ihre Herrschaft, schreibt er, sei für das Unglück der Gegenwart mitverantwortlich, denn der biblische Gott habe uns nicht besser, sondern schlechter gemacht. ‚Wir werden darauf eingestimmt, daß wir böse sind, wenn wir nicht das tun, was von uns verlangt wird. Von da an läuft alles verkehrt. ‚Religion ist Unterwerfung, aber ‚Unterworfen sein macht böse.‘ Unerträglich findet Walser, daß die religiösen Gesetze uns vom Ureigenen der deutschen Kultur, dem Vorchristlich - Germanischen, entfremden. ‚Da war in jedem Baum, in jeder Quelle ein anderer Gott. Unvorstellbar, daß unterm Schirm einer hingestreuten Göttervielfalt dem Planeten je hätte Gefahr drohen können.‘“<sup>382</sup>

Assheuer zitierte augenscheinlich folgende Textpassagen aus *Ich vertraue. Querfeldein*:

<sup>380</sup> Martin Walser, Vokabular und Sprache, in: Die Zeit, 16.01.2003 (gekürzt), ohne Paginierung, wiederabgedruckt in: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts - Aufsätze, Reinbek bei Hamburg 2004, S.67-89, hier: S.78f.

<sup>381</sup> Martin Walser, Vokabular und Sprache, in: Die Zeit, 16.01.2003 (gekürzt), ohne Paginierung, wiederabgedruckt in: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts - Aufsätze, Reinbek bei Hamburg 2004, S.67-89, hier: S.79f.

<sup>382</sup> Thomas Assheuer, In den Fesseln der westlichen Schuld moral - Martin Walser hadert schon lange mit der jüdisch - christlichen Tradition. Sein Kritikerroman ist keine Überraschung, in: Die Zeit, 06.06.2002, ohne Paginierung.



„Wir sind nicht böse von Natur aus, sondern werden es, wenn wir uns unterwerfen müssen, einer Regel, einer Konvention, einem Gebot, einer Macht. Nicht Macht ist böse, böse werden die, über die sie ausgeübt wird. Machtausübung findet immer Werten zuliebe statt, zu deren Anerkennung man uns erzogen hat. Wir erleben Macht als eine Einwirkung, der wir nicht auf der Ebene antworten können, auf der sie uns kommt. Von uns wird verlangt oder erwartet, daß wir uns fügen, einordnen, benehmen, unterwerfen. Vom Christentum an. Vom eifersüchtigen Gott an. Das macht böse, daß wir anders sein möchten, als man uns läßt.“<sup>383</sup>

„Der Heide tötete, wenn es nötig war, seinen Feind und verspeiste ihn. Der Christ bekehrt seinen Feind. Das heißt, er ißt dessen Seele. Fast nur noch unsere Flußnamen erinnern an unsere vorchristlichen Vorgänger. Da war in jedem Baum, in jeder Quelle und in jedem Bach ein anderer Gott. Unvorstellbar, daß unterm Schirm einer über Wiesen und Wälder hingestreuten Göttervielfalt dem Planeten je hätte Gefahr drohen können.“<sup>384</sup>

In seiner Kritik an Walsers Text nahm Assheuer Bezug auf Salomon Korn, der am 9. November 2000 in einer Rede zum Gedenken an die Reichskristallnacht unter anderem sagte:

„Es war Martin Walser, der, zunächst weitgehend unbemerkt, im Oktober 1998 mit seinen öffentlichen Aussagen in gefährliche Nähe zu jener neuheidnischen, naturverhafteten Ideologie geriet, von der auch der Nationalsozialismus Teile seiner Weltanschauung herleitet. Nahezu zeitgleich mit seiner ‚Sonntagsrede‘ in der Frankfurter Paulskirche erschien in der Neuen Zürcher Zeitung am 10./11. Oktober 1998 ein Artikel von Martin Walser unter dem Titel ‚Ich vertraue. Querfeldein.‘ Darin kündigt Walser die ethisch – religiösen Grundlagen des europäischen Wertekonsenses auf, etwa indem er sich darüber lustig macht, dass ‚wir am liebsten die ganze Welt in unseren Werten baden‘ möchten, womit Vernunft, Aufklärung und Toleranz gemeint sind. In seiner radikalen Religionskritik vertritt er die These, der biblische Gott habe die Menschen nicht besser, sondern böse gemacht, denn ‚von uns wird verlangt oder erwartet, daß wir uns fügen, einordnen, benehmen, unterwerfen‘.“<sup>385</sup>

Die Medien spielen in Martin Walsers Werk schon lange eine gewichtige Rolle. So schrieb der Schriftsteller schon 1984 in seinem Essay *Orwell + Kafka + Beckett...*

„Da öffentliche Meinung unsere wichtigste Quelle für Rechtfertigung ist, ist sie uns, mit Recht, heilig; das bedeutet aber auch, daß in ihrer Sphäre Theologen gedeihen. Wir Meinungs-Theologen verklären Machtausübung, wir schaffen die Aura von Recht, Anstand, Würde, Verfassung, Demokratie, Pluralismus, Meinungsfreiheit.“<sup>386</sup>

Doch nicht nur im Werk des Schriftstellers vom Bodensee sind die Medien ein Thema,

<sup>383</sup> Martin Walser, Ich vertraue. Querfeldein, in: Martin Walser, Ich vertraue. Querfeldein - Reden und Aufsätze, Frankfurt am Main 2000, S.9-22, hier: S.16.

<sup>384</sup> Martin Walser, Ich vertraue. Querfeldein, in: Martin Walser, Ich vertraue. Querfeldein - Reden und Aufsätze, Frankfurt am Main 2000, S.9-22, hier: S.18. Auf die hier enthaltene Religionskritik Walsers soll in diesem Rahmen nicht näher eingegangen werden, es soll an dieser Stelle nur auf den Artikel Walsers Götterdämmerung von Michael Sievernich in der Zeitschrift Stimmen der Zeit aus dem Jahre 1999 verwiesen werden, in dem dem Schriftsteller unter anderem vorgeworfen wird, er kündige mit seinem Querfeldein-Essay den Wertekonsens Europas auf und würde mit den „Waffen des Wortes gegen die religiösen und ethischen Grundlagen, die den Kontinent geformt haben, Front machen.“, Michael Sievernich, Walsers Götterdämmerung, in: SdZ (1999), S.289-290, hier: S.289.

<sup>385</sup> Salomon Korn, Der 9. November 2000 - Ansprache zur 62. Wiederkehr des 9. November 1938 in der Westendsynagoge, Frankfurt am Main. Der Zentralrat der Juden in Deutschland war so freundlich mir den Text zuzusenden. Die zitierte Stelle befindet sich auf Seite vier des mir zugesandten Textes, (unveröffentlichtes Manuskript).

<sup>386</sup> Martin Walser, Orwell + Kafka + Beckett, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.704-706, hier S.706. Erstveröffentlichung (unter dem Titel: *Beweise aus dem Revier*): Weltwoche, Zürich, 09. Februar 1984.

sondern auch bei dem 1912 als Hans Chaim Mayer in Wien geborenen und im Jahre 1938 nach Belgien emigrierten Juden Jean Améry, dessen Medienkritik Ingeborg Bachmann in ihrem Essay *Drei Wege zum See* wieder aufgriff<sup>387</sup>. Améry wehrt sich in seinem Essay-Band *Jenseits von Schuld und Sühne* gegen Gewaltszenen allgemeiner Art. Dies zeigt sich auch in seinem Essay *Über die Tortur*, in dem er massive Kritik an der Ausbeutung des Leides durch die Medien nahm. Ingeborg Bachmann bezog sich in ihrer Erzählung *Drei Wege zum See* auf die Thesen des jüdischen Schriftstellers. Dieser hatte gesagt:

*„Ein Mord wird verübt, aber er gehört der Zeitung, die von ihm berichtete. Ein Flugzeugunfall ereignete sich, aber der geht die Leute an, die dabei einen Verwandten verloren. Die Gestapo foltert. Aber das war bisher immer die Sache der Irgendwers, die man gepeinigt hat und die bei antifaschistischen Kongressen ihre Narben vorgewiesen haben. Daß man auf einmal selbst der Irgendwer ist, wird nur schwer begriffen. Auch das ist eine Art von Entfremdung.*

*Sofern überhaupt aus der Erfahrung der Tortur eine über das bloß Alptraumhafte hinausgehende Erkenntnis bleibt, ist es die einer großen Verwunderung und einer durch keinerlei spätere menschliche Kommunikation auszugleichenden Fremdheit in der Welt. Staunend hat der Gefolterte erlebt, daß es in dieser Welt den anderen als absoluten Herrscher geben kann, wobei Herrschaft sich enthüllte als die Macht, Leid zuzufügen und zu vernichten. Das Herrschertum des Folterknechts über sein Opfer hat nichts zu schaffen mit der auf Grund von Sozialkontrakten ausgeübten Gewalt, wie wir sie kennen: Es ist nicht die Autorität des Verkehrspolizisten über den Fußgänger, des Steuerbeamten über den Steuerpflichtigen, des Oberleutnants über den Leutnant. Es ist auch nicht die sakrale Souveränität vergangener absolut gebietender Häuptlinge oder Könige, denn wenn diese auch Furcht erregten, waren sie doch zugleich auch Gegenstand des Vertrauens.“<sup>388</sup>*

Ingeborg Bachmann bezog die Ansichten Jean Amérys in ihren Essay mit ein, was dem kundigen Leser vor allem an der Stelle vor Augen tritt, als sie auf dessen Biographie anspielt:

*„Viel später las sie zufällig einen Essay ‚Über die Tortur‘, von einem Mann mit einem französischen Namen, der aber ein Österreicher war und in Belgien lebte, und danach verstand sie, was Trotta gemeint hatte, denn darin war ausgedrückt, was sie und alle Journalisten nicht ausdrücken konnten, was auch die überlebenden Opfer, deren Aussagen man in rasch aufgezeichneten Dokumenten publizierte, nicht zu sagen vermochten.“<sup>389</sup>*

Ingeborgs Bachmanns Protagonistin, die Fotoreporterin Elisabeth, die über den Algerienkrieg berichtet, fasst ihre journalistische Arbeit als einen Akt der Solidarität mit den Opfern von Kriegen auf:

*„Elisabeth war fassungslos, denn sie hielt das für das einzig Richtige, alles, was sie taten zu der Zeit, die Leute mußten erfahren, genau, was dort vor sich ging, und sie mußten diese Bilder sehen, um ‚wach gerüttelt‘ zu werden.“<sup>390</sup>*

<sup>387</sup> Der Impetus über die Ausführungen zu Ingeborg Bachmann und Jean Améry ist folgender Publikation zu verdanken: Bertram Salzmann, Schreiben im Angesicht des Schreckens - Globale Verantwortung als Thema und Herausforderung deutschsprachiger Literatur nach 1945. München 2002 (zugleich Dissertation Tübingen 2000). Salzmann beschäftigt sich in seinem Werk mit den Leiderfahrungen dieser Welt und deren Wirken auf die Menschen und die Literatur. Der Bezug Ingeborg Bachmanns zu Jean Améry wird auf der Seite 115 angeführt.

<sup>388</sup> Jean Améry, Die Tortur, in: Jean Améry, Jenseits von Schuld und Sühne - Bewältigungsversuche eines Überwältigten, München 1970, S.33-54, hier: S.53f.

<sup>389</sup> Ingeborg Bachmann, 3 Wege zum See, in: Ingeborg Bachmann, Simultan - Erzählungen, München 2002, S.119-211, hier: S.146.

<sup>390</sup> Ingeborg Bachmann, 3 Wege zum See, in: Ingeborg Bachmann, Simultan - Erzählungen, München 2002,

Demgegenüber stellt Trotta die politische Nützlichkeit solchen Engagements in Frage:

*„So, müssen sie das? Wollen sie das? Wach sind doch nur diejenigen, die es sich ohne euch vorstellen können. Glaubst du, daß du mir die zerstörten Dörfer und Leichen abfotografieren mußt, damit ich mir den Krieg vorstelle, oder diese indischen Kinder, damit ich weiß, was Hunger ist? Was ist denn das für eine dumme Anmaßung[...]Du und deine Freunde,[die Journalisten, Anmerkung des Verfassers] ihr werdet diesen Krieg damit nicht beenden, es wird anders kommen, ihr werdet nichts ausrichten, ich habe überhaupt die Menschen nie verstehen können, die sich diesen Abklatsch, ach nein, diese in die ungeheuerlichste Unwirklichkeit verkehrte Realität ansehen können, man schaut sich doch Tote nicht zur Stimulierung für Gesinnung an.“<sup>391</sup>*

Elisabeth versucht jedoch weiterhin, ihre journalistische Tätigkeit gegenüber Trotta zu verteidigen und erklärt: *„[...]die Menschen müssen einmal zur Vernunft kommen. Dazu werde ich tun, was ich kann, wie wenig das auch ist.“<sup>392</sup>*

Trottas Argumentationsweise lässt allerdings sehr starke Parallelen zu bestimmten kritischen Anmerkungen Martin Walsers aus seiner Friedenspreisrede erkennen. Auch er wandte sich gegen die vermeintlich aufklärerische Funktion von Bildern über die Shoah, die das Fernsehen dem geneigten Zuschauer zu dessen moralischer Erziehung angedeihen lässt:

*„Jeder kennt unsere geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird. Könnte es sein, daß die Intellektuellen, die sie uns vorhalten, dadurch, daß sie uns die Schande vorhalten, eine Sekunde lang der Illusion verfallen, sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für einen Augenblick sogar näher bei den Opfern als bei den Tätern? Eine momentane Milderung der unerbittlichen Entgegengesetztheit von Tätern und Opfern.“<sup>393</sup>*

Den genannten Gedankengängen von Bachmann und Walser wohnt der tiefe Argwohn gegen den moralisierenden Impetus einiger Journalisten und Intellektueller sowie anderen gesellschaftlichen Kreisen inne. Auch die Kategorisierung in Täter und Opfer ist den Stellungnahmen Walsers und Bachmanns gemein, bei jener aus dem Roman von Ingeborg Bachmann stellen die Journalisten in gewisser Weise die Täter dar, die durch ihre journalistische Tätigkeit die Leidenden des Krieges nicht nur zu Opfern stilisieren, sondern

---

S.119-211, hier: S.142.

<sup>391</sup> Ingeborg Bachmann, 3 Wege zum See, in: Ingeborg Bachmann, Simultan - Erzählungen, München 2002, S.119-211, hier: S.142f.

<sup>392</sup> Ingeborg Bachmann, 3 Wege zum See, in: Ingeborg Bachmann, Simultan - Erzählungen, München 2002, S.119-211, hier: S.144.

<sup>393</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.17. Das hier angesprochene Thema der missbräuchlichen Verwendung von Bildern durch die Medien greift der Schriftsteller nahezu wortwörtlich sechs Jahre später im Zusammenhang mit den Misshandlungen irakischer Kriegsgefangener durch US-Streitkräfte im Gefängnis in Abu Ghureib wieder auf. *„Wenn die Abbildnerie nicht geächtet wird, so geächtet, dass auch das Anschauen solcher Bilder zur Schande wird, wenn also mit Bildern derartig Krieg geführt wird, dann können die Amerikaner für sich buchen, eine neue Epoche der Weltgeschichte eröffnet zu haben. Ob sie stolz darauf sein werden, dabei gewesen zu sein, hoffe ich, bezweifeln zu können.“*, Martin Walser, Der Bilderkrieg, in: Der Spiegel 21, (2004), 17.05.2004, S.190-191, hier: S.191.

diese fast schon zu Helden glorifizieren. Bei Walser ist jedoch das Ressentiment gegen das Moment der unaufhörlichen medialen Konfrontation mit den Geschehnissen rund um die Massenvernichtung der Juden zu spüren.

Der Schriftsteller Botho Strauß kritisierte in seinem Spiegel-Essay *Anschwellender Bocksgesang*, das er am 8. Februar 1993 veröffentlichte, die Medien und die Intellektuellen unter anderem mit folgenden Worten:

*„Es mag in Osteuropa geschehen, was will, bei uns ist links nach wie vor dort, wo sich die kulturelle Mehrheit befindet. Ohne großen Unterschied ist es die öffentliche Intelligenz, sind es die gewitzten und zerknirschten Gewissenswächter, die ihren aufrechten Gang im wesentlichen nutzen, um zum nächsten Mikrofon oder Podium zu schreiten, und die gegenwärtig allesamt sich der erbitterten Anstrengung unterziehen, mit **rationalen** Mitteln eine Beschwörung zu betreiben, als erstrebten sie, wenigstens für sich und ihre Rede, gerade jene magische oder sakrale Autorität, die sie als aufrechte Wächter aufs schärfste bekämpfen.“<sup>394</sup>*

Auch Martin Walser kritisierte schon 1979 in seinem Essay *Händedruck mit Gespenstern* eine von den Bildungsträgern geschaffene Meinungshoheit, die die gesellschaftliche Sichtweise in hohen Maße beeinflusst.

*„Deshalb müßte uns daran gelegen sein, daß die öffentliche Meinung, die von Wissenschaftlern als Legitimationsquellgebiet unserer politischen Kultur angesehen wird, voller Wirklichkeit ist und nicht immer mehr ein Produkt des Lippengebets von bezahlten Gebetsspezialisten.“<sup>395</sup>*

Die Medien nahmen sich auch des Buches *Der Augenblick der Liebe* von Walser an, auf das nun näher eingegangen werden wird. Diesem Abschnitt soll eine Aussage des Neurologen Wolf Singer vorangestellt werden. Dieser verfißt die Auffassung:

*„Die in der lebensweltlicher[Flexionsfehler im Text, Anmerkung des Autors] Praxis gängige Unterscheidung von gänzlich unfreien, etwas freieren und ganz freien Entscheidungen erscheint in Kenntnis der zu Grunde liegenden neuronalen Prozesse problematisch [...] Keiner kann anders als er ist.“<sup>396</sup>*

<sup>394</sup> Der Essay wurde wiederabgedruckt in: Botho Strauß, *Der Aufstand gegen die sekundäre Welt - Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit*, München 1999, S.55-78, die zitierte Stelle befindet sich dort auf Seite 62f.

<sup>395</sup> Martin Walser, *Händedruck mit Gespenstern*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.617-630, hier: S.619.

<sup>396</sup> Wolf Singer, *Keiner kann anders als er ist - Verschaltungen legen uns fest: Wir sollten aufhören, von Freiheit zu reden*, in: FAZ, 08.01.2004, S.33. Die Aufstellung dieser These zeigt aber doch gleichzeitig, dass der Mensch einen freien Willen besitzt, um eben diese Auffassung zu vertreten. Eine andere Meinung bezüglich der Willensfreiheit vertritt Peter Bieri, ein Philosoph aus der Schweiz. Für ihn ist der Mensch keinesfalls eine unfreie Marionette, sondern für ihn ist entscheidend, ob der Mensch Verantwortung tragen kann, oder nicht. Er tritt für ein Menschenbild ein, welches nicht neu definiert werden muss. In diesem steht der verantwortungsvoll handelnde Mensch im Vordergrund.

*„Nein, denn diejenige Freiheit, die durch keine Hirnforschung widerlegt werden kann, reicht für Verantwortung. Wir knüpfen Verantwortung nicht an einen unbewegten Beweger oder einen nicht-physischen Willen. Wir prüfen, ob jemand denkend Kontrolle über seinen Willen auszuüben vermochte oder nicht. Im ersten Fall schreiben wir Verantwortung zu, im anderen nicht [...] Und die Karte der Freiheit zeigt: Wir brauchen kein neues Menschenbild, wir müssen das alte nur richtig verstehen.“*

Dieser Ansicht zufolge erscheint der Mensch als durch seine zerebrale Funktion determiniert, wenn aber der Mensch tatsächlich nicht zu einer freien Willensentscheidung in der Lage wäre, dann dürfe man auch nicht von einer individuellen Schuld ausgehen. Somit geriete man in die Lage, das gesamte moralische Weltbild neu überdenken zu müssen, was auch eine Neubewertung von geschichtlichen Ereignissen, insbesondere auch der Rolle der Deutschen im Zweiten Weltkrieg, zur Folge haben müsste. In Walsers Roman *Der Augenblick der Liebe*<sup>397</sup> referiert der Protagonist Gottlieb Zürn die Ansichten des französischen Philosophen La Mettrie über Schuldgefühle, nach dessen Auffassung diese vollkommen nutzlos seien. Richard Kämmerlings vertritt daher die These, Martin Walsers Roman sei als dessen Verarbeitung der Kontroverse um seine Friedenspreisrede und die Debatte um *Tod eines Kritikers* anzusehen. Um diese Auffassung auf ihren Wahrheitsgehalt zu untersuchen, ist es vonnöten, zunächst die Handlung des Romans kurz darzulegen: Zentral ist die Liebesgeschichte zwischen Gottlieb Zürn und der wesentlich jüngeren Doktorandin Beate Gutbrod. Diese will über die ablehnende Reaktion auf den Determinismus von La Mettrie in Deutschland promovieren. Gottlieb hatte vor vielen Jahren unter dem Pseudonym Wendelin Krall einen Aufsatz über den umstrittenen französischen Materialisten und Atheisten, der von 1709-1751 lebte, geschrieben. Dieser Veröffentlichung wegen hatte die junge Frau Kontakt

---

Peter Bieri, Unser Wille ist frei, in: Der Spiegel Nr. 2 (2005), S.124-125, hier: S.125. Professor Michael Hagner äußert in einem Artikel seine Skepsis gegenüber voreiligen Schlüssen, die aus den bisherigen Erkenntnissen der Hirnforschung gewonnen werden. „Schließlich herrscht bei der Deutung der bereits vorliegenden Resultate sowie der Einschätzung der Möglichkeiten und Grenzen der Hirnforschung ein großes Spektrum an neurowissenschaftlichen Ansichten vor. In dieser Situation benötigen wir keine Jubelarien, die darauf abheben, was alles erreicht und welche Probleme man in Kürze zu lösen in der Lage sei, und auch keine Forderungen, noch unsichere Kenntnisse vorschnell in gesellschaftlich relevante Erkenntnisse umzumünzen.“, Michael Hagner, Homo cerebialis - Der Mensch als Sklave seines Gehirns, in: FAZ, 22.03.2004, S.31.

<sup>397</sup> Die Frage, ob *Der Augenblick der Liebe* eine Entgegnung auf den Roman *Bleibtreu* von Martina Zöllner sei, soll an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden, zumal die Schriftstellerin die Annahme Robin Detjes in der Ausgabe Nummer elf der Zeitschrift „Literaturen“ aus dem Jahre 2003, Seite 61, es handle sich bei ihrem Buch um einen Schlüsselroman über Martin Walser, weit von sich wies.

Robin Detje, Ein Walser- Roman, möglicherweise (II) - Martina Zöllner geht ein ‚Näheprojekt‘ ein und wird zur Entblößungsbeauftragten. Auf meine diesbezüglichen Fragen antwortete mir die Autorin dankenswerterweise am 17.01.2004 per e-mail:

„*Bleibtreu* ist ein Roman, kein Schlüsselroman - wer das behauptet, muss Böses im Sinn haben - und war nie anders gemeint. [...] Meine Romanfigur Christian Bleibtreu trägt keinerlei Züge Martin Walsers, noch wollte ich jemals auf Walser ‚anspielen‘ [...] An der Arbeit an ‚Bleibtreu‘ habe ich vor beinahe sechs Jahren begonnen; damals gab es den ‚Tod eines Kritikers‘ noch nicht.“

Auch Martin Walser wendet sich in einem Gespräch, das Isolde Schaad mit dem Autor führte, mit nahezu identischer Argumentation gegen die Unterstellung, *Der Augenblick der Liebe* sei ein Schlüsselroman. Er antwortete auf die Frage, ob denn der weiblichen Heldin in seinem Buch ein lebendes Vorbild zugrunde liege, folgendes:

„Dieses Romanprojekt ist zwanzig Jahre alt! Hören Sie, zwanzig Jahre! Alle Materialien zu diesem Buch, ausgenommen La Mettrie, sind zwanzig Jahre alt.“

Isolde Schaad, Martin Walser und das sterbende Tier – Vom Reden der Wörter und vom Schweigen ihres Autors, in: Isolde Schaad, Vom Einen: Literatur und Geschlecht: elf Porträts aus der Gefahrenzone, Zürich 2004, S.126-146, hier: S.128.

mit Wendelin aufgenommen. Mit Hilfe ihres Doktorvaters, des Gründers der amerikanischen La Mettrie-Gesellschaft, lädt Beate Gottlieb zum La Mettrie-Kongreß nach Berkeley in Kalifornien ein. Dort hält Gottlieb einen Vortrag des Titels *Rise to the occasion*, zu deutsch *Entsprechen ist alles*, in dessen Mittelpunkt La Mettries Verständnis über das Schuldgefühl steht. Dieses Referat wird seitens der Zuhörerschaft scharf kritisiert, was, wie noch gezeigt werden wird, in erster Linie auf die Nationalität des Referenten zurückzuführen ist.

*„Die Unlust des Auditoriums, sich zu Wort zu melden, könne damit zu tun haben, daß Mr. Krall weniger über La Mettrie und mehr über sich selbst gesprochen habe. Let me try to elucidate what Mr. Krall was trying to say. Und spezialisierte sich auf ein Wort: **Schuldgefühle**. Ein deutscher Intellektueller kommt an eine US-Eliteuniversität und versucht unter dem Vorwand, er spreche über La Mettrie, den Deutschen einen Freispruch zu erswindeln. Zweifellos sei der späte La Mettrie eine Art Verführung zur Gewissenlosigkeit. Aber er hat aus allzu einsichtigen Gründen nicht daran gedacht, die Deutschen aus ihrer von ihnen selbst verschuldeten Schuld zu erlösen. Schluß mit Schuldgefühlen! Das aus dem Mund eines Deutschen! La Mettrie hat, als er die Menschheit von Schuldgefühlen befreien wollte, nicht an Völkermord gedacht, sondern an Ehebruch und dergleichen. Insofern ist der Coup, den ein konvertierter Altachtundsechziger hier zu landen versuche, fast schon jenseits des akademisch Tolerierbaren.“*<sup>398</sup>

Weiter heißt es:

*„Und jetzt kommt einer hierher, der erkannt hat: Wer nur ÜBER La Mettrie schreibt, ohne dabei über sich zu schreiben, der entspricht ihm nicht. Also folgt er dem von Montaigne stammenden, durch La Mettrie überbrachten Rat und macht sich selbst, auch sich selbst, zum Thema. Dann erfährt er hier in Kalifornien, daß ein Deutscher immer zuerst ein Deutscher ist und erst dann ein Mensch. Zu Hause ist er zuerst ein Mensch, so und so alt und ein Mann. Hier ist er offenbar zuerst ein Deutscher. La Mettrie hat seine Gewissenskritik nicht für eine Gesellschaft geschrieben, die sich gerade in einen Völkermord verstrickt hat. Aber er hätte wahrscheinlich in seiner furchtbaren Nüchternheit, in der Beschreibung dessen, was das menschliche Gewissen zu leisten vermag, er hätte seine Gewissenskritik nicht von Grund auf anders geschrieben. Aber zweifellos kann ein Deutscher davon keinen sein Gewissen entlastenden Gebrauch machen. Das war auch nicht im mindesten die Absicht des Referenten. Obwohl der Sachlage nach nicht ausgeschlossen werden kann, daß ein deutscher Referent die La Mettriesche Gewissenskritik auf den Fall Deutschland anwenden könnte.“*<sup>399</sup>

Die dortigen Zuhörer sind der Ansicht, dem deutschen Intellektuellen diene der Philosoph als Vorwand, um der Abwehr deutscher Schuldgefühle das Wort zu reden. Aufgrund des missglückten Vortrags trennen sich Beate und Gottlieb.

Der erste der beiden oben angeführten Abschnitte gibt im Personalstil Ausführungen von Rick Hardy, dem Kollegen und späteren Ehemanns Beates, zum Vortrag Gottliebs wieder. Dieser würde darin den Philosophen und Atheisten La Mettrie als Kronzeugen für sein Anliegen, die Deutschen von ihrer historischen Schuld zu befreien, benennen.

Die zweite Passage, die erzähltechnisch nach dem gleichen Muster gestrickt ist, gibt die Erwiderungen Gottliebs auf die Einlassungen des Vorredners wieder. Zur ersten der beiden obigen Passagen wäre ferner noch festzustellen, dass La Mettrie überhaupt nichts von Schuldgefühlen hält, da sie dem Menschen das Leben nur noch unerträglicher machen. Nach

<sup>398</sup> Martin Walser, *Der Augenblick der Liebe*, Reinbek bei Hamburg 2004, S.168.

<sup>399</sup> Martin Walser, *Der Augenblick der Liebe*, Reinbek bei Hamburg 2004, S.169f.

seiner Auffassung stellen Gewissensbisse daher keinerlei Nutzen für den Menschen dar.

*„Wenn aber das Schuldgefühl dem Gutwilligen (und der Tugend) zum Schaden gereicht, indem es ihm das Leben vergällt; und wenn es den Böswilligen dennoch nicht zu zügeln vermag: folgt dann daraus nicht überhaupt, daß es der menschlichen Gattung zumindest von keinerlei Nutzen ist?“<sup>400</sup>*

Mit einem Sprachbild umschreibt La Mettrie die Begleiterscheinungen der Gewissensqualen. Diese würden nach seinen Worten die klarsten Wasser trüben, ohne jedoch die zu klären, die wirklich trüb seien.<sup>401</sup>

Für die Schweizer Philosophin Ursula-Pia Jauch war La Mettries Abscheu vor Gewissensbissen auch ein Resultat seiner ureigensten Erfahrung im Umgang mit der Religion. Das Klima der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts war noch geprägt von den Praktiken täglicher Gewissensprüfungen und Selbstkasteiungen. Diese führten weder zu einer wirklichen „moralischen“ Besserung, noch brächten die Gewissensprüfungen Entlastung für den Menschen mit sich.<sup>402</sup>

Nun zurück zur These Kämmerlings: Der Redakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* schrieb in seiner Rezension über das Buch vom 24.07.2004 folgendes:

*„Doch seinen [gemeint ist La Mettrie, Anmerkung des Verfassers] geistigen Beistand braucht Walser eben für den Berkeley-Eklat, der unverhohlen auf seine umstrittene Paulskirchenrede und die Ablehnung seines unsäglichen Buchs ‚Tod eines Kritikers‘ anspielt.“<sup>403</sup>*

Ein Rezensent der *Deutschen Presseagentur* kommt zu dem gleichen Ergebnis:

*„Man merkt, dass an Walser noch immer der Streit um seine Friedenspreisrede von 1998 und die Auseinandersetzungen um seinen Roman ‚Tod eines Kritikers‘ nagen.“<sup>404</sup>*

Die Literaturkritikerin Ursula März kommt zu einem ähnlichen Resultat wie die beiden Journalisten; für sie jedoch ist der Vortrag, den Gottlieb Zürn in Berkeley hält, hauptsächlich eine Kommentierung Walsers zur Friedenspreisrede:

*„Denn in Zürns Auftritt feiert die Hauptszene der Walser’schen Skandalchronik, die Paulskirchenrede, ein anheimelndes Comeback. Zürn spricht über Schuld-moral, über Schuldgefühl, diese Zumutung der christlich-jüdischen Tradition und handelt sich die reflexhafte Empörung des Publikums ein. Er sieht sich als ‚deutschen Schuldleugner‘ stigmatisiert und missverstanden. Er begreift, dass ein Deutscher immer und überall in erster Linie ein historisch belasteter Deutscher zu sein hat und erst in zweiter Linie Mensch. Wem dieser Gedankengang neu ist, hat bis gestern den Namen Martin Walser noch nie*

<sup>400</sup> Julien Offrey de la Mettrie, *Über das Glück oder Das höchste Gut* („Anti-Seneca“), herausgegeben und eingeleitet von Bernd A. Laska, (LSR-Quellen; Band 2), Nürnberg 1985, S.59, §100.

<sup>401</sup> Julien Offrey de la Mettrie, (LSR-Quellen; Band 2), *Über das Glück oder Das höchste Gut* („Anti-Seneca“), herausgegeben und eingeleitet von Bernd A. Laska, Nürnberg 1985, S.60f., §101

<sup>402</sup> Ursula-Pia Jauch, *Jenseits der Maschine, Philosophie, Ironie und Ästhetik bei Julien Offray de la Mettrie* (1709 - 1751), München 1998, S.556.

<sup>403</sup> Richard Kämmerlings, Anna, laß mich rein, laß mich raus - Mut gibt es an Tankstellen: Martin Walsers neuer Roman schickt einen Liebenden auf Reisen, in: FAZ, 24.07.2004, S.42.

<sup>404</sup> „Immer zu erst ein Deutscher und erst dann ein Mensch - Alter Streit wirkt nach: Martin Walsers neuer Roman ‚Der Augenblick der Liebe‘ kommt am Freitag in den Buchhandel, dpa/ddp-Meldung, zitiert nach: MZ, 23.07.2004, ohne Paginierung.

gehört.“<sup>405</sup>

Martin Walser äußerte sich in einer Gesprächsrunde zu dem, unter anderem von März vorgebrachten Vorwurf, er habe in diesem Buch die deutsche Schuld Diskussion fikionalisiert:

*„Es ist nicht hineingeschmuggelt, ich erlebe das, ich erlebe das, aus privatesten Gründen will der Gottlieb Zürn den La Mettrie benutzen, um aus seiner Gewissensnot und seiner ewigen Gefangenschaft auszubrechen. La Mettrie und Amerika, das muß es bringen. So, was bringt es dann, er ist ein Deutscher und er denkt natürlich nicht daran, da muß man doch drauf kommen.“*<sup>406</sup>

Thomas Gross lässt in seiner Beurteilung des Buches ebenfalls die Vermutung anklingen, Walser verstecke in seinen Werken Züge autobiographischen Erlebens. Dies deckt sich mit der in der Einleitung aufgeworfenen These, die Ansichten des Schriftstellers würden immer wieder in verschiedensten literarischen Gattungen durchschimmern.

*„Daneben findet sich autobiografisch gefärbte Zeitkritik, denn was Zürn in den USA widerfährt, erinnert natürlich an die Reaktionen auf Walsers Friedenspreisrede von 1998. So stellt sich hier vielleicht noch mehr als in früheren Büchern die Frage, inwieweit dieser Gottlieb Zürn [...] Walsers Alter Ego ist.“*<sup>407</sup>

In der schon oben erwähnten Gesprächsrunde wird aber auch deutlich, dass sich der Autor auf der anderen Seite gegen Verfahren wendet, aus seinem Text Rückschlüsse auf ihn selbst zu ziehen. Er verweigert sich jeglichem Ansinnen, die Geschehnisse um den Vortrag im Roman auf sich zu beziehen, und will stattdessen über diese These nicht mehr weiter diskutieren.

*„[...]als ich das geschrieben habe, habe ich gesagt, das schreibe ich ihnen jetzt hinein, das sollen sie glauben, der meint das ernst, und das habe ich dann so innig gemacht, wie es nicht sein kann.“*

[Walser will über diesen Punkt nicht mehr länger diskutieren, klatscht in die Hände und ruft dann, Anmerkung des Verfassers]: *Laß es sein.*<sup>408</sup>

An dieser Stelle wird wieder einmal deutlich, dass der Autor Walser oftmals die Erwartungen der Öffentlichkeit, sprich der Leserschaft, für seine Zwecke vereinnahmt, um einerseits sein

<sup>405</sup> Ursula März, Überforderung durch Triebstau - Ein jeder Ehebruch zieht vorüber: Martin Walsers neuer Roman ‚Der Augenblick der Liebe‘ ist eine Wiedersehensparty mit bekannten Namen, Figuren und Motiven, in: FR, 23.07.2004. Der Artikel umfasste ausgedruckt 2 DIN A 4 Seiten, die zitierte Stelle befindet sich auf Seite 1. Internetadresse des Textes: [http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur\\_und\\_medien/feuilleton/?cnt=475424](http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur_und_medien/feuilleton/?cnt=475424) (23.07.2004).

<sup>406</sup> Die Stellungnahme Walsers entstammt einer Diskussion über sein Buch *Der Augenblick der Liebe*. Diese wurde im Rahmen der Sendung: Literatur im Foyer im SWR am 23.07.2004 von 23.35 Uhr bis 00.35 Uhr ausgestrahlt. Diskutanten waren dabei Dieter Borchmeyer, Andrea Köhler, Martin Lüdke, Jörg Magenau, und der Schriftsteller selbst. Eigene Transkription.

<sup>407</sup> Thomas Gross, Spiel mit dem anderen Ich - Martin Walser erlebt mit seinem altbekannten Antihelden nun den ‚Augenblick der Liebe‘ - Die literarische Figur bäumt sich gegen das Lebensende auf und sehnt sich nach einem letzten Neuanfang. Meint sich hier der Autor selbst?, in: RM, 22.07.2004, S.21.

<sup>408</sup> Die Stellungnahme Walsers entstammt einer Diskussion über sein Buch *Der Augenblick der Liebe*. Diese wurde im Rahmen der Sendung: Literatur im Foyer im SWR am 23.07.2004 von 23.35 Uhr bis 00.35 Uhr ausgestrahlt. Diskutanten waren dabei Dieter Borchmeyer, Andrea Köhler, Martin Lüdke, Jörg Magenau, und der Schriftsteller selbst. Eigene Transkription.



privates Denken und Fühlen hinter der Fiktion zu verbergen, andererseits aber die Deutungshoheit über die Auslegung seines Werkes ausschließlich für sich zu beanspruchen. Er betreibt somit, wie schon in der Einleitung erwähnt, ein literarisches Spiel, um sich auf der einen Seite den Rezipienten seines Œuvres zu öffnen, auf der anderen Seite jedoch Ausdeutungen seiner Schriften, die nicht auf sein Wohlwollen treffen, abzulehnen.

In einem anderen Interview zu seinem Buch betonte Martin Walser erneut, dass er die Schulddiskussion nicht bewusst in seinen Roman miteingeflochten, sondern lediglich die Figuren und Motive bedient habe.

*„Diese politische Strähne in einem Roman des bloßen Gefühls habe ich nicht geplant gehabt, habe ich nicht gesucht. [...] Sobald der Roman einmal läuft beim Schreiben, [...] hat der Autor nur noch eine bedienende Funktion. Er bedient die Figuren und Motive. [...] Weil diese Figur das und das tut, muss die andere so und so reagieren.“<sup>409</sup>*

Diese Antwort erinnert doch sehr stark an das Motiv von der Sprache in der Friedenspreisrede, der sich Martin Walser überlassen müsse, um ihr dabei nicht in die Zügel zu fallen, ähnlich einem scheuenden Pferd.

Martin Walser sagte damals:

*„[...]wenn ich ahne, daß es gegen meine Empfindung wäre, mich ein weiteres Mal dieser Predigersatzfunktion zu fügen, dann liefere ich mich der Sprache aus, überlasse ihr die Zügel, egal, wohin sie mich führe. Letzteres stimmt natürlich nicht. Ich falle ihr in die Zügel, wenn ich fürchten muß, sie gehe zu weit, sie verrate zuviel von mir, sie enthülle meine Unvorzeigbarkeit zu sehr. Da mobilisiere ich furcht- und bedachtsam sprachliche Verbergungsroutinen jeder Art.“<sup>410</sup>*

In der Friedenspreisrede hat der Schriftsteller seine lenkende Funktion auf sein Schaffen nicht bestritten, sondern diese hervorgehoben, um damit „sprachliche Verbergungsroutinen jeder Art zu mobilisieren“, wohingegen er im oben genannten Interview jegliche Einflussnahme auf seinen Text abstreitet. Man mag hier an das schon vorgestellte theoretische Konstrukt des impliziten Autors denken. Dieses Verfahren stellte unter anderem die eigenständige Kraft des Textes zur Disposition.

*„Und da das in Amerika passiert, passiert es so, wie es passieren muss. Diese Züri-Szene würde in Deutschland anders verlaufen. Obwohl, nachträglich, aber wirklich erst nachträglich, habe ich bemerkt, dass dem Gottlieb Züri in Kalifornien etwas passiert ist wie mir nach der Paulskirchen-Rede. Dieses Eigenleben der Wirkungen. Damals haben auch Siegfried Unseld und Ulla Berkéwicz meine Rede gelesen, vorher, haben sie gut gefunden, keiner von uns ahnte, dass passieren könnte, was nachher passierte. Man muss offenbar immer auf alles gefaßt sein. Und genau das ist man nicht. Kann man nicht sein. Sonst würde man ja gar nichts mehr tun. Auf jeden Fall: Gottlieb Züri erlebt es jetzt auf seine Weise.“<sup>411</sup>*

<sup>409</sup> Liebenswürdige Menschen sind gefährlich! – Ein neuer ‚Walser‘ war schon immer Garantie für einen Bestseller. Diesmal freut sich ein neuer Verlag, und klatschsüchtige Kritiker wittern ein ‚Enthüllungsbuch‘., Interview von Roman Pliske mit Martin Walser, in: Bücher 5 (2004), S.20-23, hier: S.21f.

<sup>410</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher, Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.27.

<sup>411</sup> Liebenswürdige Menschen sind gefährlich! – Ein neuer ‚Walser‘ war schon immer Garantie für einen

Martin Walser beharrt in dem genannten Interview mit der Zeitschrift *Bücher* darauf, ihm sei die Analogie zwischen dem fiktiven Berkeley-Vortrag und seinen persönlichen Erlebnissen während der Friedenspreisrede erst nach der Fertigstellung seines Romans bewusst geworden. Dieser Umstand belegt erneut das ständige Bestreben des Schriftstellers, die Rezeption seiner Werke zu lenken.

Damit gibt er indirekt Kritikern wie Ursula März Recht, die seinen Roman als Kommentierung der Frankfurter Rede lesen. Wenn er auch behauptet, erst im Nachhinein die Analogie zwischen seinen persönlichen Erlebnissen und jenen des Gottlieb Zürn in Berkeley erkannt zu haben, so ist doch davon auszugehen, dass der Autor an dieser Stelle zumindest unbewusst seine eigenen Erfahrungen literarisch verarbeitet hat. Wollte man nun die Theorie Booths zur Anwendung bringen, so wäre zunächst zu untersuchen, welche Werte der Schriftsteller denn im „*Augenblick der Liebe*“ zu vermitteln sucht. Da dem La Mettrie – Kenner Zürn eindeutig zu Unrecht vorgeworfen wird, er wolle die Worte des Philosophen missbrauchen, um Rechtfertigungen für den Holocaust an den Mann zu bringen, in der Absicht, damit die eigene Nation von Schuld zu befreien, so ist wohl Vorurteilsfreiheit auch und insbesondere Deutschen gegenüber als eines der wichtigsten Anliegen dieses Romans zu betrachten. Diese Intention kommt, wie aus mehreren in der vorliegenden Arbeit angeführten Zitaten hervorgeht, bei Walser auch in seinen Reden und Interviews immer wieder zum Ausdruck. Bezüglich der Berkeley- Episode lässt sich also der implizite Autor nicht vom realen Autor unterscheiden. Dies wiederum spräche für die Annahme Genettes, dass zwischen realem Autor und Erzähler nur in Ausnahmefällen noch Platz für eine dritte Instanz, den impliziten Autor wäre, und daher keine Notwendigkeit für diesen bestehe.

Jedoch ist an dieser Stelle wiederum auf die Ambivalenz, die sowohl seinen Werken als auch seinen Stellungnahmen innewohnt, zu verweisen. In der oben genannten Diskussion im Rahmen der Sendung *Literatur im Foyer* weigert sich Walser, die Schulddiskussion auf sich selbst zu beziehen und weiterzuführen.

In der Sendung *Titel, Thesen, Temperamente* dagegen betont der Autor nochmals die von ihm empfundene Notwendigkeit, diese Thematik im Roman erneut wieder aufzugreifen.

---

Bestseller. Diesmal freut sich ein neuer Verlag, und klatschsüchtige Kritiker wittern ein ‚Enthüllungsbuch‘., Interview von Roman Pliske mit Martin Walser, in: *Bücher* 5 (2004), S.20-23, hier: S.22. In einem Interview mit der Welt vom 12.07.2004 streicht der Autor nochmals das Amerikamotiv heraus: „Zürn hat das nicht politisch gemeint. Er dachte an sein Privatleben: La Mettrie, Amerika, Beate, jetzt komme ich endlich ins Freie. Er hat nicht daran gedacht, dass ein Deutscher im Ausland immer zuerst ein Deutscher ist. Schließlich entschuldigt er sich. Doch das hilft ihm nichts. Es wird ihm eine große Niederlage zugefügt.“, ‚Ich bin todesscheu‘ - Der Schriftsteller Martin Walser im Gespräch über seinen neuen Roman, Suhrkamp und sein Land.

„Gut, das hätte ich weglassen können und trotzdem, ich habe es nicht weglassen können und zwar aus dem Grund: So ein Umgang mit solchen Wörtern, Schuldgefühlen, schlechtes Gewissen und so weiter[...] da mußte ich diese Provokation geschehen lassen, daß wir ihn falsch verstehen, weil er ein Deutscher ist.“<sup>412</sup>

In einem Interview mit Dirk Schümer und Thea Dorn anlässlich der Veröffentlichung seines Buches *Meßmers Reisen* bekennt der Autor Walser:

„Walser: [...] der Meßmer ist meine Puppe, ohne Puppe könnte ich den Mund nicht aufmachen.

„Schümer: Puppenspiel?“

„Walser: Ja!“<sup>413</sup>

Diese Gesprächssequenz zeigt sehr deutlich, dass der Schriftsteller bewusst mit seinen Figuren spielt.

In einem Interview aus dem Jahre 1999 mit Peter Voß anlässlich seines Romans *Ein springender Brunnen* hatte der Schriftsteller offenbart, dass sich nicht nur bei ihm im Innersten, sondern bei allen Menschen, viele einander sich widersprechende Meinungen im Widerstreit befänden. Deshalb könne er sich auf die dialektische Theorie Hegels, dass nichts ohne sein Gegenteil wahr sei, berufen:

„Nichts ist ohne sein Gegenteil wahr“<sup>414</sup>. In einem Menschen ist immer auch das Gegenteil vorhanden. In ihm ist immer mehr drin, als die Welt zugelassen hat. [...] In mir ist zu allen Meinungen, die ich schon gesagt habe, die konnte ich nur sagen, weil ich Meinungen, die diesen Meinungen widersprochen hätten und die diese Meinungen verdeutlicht hätten, da hab ich die also weggelassen, um mich deutlich zu machen, aber damit habe ich immer eine Selbstunterdrückung vollzogen, verstehen Sie?“<sup>415</sup>

<sup>412</sup> Interview mit Martin Walser in der Sendung: Titel, Thesen, Temperamente. Diese wurde in der ARD am 01.08.2004 zwischen 23.00 Uhr und 23.30 Uhr ausgestrahlt. Eigene Transkription.

<sup>413</sup> Schümer und Dorn, Der Büchertalk, Die Sendung wurde am 14.09.2003 zwischen 12:30 Uhr und 13:00 Uhr auf 3sat ausgestrahlt, Interview mit Martin Walser zu seinem Buch *Meßmers Reisen*. Eigene Transkription.

<sup>414</sup> Diese Geisteshaltung des Schriftstellers lässt starke Bezüge zur frühcholastischen Schrift *Sic et non* (Ja und Nein) des Peter Abailard (1079-1142) erkennen. In dieser Schrift sammelt Abailard eine Fülle sich widersprechender Sätze der Bibel und der Kirchenväter. Er zeigt damit auf, daß die Texte der Autoritäten auslegungsbedürftig sind und nicht starr übernommen werden können. Walser wehrt sich, ähnlich wie Abailard, gegen eine eindeutige Auslegung von Meinungen.

Eine kritische Ausgabe zu Abaelards Schrift bietet: Peter Abailard, *Sic et Non - A critical Edition*, Blanche Boyer and Richard McKeon, The University of Chicago Press, Chicago 1976. Wahrscheinlicher jedoch ist, daß sich der Schriftsteller dabei auf Hegel, den er auch in der Friedenspreisrede mehrmals zitiert, bezieht. In dessen 1812 erschienen Werk „Wissenschaft der Logik“, wird das Werden als Einheit des Seins und des Nichts folgendermaßen definiert: „Das reine Sein und das reine Nichts ist also dasselbe. Was die Wahrheit ist, ist weder das Sein, noch das Nichts, sondern daß das Sein in Nichts, und das Nichts in Sein [...] übergegangen ist. Aber ebensosehr ist die Wahrheit nicht ihre Ununterschiedenheit, sondern daß sie nicht dasselbe, daß sie absolut unterschieden, aber ebenso ungetrennt und untrennbar sind und unmittelbar jedes in seinem Gegenteil verschwindet.“, Friedrich Hegel, *Wissenschaft der Logik*, erster Teil, herausgegeben von Georg Lasson, (Philosophische Bibliothek Band 56), unveränderter Abdruck des Textes der zweiten um eine vergleichende Seitenübersicht erweiterten Auflage von 1934, Darmstadt 1967, S.67.

<sup>415</sup> Die Auffassung, dass eine tradierte Meinung viele Gegenmeinungen evoziere, vertritt Martin Walser auch in dem Essay *Vormittag eines Schriftstellers*, das erstmals in der „Zeit“ vom 14.12.1990 erschien. Darin schreibt er unter anderem:

„Ein Artikel mit meiner Meinung weckt fünf mit der Gegenmeinung. [...] Daraus, daß eine Meinung offenbar immer das Gegenteil einer anderen Meinung ausdrückt, schließe ich, daß eine Meinung nie das Ganze ausdrückt, daß sie also etwas Teilhaftes ist.“,

Martin Walser, *Vormittag eines Schriftstellers*, in: Martin Walser, *Deutsche Sorgen*, Frankfurt am Main 1997, S.439-452, hier: S.447.

<sup>1</sup> Die Sprache der Erinnerung, Interview mit Peter Voß in der Reihe ‚Bühler Begegnungen‘, ausgestrahlt am

Dieses Theorem greift der Schriftsteller in dem Interview mit der Zeitschrift *Bücher* erneut auf, als er, befragt nach der Berkeley-Episode, bekennt:

*„Sie ist ein Ergebnis jener Dialektik, die sich beim Romanschreiben entfaltet. [...] Die Selbsttätigkeit dieser Entwicklung [der Romanfiguren und Motive, Anmerkung des Verfassers] darf dialektisch heißen“.*<sup>416</sup>

Mit dieser Geisteshaltung offenbart Martin Walser nochmals seine eigene Wankelmütigkeit hinsichtlich der Auslegung seiner Texte. Einerseits lehnt er die Diskussion über die Frage der deutschen Schuld, die nach Ansicht einiger Kritiker in seinem Roman thematisiert wird, ab, andererseits weist er im oben angeführten Interview explizit auf die Paulskirchenrede und die damit einhergehende Diskussion um den Umgang mit der deutschen Schuld hin. Diese kleine Episode illustriert sehr anschaulich, dass Martin Walser selbst nicht zu einer eindeutigen Aussage über sein Werk kommt. Somit kann der Satz von Hegel an dieser Stelle auf ihn selbst angewendet werden, denn in ihm existieren mehrere Gegenmeinungen, wie er in dem Gespräch mit Peter Voss bekannt hat. Für diese Einstellung mögen die oben angeführten sehr unterschiedlichen Aussagen über die Interpretation seines Romans ein beredtes Beispiel geben.

Ein Artikel in der *Mittelbayerischen Zeitung* über die Lesung Walsers in Regensburg verknüpft die Erfahrung des Protagonisten Gottlieb Zürn und des Philosophen La Mettrie mit jenen des Autors selbst nicht nur bezüglich der Rezeption seiner Werke, sondern auch seiner Reputation im Kreise der Intellektuellen:

*„Als Zürn in einem Vortrag in Berkeley diese Energie für sich beansprucht, wenn auch nur privat, wird er demütigend belehrt: Ein Deutscher mit seiner Vergangenheit darf für sich nicht die Freiheit von Schuldgefühlen reklamieren. Und Zürn erkennt, dass er im Ausland immer zuerst Deutscher und dann erst Mensch ist. Die politische Korrektheit will sein Denken in die Erwartungsschablone knebeln. Man behauptet: Unter dem Vorwand, über La Mettrie zu sprechen, erschwinde er den Deutschen einen Freispruch. Das ist Walsers Leiden: Auch die ‚guten‘ Dogmen der Gesellschaft sind für das freie Individuum eine Zumutung. Verdrängung und Ausstieg. Wen wundert’s, dass La Mettries Bücher verbrannt wurden, dass er ins Ausland flüchten musste? Sogar die Aufklärer distanzieren sich von ihm. Wieder eine Parallele: Auch Walser hatte nach seiner Paulskirchen-Rede und dem Vorwurf des Antisemitismus (‚Tod eines Kritikers‘) das Gefühl, man wolle ihn aus der Kaste der Intellektuellen ausschließen. Er ist nur bei Suhrkamp ausgestiegen, nach 50 Jahren Zugehörigkeit. ‚Das gibt es auch*

---

07.01.1999 in 3sat. Eigene Transkription. Der Philosoph Hans Blumenberg, der von 1910-1996 lebte, brachte die Auffassung zum Ausdruck, dass eine objektive Wahrheit nicht existiere.

*„Die beiden letzten [Zitate, Anmerkung des Verfassers] führen uns an die Einsicht heran, daß sich inmitten der Neuzeit eine Form der Skepsis herausgebildet hat, die in der vorherigen Geistesgeschichte nicht ihresgleichen besitzt: ein Zweifel, nicht primär an der Erreichbarkeit der Wahrheit, sondern am menschlichen Sinn des Erreichens, an der humanen Vertretbarkeit des Anspruchs auf ‚nackte Wahrheit‘,*

Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt am Main 1999, S.73.

Blumenberg kann also als Kronzeuge Walsers betrachtet werden, denn der Schriftsteller ist ebenfalls der Auffassung, daß nichts ohne sein Gegenteil wahr sei, eine objektive Wahrheit demnach Illusion sei.

<sup>416</sup> Liebenswürdige Menschen sind gefährlich! – Ein neuer ‚Walser‘ war schon immer Garantie für einen Bestseller. Diesmal freut sich ein neuer Verlag, und klatschsuchtige Kritiker wittern ein ‚Enthüllungsbuch‘, Interview von Roman Pliske mit Martin Walser, in: *Bücher* 5 (2004), S.20-23, hier: S.22.

*heute, dass Intellektuelle, die es zu Ansehen, also Einfluss, also Macht gebracht haben, einen anderen Intellektuellen, der ihnen nicht liegt, aus der Branche ausschließen möchten. Ein Eifer, der entsteht, wenn man sein eigenes aufgeklärtes Normatives universalisieren will', las Walser.*<sup>417</sup>

Ein weiteres Motiv, das sowohl Walser als auch La Mettrie in ihren Werken reflektieren, ist die Gesellschaftskritik. La Mettrie kritisiert die in der Epoche der Aufklärung befindliche Gesellschaft seiner Zeit.

*„Oh du, den man gemeinhin einen Elenden nennt! In den Augen der Gesellschaft bist du es auch tatsächlich, in deinen eigenen brauchst du es nicht zu sein. Du mußt nur deine Schuldgefühle bewältigen: entweder durch Reflexion (wenn sie stark genug ist) oder durch Einübung entgegengesetzter Verhaltensweisen, die wesentlich stärker sind als sie. Wärest du nach anderen Prinzipien aufgezogen worden, d.h. ohne die Ideen, die den Nährboden deiner Schuldgefühle bilden, so hättest du diese Feinde nicht zu bekämpfen. Doch das ist nicht alles: du mußt dem [öffentlichen] Leben mit Verachtung gegenüberstehen, ob du mit Würden ausgezeichnet oder ob du mit Haß verfolgt wirst.“*<sup>418</sup>

In einem Gespräch mit Günter Grass beharrt der Schriftsteller Martin Walser nochmals auf seinem Recht, seine persönliche Sprache zur Kommentierung seiner Ansichten über die deutsche Vergangenheit zu pflegen, auch wenn sein Sprachgebrauch mit den gesellschaftlichen Konventionen unvereinbar ist.

*„Ein Wort hat gefehlt, Günter, das Wort Gewissen. Meine Sache ist darauf hinaus gelaufen, daß man den Umgang mit so einer nationalen Schuld, daß man den nicht durch einen normativen, öffentlichen Sprachgebrauch[...]das, was Salomon Korn den ‚Jargon der Betroffenheit‘ genannt hat, das war ja eingeführt. Im Grunde genommen, hast Du dasselbe auch schon gesagt, darauf kann es nicht hinauslaufen, sondern man muß als Schriftsteller das Recht haben, eine Sprache zu riskieren, die für dieses Thema nicht im Schwange ist, aber die doch meine persönliche Sprache ist.“*<sup>419</sup>

Die Parallelen zwischen den Ansichten Martin Walsers und La Mettrie belegen erneut, dass der Schriftsteller den Philosophen als Folie benutzte, um seine persönlichen Ansichten durch den französischen Materialisten und Atheisten in einen Romancorpus einzubetten. Diese Interpretationslesart hat der Autor in seiner Berkeley-Episode schon vorweggenommen. Er hat

<sup>417</sup> Manfred Stuber, Auch ‚gute‘ Dogmen verhindern individuelle Freiheit- Martin Walser war in Regensburg/ Bei Atlantis: Furiose Lesung im Kulturspeicher aus ‚Der Augenblick der Liebe‘ in: MZ, 07.09.2004, ohne Paginierung.

<sup>418</sup> Julien Offrey de la Mettrie, Über das Glück oder Das höchste Gut („Anti-Seneca“), herausgegeben und eingeleitet von Bernd A. Laska, (LSR-Quellen; Band 2), Nürnberg 1985, S.110, §168. Das Publikum des 18. Jahrhunderts stieß sich deshalb an La Mettries Werk, da es sehr viel Zündstoff für die damalige Zeit enthielt. Als Beispiel für La Mettries provokante Thesen mag folgende Passage dienen: *„Da wollen wir doch lieber Anti-Stoiker sein! Jene Philosophen sind freudlos, streng und hart; wir dagegen wollen heiter, milde und freundlich sein. Sie, ganz Seele, kümmern sich nicht um ihr körperliches Heil; wir, ganz Körper, wollen uns nicht um unser Seelenheil kümmern. Sie zeigen sich unempfindlich gegenüber Freud und Leid; wir wollen stolz darauf sein, beides zu empfinden.“*, Julien Offrey de la Mettrie, Über das Glück oder Das höchste Gut („Anti-Seneca“), herausgegeben und eingeleitet von Bernd A. Laska, (LSR-Quellen; Band 2), Nürnberg 1985, S.18f., §24; der Philosoph und Materialist trat also für ein Ausleben der Sexualität ohne feste Bindungen ein. Dieses Postulat war natürlich eine unerhörte Forderung für die Gesellschaft der damaligen Zeit. Friedrich der Große, der ihm später am Preußischen Hof Asyl gewährte, soll über dessen Werk schockiert gewesen sein. Der junge Lessing hat La Mettrie, wie es Martin Walser in seinem Roman *Der Augenblick der Liebe* erwähnt, sogar als Pornoschriftsteller bezeichnet (S.122).

<sup>419</sup> Günter Grass - Martin Walser, Zweites Gespräch über Deutschland, Edition Isele, Eggingen 1999, Das Gespräch ist auf MC erhältlich. Eigene Transkription.

dort schon im Vorhinein fiktionalisiert, was ihm die Kritiker seines Buches, wie zum Beispiel Ursula März später dann tatsächlich vorwarfen.<sup>420</sup> Richard Kämmerlings hat diesen Kunstgriff Walsers erkannt und in seiner Rezension des Buches mit folgenden Worten umschrieben:

*„Walser[...]stellt die ganze Episode als Falle auf - ähnlich wie er es schon bei ‚Tod eines Kritikers‘ tat, dessen skandalösen Charakter er ja schon beim Schreiben antizipiert hatte. Walser will abermals ein Hase- und Igel-Spiel mit der Öffentlichkeit treiben und den -erwarteten- Entrüstungen dann ein ‚Ich bin all hier‘ entgegenrufen: Seht ihr, so wird ein ganz privater Liebesroman an den Pranger politischer Korrektheit gestellt! Und wie Zürn darauf sarkastisch-selbstanklagend antwortet: Und er habe gelernt, daß er zuerst ein Deutscher ist, und erst dann, falls sein Ein-Deutscher-sein das noch zuläßt, erst dann ein Mensch‘.“<sup>421</sup>*

In seinem Essay *Über das Selbstgespräch* kommentiert der Autor die von der Paulskirchenrede ausgelöste Kontroverse folgendermaßen:

*„Ich glaube, jeder, der einer Rede zuhört, versteht sie auf seine Weise. Ich will ihn nicht dazu überreden, die Rede so zu verstehen, wie ich sie meine. Das ist die Freiheit zwischen Menschen, die die Sprache nicht dazu benutzen, einander Rezepte zuzurufen. Wie einer meine Rede oder meinen Roman versteht, das hat er zu verantworten, nicht ich. Mir wurde empfohlen, diese oder jene Reaktion ein Mißverständnis zu nennen. Das habe ich ablehnen müssen. Jeder hat die Freiheit zu verstehen, wie er muß. Ich habe ihm keine Art des Verstehens vorzuschreiben. Ich muß auch mit seiner Art, mich zu verstehen, nicht einverstanden sein. Jede Art von Verständnis ist ein Beitrag zum Ganzen.“<sup>422</sup>*

Mit dieser Aussage versucht der Schriftsteller offensichtlich, sich von der Verantwortung für die Wirkung seines Werkes zu entbinden, und sieht diese überwiegend beim Rezipienten. Einer ähnlichen Argumentationsweise bedient sich Martin Walser auch während seines Gespräches mit Ignatz Bubis, in dem der damalige Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland dem Autor vorwarf, seine Friedenspreisrede sei missverständlich gewesen:

*„Also bitte schön. Dann gestehen Sie mir doch bitte zu, daß ich etwas ausgelöst habe, ohne es zu wollen. Aber es ist etwas in Gang gekommen, was wir ernst nehmen müssen, etwas, mit dem wir nicht umgehen können [...]“.<sup>423</sup>*

Mit diesem letzten Halbsatz deutet Walser einen Hauptpunkt der Walser- Bubis -Kontroverse an. In deren Verlauf wurde ihm vorgeworfen, seine Rede sei uneindeutig gewesen und habe deshalb zu Irritationen Anlass gegeben. Dieses Phänomen zieht sich wie ein roter Faden durch

<sup>420</sup> Der Philosoph Bernd A. Laska sieht den Roman vor allem als philosophische Abhandlung über La Mettrie, die man kontrovers diskutieren sollte: „Auf jeden Fall ist es Walser gelungen, ein philosophisches Thema, dessen hohe aktuelle Relevanz äußerst schwer auch nur zu charakterisieren ist, so aufzubereiten, dass es, wie Ulrich Greiner in der ZEIT resümiert, 'zum Widerspruch und zum Nachdenken reizt, das macht ihm keiner nach.'“, Bernd A. Laska, Warum ausgerechnet La Mettrie? - „Über den ‚eigentlichen Helden‘ in Martin Walsers Roman ‚Der Augenblick der Liebe‘“, in: literaturkritik.de, Nummer 10 (2004). Internetadresse des Artikels: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=7518](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=7518) (01.10.2004).

<sup>421</sup> Richard Kämmerlings, Anna, laß mich rein, laß mich raus - Mut gibt es an Tankstellen: Martin Walser neuer Roman schickt einen Liebenden auf Reisen, in: FAZ, 24.07.2004, S.42.

<sup>422</sup> Martin Walser, Über das Selbstgespräch - Ein flagranter Versuch, in: Die Zeit, 13.1.2000, S.42-43, hier: S.43.

<sup>423</sup> Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser: Vom Wegschauen als lebensrettende Maßnahme, von der Befreiung des Gewissens und den Rechten der Literatur, in: FAZ, 14.12.1998, wiederabgedruckt in: Frank Schirrmacher (Hg.), Die Walser-Bubis Debatte - Eine Dokumentation, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, hier: S.461.

die Werksrezeption von Martin Walser. Dies lässt sich auch an einer Stellungnahme, die er im Rahmen eines Chats, welcher im Anschluss an das schon in der Einleitung erwähnte Interview mit Sandra Maischberger durchgeführt wurde, belegen, als der Schriftsteller auf die Frage, ob er mit seinen Provokationen ein neues nationales Selbstverständnis fördern wolle, antwortete:

*„Ich will nur das ausdrücken, was mir selbst zweifelhaft und wichtig ist. Und ich will das öffentlich sagen, um zu erfahren, ob andere ähnliche Zweifel haben. Ich will überhaupt keinem anderem irgendetwas einreden, sondern nur ein Problem anbieten, mit dem ich selber zu tun habe.“<sup>424</sup>*

Martin Walser will einerseits seinem Leserpublikum bei der Interpretation seiner Werke keinerlei „Rezepte zurufen“, wie er im erwähnten Gespräch mit Ignatz Bubis kundtat, andererseits aber auch seine persönlichen gesellschaftspolitischen und literarisch ambitionierten Ansichten deutlich machen, jedoch nicht ohne stets einen Interpretationsspielraum bei der Ausdeutung seiner Werke zu lassen.

Diese Tatsache aber macht es dem Rezipienten ausgesprochen schwer, zu erfassen, was der Schriftsteller mit seinen Äußerungen auszudrücken beabsichtigt. Wenn Martin Walser mit einer bestimmten Auslegung seines Schaffens nicht einverstanden ist, dann attackiert er diejenigen, welche seine Aussagen oder Werke anders deuten, als es ihm angemessen erscheint.

*„Aber auch das ist letztlich keine Entschuldigung, denn Walsers Phrasen haben es in sich, auch wenn er feige genug ist, vor Kühnheit zu zittern, es aber an allem Mut fehlen lässt, konkreter zu werden. Man müsste - wie Walser - zum Untersteller werden, um sie weiter zu dechiffrieren.“<sup>425</sup>*

Für Matthias Heyl ist das bereits oben erwähnte Motiv der Sprache, der Walser „Zügel anlegt“, das Hauptcharakteristikum der Friedenspreisrede. Er kommt zu dem Schluss, dass der Autor sich mit der rhetorischen Figur der Sprache gegen mögliche Angriffe wappne, als sei nicht er es, der da spräche, sondern, als würde es gleichsam aus ihm heraus reden.<sup>426</sup>

Das Motiv der Sprache ist bei Martin Walser ein ganz entscheidendes Moment. In seinem Essay *Sprache, sonst nichts* aus dem Jahre 1999 betont er, dass er mittels der Sprache Ansichten zu Papier bringe, die ihm vorher nicht bewusst waren. Er selbst vermag seiner Ansicht nach keinerlei Kontrolle über die Sprache auszuüben.

<sup>424</sup> Martin Walser, Ein Schriftstellerleben in Deutschland, Chatroom - Gespräch mit dem Schriftsteller nach der n-tv - Sendung vom 29.08.2001. Internetadresse des Gesprächs: [wyiwyg://10/http://www.n-tv.de/2425588.html](http://www.n-tv.de/2425588.html) (22.01.2002). Die zitierte Antwort des Poeten befindet sich auf der dritten Seite des dreiseitigen DIN A4 Ausdrucks.

<sup>425</sup> Matthias Heyl, Zweimal Nachdenken über Martin Walsers „Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“, in: Hans Erler (Hg.), *Erinnern und Verstehen - Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen*, Frankfurt am Main 2003, S.75-99, hier: S.83.

<sup>426</sup> Matthias Heyl, Zweimal Nachdenken über Martin Walsers „Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“, in: Hans Erler (Hg.), *Erinnern und Verstehen - Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen*, Frankfurt am Main 2003, S.75-99, hier: S.95.

*„Die Sätze, die ich schreibe, sagen mir etwas, was ich, bevor ich diese Sätze schrieb, nicht gewußt habe. Die Sprache ist also ein Produktionsmittel. Allerdings eins, über das man nicht Herr ist. [...] Natürlich muß das, was man schreibt, überraschend sein, für den, der schreibt. Er muß sich andauernd wundern können, über das, was da, ohne daß er Herr des Verfahrens ist, aus seiner Hand aufs Papier kommt.“<sup>427</sup>*

Ein anderer Kommentar zur Friedenspreisrede sieht gerade in deren Unschärfe einen positiven Aspekt, der zum Verständnis der Aussagen des Schriftstellers beitrug.

*„Walser brachte zum Ausdruck, daß sich bei ihm aufgrund der Überflutung mit historischen Schreckensbildern der Wunsch rege, sie nicht mehr ständig sehen zu müssen. Er sprach die Überfütterung der Menschen mit guten antifaschistischen Absichten an und kritisierte dies. Seine Rede war schlecht gesprochen und unklar formuliert, so, als ob es ihm am Mut zum Aussprechen dessen fehlte, was er für richtig hielt, doch wurde er sehr wohl verstanden.“<sup>428</sup>*

Martin Walser lässt seine Ansichten bewusst im Nebulösen, um sich damit auch gegenüber Kritik unangreifbar zu machen. Er will nicht zuviel von sich selbst preisgeben. Dies scheint ein zentraler Gesichtspunkt zum Verständnis seines Œuvres zu sein. Diese Haltung des Schriftstellers erfährt ihre Ausprägung meistens durch Mitteilung persönlicher Ansichten durch Figuren in seinen Werken.

*„In mir hat sich seitdem eine Art Misstrauen gegen Meinungen entwickelt. [...] Das heißt nur: Ich habe als Schreibender die Erfahrung gemacht, dass ich in meinen Meinungen weniger enthalten bin als in meinen Romanen.“<sup>429</sup>*

In einem Interview gibt der Schriftsteller zu, dass er mit Bedacht vieles in der Schwebelage hält.

*„Warum diese Scheu, für eine politische Richtung repräsentativ zu sein? Ich bin das Unrepräsentativste, was es gibt. Ich hoffe nur, es gibt viele meinesgleichen, von denen keiner den anderen repräsentieren will. Ich bin schon in großer Verlegenheit, wenn ich mich selber repräsentieren soll. Ich kann mich einfach auf keinen Nenner bringen.“<sup>430</sup>*

Vor dem Hintergrund der linken Positionen, denen Martin Walser in den sechziger und siebziger Jahren nahestand<sup>431</sup>, ist es interessant zu beobachten, dass er sich heute der politischen Mitwirkung entziehen will. Reinhard Baumgart kam im Verlaufe der Walser-Bubis-Debatte zu einem markanten Urteil über die Änderungen von Walsers politischen

<sup>427</sup> Martin Walser, Sprache, sonst nichts, in: Martin Walser, Aus dem Wortschatz unserer Kämpfe - Prosa, Aufsätze, Gedichte, Frankfurt am Main 2002, S.372-380, hier: S.375. Erstveröffentlichung: Die Zeit, 30.09.1999.

<sup>428</sup> Horst Hensel, Denglisch oder Deutsch? - Über die Anglisierung des Deutschen durch die Werbung, in: Mut - Forum für Kultur, Politik und Geschichte, Nr. 401, Januar 2001, S.58-72, hier: S.67.

<sup>429</sup> Martin Walser, Über das Selbstgespräch - Ein flagranter Versuch, in: Die Zeit, 13.1.2000, S.42-43, hier: S.42

<sup>430</sup> Ich kann mich auf keinen Nenner bringen - Ein Gespräch mit Stephan Sattler, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunschpotential - Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.55-62, hier: S.56. Erstveröffentlichung: Focus 47, 25.11.1997.

<sup>431</sup> Walsers damalige politisch links gerichtete Haltung illustriert sehr schön eine Passage aus einem Brief von Max Walter Schulz an den Autor. Nach dessen Worten hat Martin Walser die Mitwirkung des Warschauer Paktes beim Einmarsch in die Tschechoslowakei 1968 als „Verrat an der ‚jahrzehntelangen Arbeit der europäischen Linken für Wandel und Fortschritt durch Entspannung‘“ angesehen, Max Walter Schulz, Offener Brief an Martin Walser, in: NdL, H. 12 (1968), S.180-184, hier: S.182.



Positionen. Er vertrat die Ansicht, Walsers Positionen würden einer Wasserscheide ähneln, „von der nach links verbrauchtes Vokabular abfließt, während sich rechts scheinbar Neues sammelt, doch aus dem gleichen Reservoir.“<sup>432</sup>

Diese These Baumgarts bezieht sich auf Walsers linke Gesinnung in den sechziger Jahren, die sich unter anderem nicht nur in seinen lautstarken Protesten gegen den Vietnamkrieg, sondern auch in dem auf seine Initiative hin gegründeten *Büro für Vietnam*, manifestierte. Diese damalige Geisteshaltung zeigt sich nicht nur in seinem Text *Auskunft über den Protest*<sup>433</sup>, sondern auch in dem Bildband *Stationen Vietnams*, der von Carlo Schellemann und dem jungen Walser im Auftrag des Präsidiums der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN), Frankfurt am Main 1968 herausgegeben wurde. In den frühen sechziger Jahren stand Walser, ähnlich wie seine Schriftstellerkollegen Heinrich Böll und Günter Grass, der SPD sehr nahe. In der Mitte dieses Jahrzehnts wurde die Enttäuschung Walsers über die Rolle der SPD in der großen Koalition immer größer, vor allem wegen deren Haltung zum Vietnamkrieg, so dass er sich nicht nur in Richtung APO, sondern auch in Richtung DKP bewegte. Die Enttäuschung über die damalige Regierung kleidete er damals folgendermaßen in Worte: „Wenn wir die gesellschaftspolitischen und außenpolitischen Grundsätze unserer beiden Parteien vergleichen, sehen wir, daß wir fast in einem Einparteien-Staat wohnen.“<sup>434</sup>

Während der späten sechziger und Anfang der siebziger Jahre wurde Walser zu einem der wichtigsten Wortführer der linken Intellektuellen in der Bundesrepublik und schrieb aus diesem Grund nicht nur gegen den Vietnamkrieg, sondern verurteilte auch die bundesrepublikanische Unterstützung der amerikanischen Politik und „die bundesrepublikanische Berichterstattung und Beurteilung diesen Krieg betreffend.“<sup>435</sup>.

So schrieb er 1967 in seinem *Engagement als Pflichtfach für Schriftsteller*:

„Ein Schriftsteller kann, zum Beispiel durch Lektüre amerikanischer Zeitungen, zur Ansicht kommen, daß wir hier zu Lande schlecht unterrichtet werden über den Krieg in Vietnam, er kann feststellen, daß wir diesen Krieg mehr unterstützen, als jedes andere westeuropäische Land; er kann sich gegen die schlecht unterrichtete öffentliche Meinung wenden, kann Aufklärung befördern, mit dem Ziel, eine sachlichere Beurteilung dieses Krieges zu ermöglichen; mit dem Ziel auch, die materielle und moralische Unterstützung dieses Kriegs zum allerersten Mal einer öffentlichen Kritik auszusetzen. Wer unsere **und** ausländische Zeitungen liest, der weiß, daß wir, wahrscheinlich aus falsch verstandener Bündnistreue,

<sup>432</sup> Reinhard Baumgart, *Sich selbst und allen unbequem - Der Weg des Martin Walser als ‚geistiger Brandstifter‘*, in: *Die Zeit*, 10.12. 1998, S.53.

<sup>433</sup> Martin Walser, *Auskunft über den Protest*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.187-189. Erstveröffentlichung: Kursbuch, 9, 1967.

<sup>434</sup> Martin Walser, *Engagement als Pflichtfach für Schriftsteller - Ein Radio-Vortrag mit vier Nachschriften*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.190-210, hier: S.194. Gesendet im Hessischen Rundfunk, 7. Mai 1967.

<sup>435</sup> Günter Gaus, *Im Gespräch mit Martin Walser - Fernsehinterview*, 1987. ARD, 02.11.1986. Leicht gekürzte Fassung in: *Düsseldorfer Debatte* 12, (1986), S.37-47, hier: S.41.

*unvollkommen und falsch informiert werden. Dieser Sachverhalt provoziert.*“<sup>436</sup>

Während er 1967 mit seinem schriftstellerischen Schaffen noch zur Aufklärung und zur Kritikfähigkeit erziehen will, ist davon im Jahr 2003 in einem Fernsehinterview mit Armin Kratzert keine Rede mehr. Dort bekennt der Autor, er schreibe nur für sich und teile seine Auffassungen nur mit Hilfe seiner Figuren dem Leser mit. Walser hat somit im Gegensatz zu den sechziger und siebziger Jahren heute nicht mehr den Anspruch an sich, mit seinem Wirken Aufklärung zu betreiben. Er sieht sein gegenwärtiges Schreiben als individuelles Werkzeug, um sich mit den ihm zur Verfügung stehenden literarischen Mitteln gegen all das zur Wehr zu setzen, was ihm persönlich in der Welt als unerträglicher Zustand erscheint.

*„Kratzert: Herr Walser, glauben Sie denn, daß man mit Büchern die Welt verbessern kann?*

*Walser: Es ist keine Frage, die man, glaube ich, einem Autor stellen soll oder auch kann. Weil die Autoren, auf jeden Fall, die Belletristik-Autoren und die Lyriker, die schreiben ja die Bücher nicht, um die Welt zu verbessern, sondern um eine eigene Unerträglichkeit zu beantworten. Verstehst Du? Ich schreibe ja von mir und für mich und publiziere, um zu sehen, um zu hören, ob es Anderen auch so geht. Einen anderen Grund für das Schreiben kann ich überhaupt nicht sehen.*“<sup>437</sup>

Im schon erwähnten Gespräch mit Ignatz Bubis betonte der Schriftsteller, dass er mit seinem Schreiben keinen bestimmten Zweck und keine bestimmte Wirkung verfolge. Der Autor bekräftigt darin, dass sein schriftstellerisches Wirken an keinen bestimmten Adressaten gerichtet sei. Unter Bezugnahme auf seine Friedenspreisrede sagte er in der Unterredung mit Bubis:

*„Wenn ich so eine Rede halten muß, dann fange ich an mit einer Selbstprüfung, die geht wochenlang, bis ich merke, was für mich jetzt das Wichtigste ist. Und das Wichtigste ist das geworden, was ich da gesagt habe . [...] Allerdings: mit einem persönlichen Sprachgebrauch, nicht mit dem Sprachgebrauch eines Politikers, nicht mit dem Sprachgebrauch eines Wissenschaftlers, sondern mit dem Selbsterkundungssprachgebrauch eines Schriftstellers.*“<sup>438</sup>

In seinem Essay *Über das Selbstgespräch* rechtfertigt Walser nochmals diese im Gespräch mit Bubis vorgetragene Ansicht:

*„Ich weiß, daß ich meine Sprache nicht so adressiere, wie das bei solchen Reden der Brauch ist, wie es sich also gehört. Ich weiß auch, daß Politiker und Pfarrer ihre Reden streng adressieren. Sie kalkulieren*

<sup>436</sup> Martin Walser, Engagement als Pflichtfach für Schriftsteller - Ein Radio-Vortrag mit vier Nachschriften, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.190-210, hier: S.197. Gesendet im Hessischen Rundfunk, 7. Mai 1967.

<sup>437</sup> Martin Walser im Gespräch mit Armin Kratzert. Das Interview mit dem Autor wurde im Rahmen der Sendung Lesezeichen am 26.07.2003 zwischen 22:00 Uhr und 22.30 Uhr im Bildungskanal des Bayerischen Rundfunks BR Alpha gesendet. Eigene Transkription.

<sup>438</sup> Ignatz Bubis, Salomon Korn, Frank Schirrmacher, Martin Walser - Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Ein Gespräch, in: FAZ, 14.12.1998, ohne Paginierung. Das Gespräch wurde wieder abgedruckt in: Die Walser- Bubis- Debatte - Eine Dokumentation, herausgegeben von Frank Schirrmacher, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, die zitierte Stelle befindet sich dort auf Seite 442.

*die Wirkung. Sie wollen im Zuhörer etwas bewirken. Mir ist diese Haltung fremd.*“<sup>439</sup>

Weiterhin entzieht sich der Autor damit jeglicher moralischer Verantwortung für die Wirkung seiner Texte. Diese Haltung erinnert doch sehr stark an einen Satz des Philosophen Michel Foucault, der sich ebenfalls gegen jeglichen verordneten moralischen Anspruch an die Literatur wehrte:

*„Man frage mich nicht, wer ich bin, und man sage mir nicht, ich solle der gleiche bleiben: das ist eine Moral des Personenstandes; sie beherrscht unsere Papiere. Sie soll uns frei lassen, wenn es sich darum handelt, zu schreiben.“ - »Ne me demandez pas qui je suis et ne me dites pas de rester le même: c'est une morale d'état civil; elle régit nos papiers. Qu'elle nous laisse libres quand il s'agit d'écrire.«*<sup>440</sup>

Betrachtet man nun die im Gespräch mit Bubis getroffene Äußerung Walsers über den persönlichen Sprachgebrauch, so zeigt sich wiederum die Transformierung bestimmter Gedanken von außerliterarischen Texten in literarische Strukturen. Diese Methode wendet Walser immer wieder an. Im *Selbstgespräch* betont der Schriftsteller, dass er sich ausschließlich über das Medium der Sprache zu bestimmten Themenkomplexen äußert:

*„Ich dagegen habe die Hoffnung, der Schriftsteller könne redend handeln. Das kann er aber nur, wenn er in seiner Sprache bleibt. Er kann versuchen, sich als Zeitgenossen auf eine Weise zur Sprache zu bringen, wie Zeitgenossenschaft in keiner der gängigen adressierten Sprachen öffentlich wird. [...]Mir kommt es allerdings so vor, als sei es eines Intellektuellen nicht würdig, PERSÖNLICH mit PRIVAT zu verwechseln. PRIVAT ist das, was Diskretion verdient. PERSÖNLICH ist mein Anteil am Ganzen, also hier: meine Sprache. Nichts ist weniger privat als meine Sprache. Mein persönlicher Anteil an meiner Sprache entspricht meiner Erfahrung.“*<sup>441</sup>

Fritz Göttler hält dieses Verfahren Walsers, seine Sprache an keinen bestimmten Adressaten zu richten, für äußerst bedenklich:

*„Der adressierte Diskurs in der Öffentlichkeit auf der einen, das innere Selbstgespräch auf der anderen - mit seinem ‚Glück der Selbstwiderlegung‘. Problematisch sind die Mischformen: An welchem Punkt darf das Selbstgespräch öffentlich werden - und ist der Sprecher verantwortlich für die Folgen, die es in der Öffentlichkeit hat? ‚Es ist kein ungefährliches Spiel, das Martin Walser spielt. In seiner Paulskirchen-Rede hat er sich bewußt in **flagranti** ertappen lassen bei Gedanken, die vielen - ihm auch - dubios vorkamen.“*<sup>442</sup>

Diese Haltung, Interpretationsspielraum bei seinen Ausführungen und Verlautbarungen zuzulassen, und keinen bestimmten Adressaten zu nennen, birgt erhebliche Risiken in sich, da es auf diese Weise nicht nur zu Fehlinterpretationen, sondern auch zur Inanspruchnahme der eigenen Person als Leitfigur für bestimmte politische Gruppierungen kommen kann.

<sup>439</sup> Martin Walser, Über das Selbstgespräch - Ein flagranter Versuch, in: Die Zeit, 13.1.2000, S.42-43, hier: S.43.

<sup>440</sup> Michel Foucault, L'Archéologie du savoir, Paris 1969, S.28, zitiert nach: Ursula Link-Heer, Michel Foucault und die Literatur, in: Joseph Jurt (Hg.), Zeitgenössische Französische Denker: Eine Bilanz (Rombach Wissenschaften: Reihe Litterae, Band 61), Freiburg im Breisgau 1998, S.119-S.142, hier: S.119, Anmerkung 1.

<sup>441</sup> Martin Walser, Über das Selbstgespräch - Ein flagranter Versuch, in: Die Zeit, 13.1.2000, S.42-43, hier: S.43.

<sup>442</sup> Fritz Göttler, Dichters Nachtgebet - Politik, Lüge und Literatur: Martin Walsers Selbstgespräch, in: SZ, 18.01.2000, ohne Paginierung.

Zusätzlich bleibt bei vielen wesentlichen Aussagen Walsers infolge des schon in der Einleitung erwähnten Wechselspiels zwischen persönlicher und poetischer Stellungnahme unklar, ob sich hier die Person des Autors selbst äußert, oder ob es sich um Äußerungen einer völlig fiktiven Figur handelt.

Sowohl der dem Rezipienten bewusst eingeräumte Interpretationsspielraum als auch die Unklarheit, ob bestimmte Ansichten tatsächlich dem Autor selbst zuzuschreiben sind, führen insbesondere bei einem so sensiblen Thema, wie es die Shoah in Deutschland, darstellt, häufig zu Irritationen und Missverständnissen.

Nach Ansicht von Stefan Willer ist der Widerspruch zwischen dem zu seinem persönlichen Sprachgebrauch stehenden Autor und jenem, der keinerlei Verantwortung für die Wirkung seiner Verlautbarungen zu übernehmen bereit ist, von Walser gewollt, er gebe sogar geradezu ein Paradebeispiel für das *In Rede Stehen* von Autorschaft ab.

*„Nach allem Gesagten ist es wohl offensichtlich, dass es hier nicht darum geht, diesen Selbstwiderspruch als einen Fehler im Schreiben Martin Walsers aufzuweisen. Es sei vielmehr die Behauptung gewagt, dass kein deutscher Schriftsteller unserer Zeit so exemplarisch wie Walser das **In-Rede-Stehen** von Autorschaft vorführt. Sein Konzept und seine Praxis literarischer Rede verknüpfen die performative Kategorie des Sprachvollzugs mit dem pragmatischen Akt der Selbstveröffentlichung in einer Form, die die Vorstellung eines gänzlich intentional gelenkten sich - Deklarierens ebenso überschreitet wie die bloße Affirmation des Selbstentzugs. Der **in Rede stehende** Schriftsteller: das ist der reflektierende, selbst - denkende Autor und zugleich der durch seine Rede enteignete; der gänzlich unverantwortliche und doch der, den man voll zur Verantwortung ziehen kann und muss. In Rede stehen ist daher ‚irrational‘ und dennoch Aufklärung schlechthin: Aufklärung als Prozess der Sprache, Aufklärung als Konvergenz von Kritik und Rhetorik, Aufklärung als Sprachspiel.“<sup>443</sup>*

Ignatz Bubis, der ehemalige Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, befürchtete in seiner Entgegnung auf Walsers Friedenspreisrede, rechtsradikale Kreise würden sich nun auf den Schriftsteller berufen. *„Ich kenne keinen, der sich auf Frey oder Deckert beruft, aber mit Sicherheit werden auch die Rechtsextremisten sich jetzt auf Walser berufen.“<sup>444</sup>*

Diese Befürchtung hat sich bewahrheitet, denn in einem Auszug aus der National-Zeitung war folgendes zu lesen:

*„Die mehr als 20 000 hierfür bestimmten Quadratmeter machen nämlich den Umfang nicht eines, sondern von drei Fußballfeldern aus. Doch auch dieser Vergleich hinkt, da auch der Wert von drei Fußballfeldern sich in aller Regel in Grenzen hält, ein einziger Quadratmeter der für das Holocaust-Mahnmal bestimmten Fläche aber 80000 Mark kostet. Der Boden dieses Kainsmals im innersten Zentrum der hochverschuldeten deutschen Hauptstadt ist rund 1,6 Milliarden Mark wert und brächte bei einem Verkauf diesen Betrag auch ein.“<sup>445</sup>*

<sup>443</sup> Stefan Willer, Öffentliche Rede als Inszenierung abwesender Autorschaft: Selbstverdoppelung und Selbstgespräch bei Martin Walser, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.), Seelenarbeit an Deutschland - Martin Walser in Perspective (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.225-240, hier: S.236f.

<sup>444</sup> Ignatz Bubis, Rede des Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland am 9. November 1998 in der Synagoge Rykerstraße in Berlin, abgedruckt in: Die Walser- Bubis- Debatte - Eine Dokumentation, herausgegeben von Frank Schirrmacher, Frankfurt am Main 1999, S.106-113, hier: S.111.

<sup>445</sup> National-Zeitung, 23.10.1998, S.3 (16.11.1999), ohne Titel- und Autorenangabe.

Walser wurde in dieser Zeitung auch für seine „für heutige Begriffe unglaublich mutige Rede“<sup>446</sup> gelobt, zu der „es kein einziges überzeugendes Gegenargument“<sup>447</sup> gäbe. Die Vereinnahmung des Schriftstellers durch rechtsgerichtete Gruppierungen wird auch durch folgende Stellungnahme deutlich:

*„Wer wird es in Zukunft noch wagen, Juden zu kritisieren? Niemand mehr! Noch nicht einmal Mord oder Völkermord wird kritisiert werden. Wer von den Etablierten wie Walser will schon ins Ausland flüchten müssen.“*<sup>448</sup>

Eine andere Stimme sieht den Umgang der deutschen Intellektuellen mit der Vergangenheit sehr kritisch und betont, diese würden einer einseitigen Geschichtsbetrachtung das Wort reden. Daraus resultiere deren ausschließlich negativ geprägte Betrachtungsweise des eigenen Landes.

*„Zu der von Bubis kritisierten Mehrheitsmeinung kann man sich so oder so stellen, gewiß, aber es ist doch wohl nicht richtig - wiewohl bei uns üblich - , jemanden in die Nähe des Rechtsradikalismus zu rücken, weil er bestimmte Formen der Erinnerung für fragwürdig hält. Diese Zuschreibung wurzelt in einer in vielen Gruppen von Intellektuellen verbreiteten vorwiegend pönalisierenden Betrachtung des eigenen Landes und seiner Geschichte und einer Unterrichtspraxis, die auf die bildende und erziehende Wirkung immerfort deutschlandkritischer, die positiven Seiten des Landes kaum erörternder und die nationale Schande bei jeder Gelegenheit auftragende Didaktik setzt.“*<sup>449</sup>

Martin Walser hatte sich in einem Interview mit Peter Voß vehement gegen Vorwürfe zur Wehr gesetzt, er sei mit seiner Friedenspreisrede missverstanden worden. Walser habe nach eigenen Worten in der Rede nichts ausgeklammert, er könne ihr aber auch nichts weiter hinzufügen.

*Walser: „Ich habe nicht das Gefühl, daß die gesamte Rede etwas ausklammere, was man Meinung nennen könnte. Ich hoffe, daß man mich, nachdem ich geredet habe, weniger gut kennt als vorher. Das meine ich ernst und ich hoffe, daß man, von Sprachmensch zu Sprachmensch, trotzdem sozusagen berührt worden ist, ohne den Umweg über den Kopf, über das Verstehen, daß es eine andere Art von Kommunikation gibt zwischen Menschen als die über Meinungen“*<sup>450</sup>

Mit dieser Antwort wiederholt der Autor den schon in der Einleitung der Arbeit erwähnten Wunsch, das Auditorium möge ihn nach seiner Rede weniger gut kennen als zuvor. An dieser Stelle wird wieder einmal Walsers besonderes Verhältnis zur Sprache deutlich, denn sie ist für ihn nicht von der Person, die sie gebraucht zu trennen: Die Rede des Schriftstellers ist immer eine persönliche, die nur das ausdrückt und verrät, was derjenige, der sich über sie als

<sup>446</sup> National-Zeitung, 23.10.1998, S.3 (16.11.1999), ohne Titel- und Autorenangabe.

<sup>447</sup> National-Zeitung, 23.10.1998, S.3 (16.11.1999), ohne Titel- und Autorenangabe.

<sup>448</sup> „Treiben Juden Martin Walser außer Landes?“, ohne Autorenangabe, Auszug aus einer Seite des Nationaljournals, die mittlerweile aus dem Internet entfernt wurde, (16.11.1999) .

<sup>449</sup> Horst Hensel, Denglisch oder Deutsch? Über die Anglisierung des Deutschen durch die Werbung, in: Mut - Forum für Kultur, Politik und Geschichte, Nr. 401, Januar 2001, S.58-72, hier: S.68.

<sup>450</sup> Die Sprache der Erinnerung, Interview mit Peter Voß in der Reihe ‚Bühler Begegnungen‘, ausgestrahlt am 07.01.1999 in 3sat. Eigene Transkription.

Medium mitteilt, gerade fühlt.

Die Wiederaufnahme bestimmter Themenkomplexe in verschiedenen literarischen Gattungen, die ein Charakteristikum für Walser darstellt, soll nun erneut anhand einiger synoptischer Vergleiche aufgezeigt werden. Schon in seinem 1988, also zehn Jahre vor der Friedenspreisrede, in welcher Walser die *Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken* anprangerte, veröffentlichten Hörspiel *Das Gespenst von Gattgau* lässt Martin Walser seinen Detektiv Tassilo Grübel die Anschauungen des Ingenieurs Kaspar Knechtle, der in seiner damaligen Eigenschaft als Ingenieur der Nationalsozialisten eine Schallkanone entwickelte, referieren. Journalisten wurden auf diesen Umstand aufmerksam und wollen nun ein Interview mit dem Ingenieur über die deutsche Vergangenheit und über seine Erfindung führen, jedoch weigert sich Knechtle und bittet den Detektiv, den auf ihn wartenden Journalisten die Gründe für seine Haltung gegenüber der Presse zu erörtern. Die Ansichten des Ingenieurs, die Tassilo vorträgt, offenbaren sich zum Beispiel in der folgenden Sequenz:

*„Tassilo: Die Weltöffentlichkeit ihrerseits habe inzwischen gelernt, in jedem Augenblick eine deutsche Schande ins Rampenlicht, in die Schlagzeilen oder auf den Fernsehschirm zu zerren, um von einer eigenen Peinlichkeit abzulenken oder um ein Ressentiment gegen heutiges Deutsches, und sei es Wirtschaftliches, abzureagieren.“<sup>451</sup>*

Auch das Motiv der moralischen Überlegenheit gewisser gesellschaftlicher Kreise in Deutschland bei der Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit, findet sich sowohl im Hörspiel als auch in der Frankfurter Rede. Im Hörspiel beklagt sich der Ingenieur Knechtle unter anderem darüber, wie in der Bundesrepublik seiner Meinung nach mit den Angehörigen der nationalsozialistischen Epoche verfahren wird:

*„Knechtle: Also Nazi. Mein Gott. Wenn ich höre, wie die jungen Leute jetzt mit diesem Wort umgehen! Die tun so, als hätte ihnen das nicht passieren können. Als seien sie besser. Wenn in dreißig Jahren die Menschen soweit sind, daß sie es nicht mehr ertragen, andere verhungern zu lassen, dann werden die Kinder dieser Kinder kommen und sagen: Ihr habt geschlemmt, und die sind verhungert, warum habt ihr nichts getan? Und es ist heute ja nicht verboten zu helfen, man wird, wenn man hilft, nicht erschossen, wie damals.“<sup>452</sup>*

Was Walser hier aus der Sicht der Kritisierten schildert, erlebt er selbst aus der gegensätzlichen Perspektive, als von ihm erwartet wird, er möge seine Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels doch kritisch gestalten:

*„Nämlich: etwas, was man einem anderen sagt, mindestens genauso zu sich selber sagen. Den Anschein vermeiden, man wisse etwas besser. Oder gar, man sei besser. Stilistisch nicht ganz einfach: kritisch*

<sup>451</sup> Martin Walser, *Das Gespenst von Gattgau*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 10, Frankfurt am Main 1997, S.247-292, hier: S.274.

<sup>452</sup> Martin Walser, *Das Gespenst von Gattgau*, in: Martin Walser, *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 10, Frankfurt am Main 1997, S.247-292, hier: S.257.

*werden und doch glaubwürdig ausdrücken, daß du nicht glaubst, etwas besser zu wissen. Noch schwieriger dürfte es sein, dich in Gewissensfragen einzumischen und doch den Anschein zu vermeiden, du seist oder hieltest dich für besser als die, die du kritisierst.*“<sup>453</sup>

Einerseits nimmt der Schriftsteller Anstoß an Intellektuellen, die Anderen moralische Vorhaltungen machten – und die sich dadurch möglicherweise besser vorkämen – , andererseits sieht er sich selbst in der Verlegenheit über Moral sprechen zu wollen – und dabei eben diesen Eindruck des „Sichbesservorkommens“ nicht zu erwecken.

Diese Belegstellen stützen die Meinung von Grit Dommies, die der Ansicht ist, in Walsers Hörspiel werden von den dortigen Figuren Positionen vertreten, die vom Schriftsteller zehn Jahre später persönlich ausgesprochen werden.<sup>454</sup>

Das oben genannte Charakteristikum Walsers zeigt sich jedoch nicht nur beim Vergleich von Hörspiel und Rede, in seinen Romanen finden sich ebenfalls immer wieder Aussagen, die der Schriftsteller so oder ähnlich auch in Interviews artikuliert. So äußerte sich der Autor beispielsweise bereits 1986 in einem Interview folgendermaßen:

*„1918 war kein Frieden, sondern war wirklich Diktat, Versailles.“*<sup>455</sup>

Dieser Standpunkt wird im Roman *Ein springender Brunnen* analog von der Figur des Herrn Brugger vertreten:

*„Dann wird marschiert, Leute, dass die Lackaffen und Charakterlumpen sehen, es reicht jetzt, wir räumen auf. Schluß mit der Kriegsschuldlüge. [...] Schluß mit dem Schandvertrag von Versailles!“*<sup>456</sup>

Die deutsche Geschichte beschäftigt den Schriftsteller in solchem Maße, dass er im Verlauf seines Schaffens immer wieder auf bestimmte, ihn offenbar belastende Fakten zurückkommt. Insbesondere der Umgang der Medien mit der Shoah ist ihm mehr als nur ein Dorn im Auge, die Bilder treffen ihn derart, dass er kaum in der Lage ist, diese mitanzusehen. Schon 1979 in seiner Rede zur Eröffnung der Ausstellung mit Zeichnungen von Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz sagte er:

*„Ich möchte immer lieber wegschauen von diesen Bildern. Ich muß mich zwingen hinzuschauen. Und ich weiß, wie ich mich zwingen muß. Wenn ich mich eine Zeitlang nicht gezwungen habe hinzuschauen, merke ich, wie ich verwildere. Und wenn ich mich zwingen hinzuschauen, merke ich, daß ich es um meiner*

<sup>453</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.14.

<sup>454</sup> Grit Dommies, Kein Fall für sich - Martin Walser ‚Tassilo‘ - Hörspiele, in: Literatur in Wissenschaft und Unterricht XXXV, H. 3 (2002), S.199-217, hier: S.213.

<sup>455</sup> Martin Walser, Deutschländer oder Brauchen wir eine Nation? – Ein Gespräch über Staaten, Nation, Heimat und Literatur, SWF, Forum im Zweiten, Regional, 25.09.1986, abgedruckt in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.255-275, hier S.263.

<sup>456</sup> Martin Walser, Ein springender Brunnen, Frankfurt 1998, S.44.

*Zurechnungsfähigkeit willen tue.*<sup>457</sup>

Diesen Standpunkt führt er achtzehn Jahre später in einem Interview mit der Frankfurter Rundschau näher aus:

*„Bei brutalen Sachen schaue ich weg, da habe ich einen Reflex. [...] Ich kann auch die KZ-Aufnahmen nicht sehen, ich muß da sofort wegschauen. Wenn die mit Lastwagen voller Skelette kommen, schaue ich sofort weg. Die Fernsehmacher illustrieren jede Nachricht mit KZ-Ausschnitten, als ob das zur Disposition stünde. Es gibt einen Film über Herrn sowieso – prompt dann noch Auschwitz als Illustration aus dem Fundus dazugegeben. Ich weiß nicht, warum das alle Leute so anschauen können.“*<sup>458</sup>

Auf die vom Verfasser an ihn gerichtete Frage, ob er zwischen der erstgenannten Textsequenz und folgender, in der Friedenspreisrede geäußerten Passage, *„Von den schlimmsten Filmsequenzen aus Konzentrationslagern habe ich bestimmt schon zwanzigmal weggeschaut.“*<sup>459</sup> einen Widerspruch feststelle, antwortete Walser in einem persönlichen Brief vom 22.06.1999: *„Ich finde keinen Widerspruch. Beide Textpassagen sagen, daß diese Bilder schwer zu ertragen sind. Ich muß mich zwingen, hinzuschauen. Und: Wo ist da der Widerspruch?“*<sup>460</sup>

Dem Verfasser schien es, als hätte Walser 1979 noch mit seinen widerstreitenden Gefühlen gerungen und sich zum Hinsehen gezwungen, wohingegen er in seiner Frankfurter Rede einfach bekannte, *„bestimmt schon zwanzigmal weggeschaut“* zu haben, ohne dabei einen diesbezüglichen Gewissenskonflikt zur Sprache zu bringen.

Aufgezwungene Meinungen riefen schon immer den Protest des Schriftstellers hervor. Am Beispiel Thomas Manns referiert er in der Friedenspreisrede die Unterschiedlichkeit zwischen Manns öffentlichen und literarischen Aussagen und zeigt auf, dass zwar in Manns politischen Stellungnahmen ein deutlicher Meinungsumschwung stattgefunden habe, dass sich dieser aber nicht in dessen literarischem Wirken widerspiegle. Walsers Meinung nach teile *„sich in seinen [Manns, Anmerkung des Autors] Romanen und Erzählungen“* dessen Moralität *„unwillkürlich und vertrauenswürdiger mit als in den Texten, in denen er politisch Recht haben mußte. Oder gar das Gefühl hatte, er müsse sich rechtfertigen.“*<sup>461</sup> Diesen historischen Exkurs führt Walser, um den von ihm kritisierten Intellektuellen ein prägnantes und populäres Beispiel dafür vor Augen zu führen, welche Konsequenzen das Aufoktroieren von

<sup>457</sup> Martin Walser, Auschwitz und kein Ende, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.228-234, hier: S.234.

<sup>458</sup> Es ist das Vorurteil, das den Ausschlag gibt, ein Gespräch mit Roderich Reifenrath, Wolfram Schütte und Axel Vornbäumen, in: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunschkpotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.109-120, hier: S.120. Erstveröffentlichung: FR, 24.03.1997.

<sup>459</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.17f.

<sup>460</sup> Persönlicher Brief von Martin Walser an Alexander Krisch vom 22.06.1999.

<sup>461</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.24f



Meinungen haben kann. In der Frankfurter Rede heißt es dazu:

*„Das möchte man den Meinungssoldaten entgegenhalten, wenn sie, mit vorgehaltener Moralpistole, den Schriftsteller in den Meinungsdienst nötigen. Sie haben es immerhin soweit gebracht, daß Schriftsteller nicht mehr gelesen werden müssen, sondern nur noch interviewt. Daß die so zustande kommenden Platzanweisungen in den Büchern dieser Schriftsteller entweder nicht verifizierbar oder kraß widerlegt werden, ist dem Meinungs- und Gewissenswart eher egal, weil das Sprachwerk für ihn nicht verwertbar ist.“*<sup>462</sup>

Die von Walser erkannte Problematik der einseitigen Meinungsbildung durch die Medien lässt ihn schon in einem Interview mit dem Stern vom 26.10.1995 auf dem Standpunkt beharren, es seien zur Erörterung eines Themas mindestens zwei Meinungen nötig, um deren Rezipienten dazu zu veranlassen, *„sich wirklich selber [zu, Anmerkung des Autors] fragen, weil ihnen nicht manipulativ geholfen“*<sup>463</sup> werde. In diesem Gespräch offenbarte er auch seine offensichtliche Lust an der Provokation, um die bestehenden und seiner Meinung nach gefährlichen Tabus aufzubrechen:

*„Ich halte Tabus für gefährlicher als mich. Ein Tabu reizt zu unangemessenen Reaktionen. Die Gefahr ist, daß alles ein eingefriedeter Meinungsspielplatz wird, und daneben gibt es einen Wildwuchs an Meinungen, und dann wundert man sich, wenn sich politische Attentäter dieser Sache bemächtigen und sie bewirtschaften.“*<sup>464</sup>

Diese Neigung zu provozieren, um Tabus aufzubrechen, ist auch als eine der Hauptursachen dafür anzusehen, dass der Schriftsteller immer wieder zum Mittelpunkt diverser Skandale avanciert und mit seinen Ansichten im Kreuzfeuer der Medien steht.

Walsers Kritik an den Medien sowie die Inanspruchnahme der Deutungshoheit bezüglich seiner eigenen Werke lässt, wenn auch so nicht von ihm intendiert, immerhin doch einen Teil seiner Auffassung von Literatur und deren Wirkungsweise zutage treten. Im Zusammenhang mit der Ausübung der Deutungshoheit über sein Œuvre ist vor allem darauf hinzuweisen, dass der Schriftsteller einerseits zwar häufig versucht, die Rezeption seiner Schriften in seinem Sinne zu lenken, andererseits jedoch zunächst die eigenen Intentionen hinsichtlich seines Werkes offen lässt, er schwankt sozusagen proteisch zwischen einer gewollten Einflussnahme auf die Interpretation seiner Arbeiten und dem Rückzug hinter deren prinzipielle *„Offenheit“*. Dies wurde am Beispiel der Rezeption seines Berkeley-Vortrags im Roman *Der Augenblick der Liebe* anschaulich gemacht, wo er die von den Kritikern festgestellte Nähe zur

<sup>462</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.24f.

<sup>463</sup> Tabus sind gefährlicher als ich, ein Gespräch mit Sven Michaelson, in: Der Stern, 26.10.1995, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich hab ein Wunschpotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.47-54, hier: S.49, Erstveröffentlichung: Stern Nr. 44, 26.10.1995.

<sup>464</sup> Tabus sind gefährlicher als ich, ein Gespräch mit Sven Michaelson, in: Der Stern, 26.10.1995, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich hab ein Wunschpotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.47-54, hier: S.50, Erstveröffentlichung: Stern Nr. 44, 26.10.1995.

Paulskirchendebatte erst von sich weist, diese aber zu einem späteren Zeitpunkt in einem Interview selbst wieder ins Bewusstsein ruft. So konnte gezeigt werden, dass sich impliziter und realer Autor im Falle der Berkeley-Episode zur Deckung bringen lassen. Der Schriftsteller gesteht seinen Rezipienten die Freiheit der individuellen Auslegung seiner Werke zu, wobei er aber jegliche Verantwortung für die jeweiligen Ausdeutungen ablehnt. Dies führt jedoch immer wieder dazu, dass der Schriftsteller Fehldeutungen seiner Werke nicht nur provoziert, sondern auch in Kauf nimmt, und sich dann falschen Anschuldigungen ausgesetzt sieht. Diese Tatsache erreichte ihren Höhepunkt mit der Debatte um *Tod eines Kritikers*, die deshalb so heftig geführt wurde, weil im Roman die Figur des André Ehrl-König so angelegt ist, dass die Mehrheit der Leser nicht umhin konnte, darin eine Karikatur des Literaturkritikers und vor allem des Juden Marcel Reich-Ranicki zu erkennen. Dabei war besonders die Mehrheit der jüdischen Mitbürger für die Interpretationslesart Schirmachers empfänglich, wohingegen der Großteil der nichtjüdischen Bevölkerungsgruppe keinerlei antisemitische Anspielungen in Walsers Schrift zu sehen vermochte. Die Kontroverse um das Werk wurde aber auch als Sinnbild für den Umgang der Medien mit den Themenkomplexen deutsche Vergangenheit und Antisemitismus gedeutet, wie ihn Walser in seinem Buch schon auf literarische Art und Weise vorweggenommen hatte. Vor allem aber ist der Roman eine literarische Verarbeitung des Verhältnisses von Martin Walser zu Marcel Reich-Ranicki, wie mittels vieler Anspielungen auf Stellungnahmen des Literaturkritikers sowie auf dessen Autobiographie *Mein Leben* belegt werden konnte, was wiederum die Einordnung des Romans in die Gattung Schlüsselroman nach der dargebotenen Definition Ackermanns rechtfertigt. Matthias Lorenz kommt in seiner Dissertation zum gleichen Ergebnis. Jedoch ist festzuhalten, dass Marcel Reich-Ranicki im *Tod eines Kritikers* zwar eine „*pejorative Schilderung*“<sup>465</sup> erfährt, wie Lorenz feststellt, diese jedoch nicht zwangsläufig von jedermann als antisemitisch angesehen werden muss, da es Walser in seinem Buch in erster Linie darum geht, einen machtausübenden Kritiker im Kulturbetrieb darzustellen. Selbst einige Deutsche jüdischen Glaubens wie etwa Michael Wuliger konnten im Roman lediglich eine schlechte Karikatur von Marcel Reich-Ranicki erkennen, welche aber keinerlei antisemitische Züge aufwies. Zwar war, als Michael Wuliger dieses Urteil abgab, der Roman *Tod eines Kritikers* lediglich in einer unautorisierten Fassung unter Journalisten im Umlauf und noch nicht offiziell erschienen, aber es kann davon ausgegangen werden, dass diese Fassung Elemente enthielt, die als antisemitisch gedeutet werden hätten können und somit für die Endfassung redigiert wurden. Da Wuliger schon in der Urfassung keine antisemitischen

---

<sup>465</sup> Matthias N. Lorenz, *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz*, Stuttgart 2005, S.209.

Elemente entdecken konnte, ist anzunehmen, dass er die offizielle Fassung des Buches erst recht nicht beanstandet hätte.

Die in diesem Teil der Arbeit vorgestellte Medienkritik Ingeborg Bachmanns und Martin Walsers findet ihre Gemeinsamkeit in der Auflehnung gegen die Präsentation medialer Schreckensbilder. Bei der österreichischen Schriftstellerin und Lyrikerin steht die aus ihrer Sicht falsche Art der Kriegsberichtserstattung im Vordergrund, was sie mit Hilfe der Figuren in ihrer Erzählung *Drei Wege zum See* zum Ausdruck bringt, während für Walser speziell die Aufbereitung des Holocaust durch die Medien einen wesentlichen Kritikpunkt darstellt. Die in der Einleitung aufgestellte These, dass der Autor Martin Walser verschiedene Versatzstücke, die seine Position zu bestimmten Themen vernehmlich werden lassen, immer wieder transformiere und in verschiedenen Gattungen, seien es nun literarische oder außerliterarische Texte, wiederaufnehme, konnte evident gemacht werden.

## V. Schluss: Einordnung der Arbeit in den Zusammenhang der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsdebatte

### **V.I Der Umgang Deutschlands mit seiner Vergangenheit**

Auch wenn noch Augenzeugen des Holocaust leben, gehört er für die meisten Personen nicht mehr zu ihrem Alltag. Doch die Shoah beschäftigt die Menschen heute noch in hohem Maße, wie die Debatte um die Friedenspreisrede von Martin Walser belegt. Aber nicht nur der Vortrag des Schriftstellers aus dem Jahre 1998, sondern auch die Vorgänge um den FDP-Politiker Jürgen W. Möllemann sind ein Zeichen dafür. Der damalige Vorsitzende der Freien Demokraten hatte dem ehemaligen Vizepräsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Michael Friedman, vorgeworfen, dieser schüre mit seinem Verhalten die antisemitischen Ressentiments in Deutschland.<sup>466</sup> Die Auseinandersetzung über die Frage, ob eine Nachfolgefirma von Degussa, dem Unternehmen, welches das Giftgas Zyklon B zur Vernichtung der Juden in den Konzentrationslagern herstellte, berechtigt sei, ein Graffiti-Schutzmittel für das damals noch in Planung befindliche Berliner Holocaust-Mahnmal zu liefern, fügt sich nahtlos ein in die obengenannten Diskussionen, die belegen, wie präsent das Thema Holocaust auch heute noch in der deutschen Gesellschaft ist. Das öffentliche Reden über den Massenmord an den Juden unterliegt jedoch einigen Schwierigkeiten, da durch den inzwischen mehrere Dezennien umfassenden Abstand zum Ereignis die Zeitzeugenschaft in zunehmendem Maße schwindet. Jean-Luc Nancy schrieb über die Problematik, den jüdischen Genozid an weitere Generationen zu vermitteln, folgendes:

*„[...]Aber ich will nicht davon sprechen hören, weder als ein - furchtbares - außerordentliches Ereignis, das man auf jeden Fall im Gedenken bewahren und auf dessen Rückkehr man gewärtig sein muß, noch als die ungeheuerlichste Seite des Nazi-Ungeheuers mit all seiner Geschichte, all seinem Bruch der Geschichte - des Kapitals, der Technik, der Identität, der Demokratie, des Heroismus, des Mythos, die zusammen versunken, verbrannt und verformt sind. Das alles weiß ich, doch **Shoah** ist noch jenseits dieses Wissens.[...] Dokumente, Romane, Gedichte, Betrachtungen, Analysen, Filme Vorstellungen, Kolloquien. Selbstverständlich kann man und muß man unterscheiden; man kann nicht Levi, Lanzman, Hilberg, Cavani, Spielberg und hundert andere mit dem gleichen Etikett versehen. Aber zugleich wird ersichtlich, daß die Unterscheidung niemals einfach ist. Die Drohung des Vergessens kann zum Sprechen in einer Weise verpflichten, die man sich weniger gefällig gewünscht hätte und die Verpflichtung des Gedächtnisses kann Schutz einer fruchtlosen unendlichen Wiederholung sein. Sie kann selbst zu einer Pflichtübung werden, die aus reiner Notwendigkeit oder sogar aus Berechnung erfüllt wird, um einen guten Eindruck zu machen. Aber auch die Aufrichtigkeit des Mitleids schützt nicht vor den Bequemlichkeiten des Gefühls oder sogar vor seinen Perversitäten. Jedoch auch die ausdauernde Arbeit*

---

<sup>466</sup> Möllemann gegen Friedman. Möllemanns Äußerungen vom 22.05.2002. Internetadresse: <http://www.n-tv.de/3014281.html>. (24.05.2002)

*der geschichtswissenschaftlichen oder philosophischen Vernunft schützt nicht vor der langsamen Stillstehung der Wahrheit im Schweigen der Archive.*“<sup>467</sup>

In dieser Stellungnahme kommt zum einen der Widerwillen zum Ausdruck, über den Genozid an den Juden Auskunft geben zu müssen, zum anderen wird die große Skepsis gegenüber wissenschaftlichen Erkenntnissen im Zusammenhang mit der Judenverfolgung im Dritten Reich sichtbar. Wie Walser kritisiert Jean-Luc Nancy hier die andauernde „*fruchtlose Wiederholung*“, die zu einer „*Pflichtübung*“ zu werden drohe. Daraus ergibt sich die Frage, wie denn spätere Generationen daran erinnert werden sollten. Nancys Meinung nach stellte der Holocaust ein einmaliges Ereignis dar, welches weder durch Filmproduktionen oder Romane, noch durch historische Forschungen angemessen vermittelt werden könne, weil das Verständnis der Shoah alle bisherigen Vorstellungen von Wissen transzendiere. Sämtliche Ausdrucksformen, die den Genozid zu beschreiben suchten, vermögen nicht das ganze Ausmaß der Gräueltaten den Juden gegenüber zu erfassen.

Shoah, Holocaust, Auschwitz – diese Chiffren bezeichnen den millionenfachen Mord an den europäischen Juden, der in den Jahren 1941 bis 45 von den Nationalsozialisten organisiert und auch durchgeführt worden war.

Im gegenwärtigen Erinnerungsdiskurs sind diese drei Worte zu Topoi geworden, die leicht den Blick auf die unmenschlichen Ausmaße der nationalsozialistischen Verbrechen verstellen könnten. So stellte der jüdische Schriftsteller Robert Schindel fest: „*Die Täterländer sind zugedeckt mit einem notorischen Geplapper über Auschwitz. Von [...] Fassbinderdebatte bis zu Goldhagen und Walser-Bubis wird ständig aufeinander eingeschrien. es geht sogar soweit, daß Leute im Ernst die Mahnmaldebatte fürs Mahnmahl halten.*“<sup>468</sup>

Es darf darüber spekuliert werden, ob Schindel mit dem letzten Satz auf das heilige Abendmahl anspielt, um die oft gedankenlose Ritualisierung des Holocaust-Gedenkens zu desavouieren. Die hier angesprochene Debatte um das Berliner Holocaust Mahnmal ist ein signifikantes Beispiel dafür, wieviel über die Zeit des Nationalsozialismus diskutiert und über die Form und die Wahrung des Gedenkens dieser Ära gestritten wird.

Schon die Antike kannte das Problem des Bewahrens von Erinnerungen:

So wurde beispielsweise der griechische Dichter Simonides eines Tages zu einem Festmahl bei dem thessalischen Edlen Skopas geladen. Um diese Gelegenheit entsprechend zu würdigen, trug er einen Lobgesang auf seinen Hausherrn vor, welcher zum Ärger des

<sup>467</sup> Jean-Luc Nancy, *Un souffle / Ein Hauch*, in: Nicolas Berg, Jess Jochimsen, Bernd Stiegler (Hg.), *Shoah-Formen der Erinnerung, Geschichte-Philosophie- Literatur- Kunst*, München 1996, S.123-129, hier: S.123f.

<sup>468</sup> Robert Schindel, *Schweigend ins Gespräch vertieft – Anmerkungen zu Geschichte und Gegenwart des jüdisch- nichtjüdischen Verhältnisses in den Täterländern*, in: *Literatur und Holocaust*, TuK H. 144, (1999), S.3-8, hier: S.8.

Gewürdigten auch etliche Verse zu Ehren von Kastor und Pollux, den Zwillingssöhnen des Zeus, die von den Göttern zu Gestirnen erhoben worden waren, mit einschloss. Der Sage nach nahm der Gastgeber die Ehrenbezeugungen an die Zwillingsgötter im Vortrag des Simonides als Vorwand, dem Poeten die Hälfte seines Entgeltes zu verweigern, diese möge er sich doch von den Göttern holen. Im nächsten Augenblick wurde der Dichter aus dem Saal gerufen, weil ihn draußen angeblich zwei Männer erwarteten. Jedoch war niemand vor der Tür zu sehen. Währenddessen aber stürzte die Decke des Festsaaes ein, was die dort Anwesenden nicht nur zu Tode brachte, sondern gleichzeitig derart entstellte, dass die Zuordnung der Leichen zunächst unmöglich schien. Simonides konnte sich jedoch der ursprünglichen Sitzordnung entsinnen und so den entscheidenden Beitrag zur Identifizierung der Toten leisten. Dieser Vorfall führte dazu, dass der Dichter sich Gedanken über die Kunst des Gedächtnisses zu machen begann. Kern der Fähigkeit des Erinnerns stellte für ihn die Technik dar, dasjenige, was erinnert werden sollte, an bestimmte Orte zu binden:

*„Wer diese Fähigkeit (des Gedächtnisses) trainieren will, muß deshalb bestimmte Orte auswählen und von den Dingen, die er im Gedächtnis behalten will, geistige Bilder herstellen und sie an die bewußten Orte heften. So wird die Reihenfolge dieser Orte die Anordnung des Stoffs bewahren, das Bild der Dinge aber die Dinge selbst bezeichnen, und wir können den Ort anstelle der Wachstafel, die Bilder statt der Buchstaben benützen.“*

Der Dichter Simonides gilt seitdem als Entdecker der „Gedächtniskunst“. Was er den darauffolgenden Generationen zu vermitteln suchte, war: Erinnerung braucht eine innere Ordnung, und das Erinnerte seinen Ort.<sup>469</sup>

Das Problem einer adäquaten Erinnerung wurde auch im Rahmen des Historikerstreits im Jahre 1986 diskutiert, dessen Anfangspunkt der Historiker Ernst Nolte 1986 mit dem Versuch setzte, die unmenschlichen Gräueltaten des Holocausts in ihrer einmaligen Dimension zu relativieren, indem er eine lineare Entwicklung aufzeigte, die vom Archipel Gulag direkt zum Holocaust führte. Seiner Meinung nach bildeten die stalinistischen Zwangslager in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts die Vorstufe zu den von den Nationalsozialisten organisierten Massenmorden an den Juden. Folgende Passage aus einer Rede Noltés belegt dessen Position:

*„War nicht der ‚Archipel GULag‘ ursprünglicher als Auschwitz? War nicht der ‚Klassenmord‘ der Bolschewiki das logische und faktische Prius des ‚Rassenmordes‘ der Nationalsozialisten? Sind Hitlers geheimste Handlungen nicht gerade auch dadurch zu erklären, daß er den ‚Rattenkäfig‘ nicht vergessen hatte? Rührte Auschwitz vielleicht in seinen Ursprüngen aus einer Vergangenheit her, die nicht vergehen wollte?“<sup>470</sup>*

<sup>469</sup> Antonia Grunenberg, Die Lust an der Schuld - Von der Macht der Vergangenheit über die Gegenwart, Reinbeck bei Hamburg 2001, S.33f. Die Geschichte von Simonides, die Cicero überlieferte, hat sie dabei dem Buch Gedächtnis und Erinnern von Frances Yates, Weinheim 1990, S.11 entnommen.

<sup>470</sup> Ernst Nolte, Vergangenheit, die nicht vergehen will - Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte, in: FAZ, 06.06.1986, S.25. Auf den Historikerstreit jedoch, soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Er unterzog damit die deutsche Verantwortlichkeit für die nationalsozialistischen Verbrechen einer neuen Bewertung, ein Unterfangen, welches auf wenig Gegenliebe seitens bestimmter gesellschaftlicher Gruppierungen stieß. Auch Martin Walser unternahm den Versuch, die deutsche Gedenkkultur in einem anderen Licht erscheinen zu lassen, was ihm ebenfalls heftige Vorwürfe vieler Intellektueller in Deutschland bescherte. Über ein Jahrzehnt später, am 09.11.1998, warf Ignatz Bubis, der damalige Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, dem Schriftsteller Martin Walser vor, dieser habe in seiner Rede am 11.10.1998 zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels versucht, Geschichte zu verdrängen. Bubis sagte damals:

*„Den neuesten Versuch, Geschichte zu verdrängen, beziehungsweise die Erinnerung auszulöschen, hat Martin Walser in seiner Dankesrede anlässlich des ihm verliehenen Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 11. Oktober dieses Jahres unternommen.“<sup>471</sup>*

In der Bundesrepublik ist die Debattenkultur um den richtigen Umgang mit der deutschen Geschichte, insbesondere jener des Dritten Reichs und der damit einhergehenden Judenvernichtung, äußerst ausgeprägt. Als Beispiele sollen an dieser Stelle neben der Walser-Debatte nur die Kontroverse um die Jenninger-Rede (1986) und die Goldhagen-Debatte (1995)<sup>472</sup> genannt werden. Der österreichische Philosoph Rudolf Burger äußerte sich zur derzeitigen Gedenkkultur im Jahre 2001 wie folgt:

*„Real ist die Nazizeit so versunken wie Karthago, das mumifizierende Gedenken verzaubert sie zum Mythos. So erbt sich das Unheil fort, als Kleingeldpolitik und als schamloses Geschäft. [...] Die Grenze zwischen Warnung und Werbung ist hauchdünn, und sie ist schon lange überschritten. Trauer als echtes Gefühl ist nach einem halben Jahrhundert nicht mehr möglich, ihr Simulakrum eine moralische Ausbeutung der Toten. Die Hyperkritik geht über in Hypokrisie, und von da an ist es nicht mehr weit bis zum Schuldstolz und zur Lust am Tabubruch. Wie die Dinge liegen, wäre Vergessen nicht nur ein Gebot der Klugheit, sondern auch ein Akt der Redlichkeit; [...] schlimme Folgen hätte es keine, nur vielleicht für das Geschäft.“<sup>473</sup>*

Die Frage, ob man angesichts der derzeitigen Erinnerungspraxis in Deutschland die Nazizeit vergessen dürfe, stellte sich bereits drei Jahre früher der Zeit - Redakteur Jan Ross, der sich in seinem Artikel auf die Friedenspreisrede Walsers bezog:

*„Wird das Gedenken an den Nationalsozialismus weniger wichtig, wenn sein Nutzen für die Politik fraglich geworden ist? Ist das ein Freibrief für das Vergessen? Eher doch eine Probe darauf, ob wir zu*

<sup>471</sup> Ignatz Bubis, Rede des Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland am 9. November 1998 in der Synagoge Rykerstraße in Berlin, abgedruckt in: Die Walser- Bubis- Debatte - Eine Dokumentation, herausgegeben von Frank Schirmacher, Frankfurt am Main 1999, S.106-113, hier: S.108f.

<sup>472</sup> Diese Debatte, die Goldhagens Buch „Hitlers willige Vollstrecker“ auslöste, soll in dieser Arbeit nicht näher beleuchtet werden,

Daniel Jonah Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker - Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust - Aus dem Amerikanischen von Klaus Kochmann, Berlin 1996.

<sup>473</sup> Rudolf Burger, Die Irrtümer der Gedenkpolitik – Ein Plädoyer für das Vergessen, in: EurRd, H. 2 (2001), S.3-13, hier: S.13.

*einem Gedenken fähig sind, bei dem wir nicht dauernd an uns denken, an den Gewinn, den wir aus der Geschichte ziehen können, sondern an die Geschichte selbst und an die Opfer. Sie sind nicht gestorben, um einer Nachwelt etwas mitzuteilen, schon gar nicht den Kindern und Enkeln ihrer Mörder. Dem Leiden und dem Verbrechen pädagogisch einen Sinn geben zu wollen, hat etwas Unzulässiges, wenn nicht Obszönes, eben etwas von ‚Instrumentalisierung‘ - es sei denn, man beschränkte sich auf die schlichte, zugleich bescheidene und quälende Einsicht in die Bedrohtheit der Zivilisation.“<sup>474</sup>*

Weiter heißt es dort:

*„In diesem Zusammenhang wäre noch einmal über die Rede von der ‚ritualisierten‘ Auschwitz-Erinnerung nachzudenken. Das Wort ist denunziatorisch gemeint; und wirklich gibt es Züge des Formelhaften, des Lippenbekenntnisses, der Routine im öffentlichen Besprechen des Nationalsozialismus.“<sup>475</sup>*

Der jüdische Historiker Michael Wolffsohn brachte das Problem der Ritualisierung des Gedenkens, die Walser mit dem Begriff des „Lippengebets“<sup>476</sup> in Misskredit bringt, schon zehn Jahre vor der Paulskirchenrede des Schriftstellers zum Ausdruck.

*„Dem Ritual der Gewohnheiten entspricht das Ritual um Begriffe: Normalität? Besonderheit? Besondere Normalität? Schuld? Verpflichtung? Verantwortung? Einmaligkeit? Einzigartigkeit? Und so weiter und so weiter. Inhalte? Nein, meistens Worthülsen!“<sup>477</sup>*

Walser selbst kritisierte die Gedenkkultur im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Epoche bereits im Jahre 1981:

*„Es ist noch keine 20 Jahre her, da glaubte eine Sorte Intellektueller, **Wald** sei etwas Reaktionäres, **Gesangverein** auch. Jene militante Friedhofs-Schar, die durch keine Katastrophe aus ihrer reaktionären Unbelehrbarkeit aufgeschreckt werden kann, sollte durch uns nicht immer nur in ihren Parolen fixiert und bestätigt werden. Schlageter, zum Beispiel. Schon um des historischen Anstands willen. Aber auch wenn uns das alles egal sein möchte, die Zuschauer dieser Szenen dürfen uns nicht egal sein. Schönau ist die Bundesrepublik. Abwiegeln, Verdrängen, Stacheldraht, Absperrungsgerät, geschichtsloses Verdammen, Vergangenheitsbewältigung...: das sind unsere Mittel. Weil wir Jahre und Figuren aus unserer Geschichte heroisieren oder streichen, je nachdem, deswegen ist unsere Nationalität zur heutigen Paßform degeneriert. In prekären Augenblicken, wie zum Beispiel im Herbst 77, erschrickt man, wenn man plötzlich bemerkt, wie der Demagoge vom Dienst die sogenannte Volkseele kitzelt. Plötzlich kann einem die ganze schöne Herzeigeform der Republik wie eine aufgeklärte Präsentier-Maske vorkommen, hinter der es atavistisch brodeln. Aber der prekäre Augenblick ist wahrscheinlich immer. Und wir sind immer nur gerüstet, aber nie vorbereitet.“<sup>478</sup>*

Die angeführten Stellungnahmen sind ausnahmslos von einem tiefen Verdruss über den Umgang mit der deutschen Vergangenheit geprägt. Sowohl Burger als auch Walser bringen unverhohlen ihren Unmut über die Gedenkkultur in Deutschland und Österreich zu Gehör.

<sup>474</sup> Jan Ross, Aus Auschwitz lernen? - Das Gedenken ist nicht deshalb wichtig, weil es für die politische Moral nützlich wäre, in: Die Zeit Nr. 49 (1998), ohne Paginierung.

<sup>475</sup> Jan Ross, Aus Auschwitz lernen? - Das Gedenken ist nicht deshalb wichtig, weil es für die politische Moral nützlich wäre, in: Die Zeit Nr. 49 (1998), ohne Paginierung.

<sup>476</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.20.

<sup>477</sup> Michael Wolffsohn, Israel und wir - Zum 40. Jahrestag der Gründung des Staates Israel, in: Politische Studien, H. 299 (1988), S.331-333, hier: S.333.

<sup>478</sup> Martin Walser, Schlageter - Eine deutsche Verlegenheit, in: Martin Walser, Heilige Brocken. Frankfurt am Main 1988, S.102-116, hier: S.115f, Erstveröffentlichung in: Almende, Jahrgang 1, H. 2, Sigmaringen 1981.



Während der Schriftsteller jedoch nur die Art und Weise des Gedenkens desavouiert, spricht sich der Wiener Professor für eine Erinnerungskultur nach dem Motto: „*Lethe trinken*“ aus.

Ähnlich misstrauisch äußerte sich auch Maxim Biller: „*Ich bin genervt*“, so konstatierte der jüdische Schriftsteller 1996 in einem Zeit-Artikel unter der Überschrift *Heiliger Holocaust*<sup>479</sup>.

Dabei ging es ihm um die „*endlosen Bewältigungsarien*“ der Deutschen, darum, dass ohne Auschwitz ein Gespräch in der Öffentlichkeit unmöglich scheint, vor allem jedoch verärgerte ihn die Aussichtslosigkeit, dass diese Diskussionen jemals zu einem aussagekräftigen Ergebnis führen könnten. Im Gegensatz zu den beiden oben genannten Stellungnahmen betonte der jüdische Schriftsteller jedoch, dass er trotzdem darüber reden wolle. Dies offenbart die innere Zerrissenheit, in welcher sich der jüdische Autor befindet. Diese Ambivalenz zwischen Abwehrhaltung einerseits, und der Notwendigkeit, doch an das Ereignis erinnern zu müssen andererseits, ist kennzeichnend für das Phänomen Auschwitz in der deutschen Erinnerung. Schon der jüdische Literaturnobelpreisträger und Auschwitzüberlebende Imre Kertész brachte die Furcht vor dem Vergessen dieses Ereignisses zum Ausdruck, als er formulierte: „*vom ersten Augenblick an [...] war der Holocaust mit einem schrecklichen Bangen behaftet: dem Bangen vor dem Vergessen*“.<sup>480</sup>

An dieser Stelle soll auf die Frage eingegangen werden, ob es für das Individuum eine moralische Pflicht gibt, sich zu erinnern. Da es sich bei „Moral“ um das System von Normen handelt, dem eine Gemeinschaft Folge leistet, die meisten Angehörigen einer solchen Gemeinschaft sich auch wünschen, dass man Ihrer und ihrer Leistungen gedenkt, ist eine moralische Verpflichtung hierzu nicht ganz von der Hand zu weisen. Anders jedoch als die personengebundene Verpflichtung eines nahen Angehörigen zu gedenken, richtet sich eine allgemeine moralische Pflicht zur Erinnerung an jeden einzelnen Menschen jenseits seiner Funktion als Angehöriger oder Freund, was zur Bildung einer kollektiven Identität beiträgt. Dabei käme eine Moral des Gedenkens einer Forderung nach Gerechtigkeit in allgemeinverbindlichem Sinne gleich. Die meisten Versuche aber, ein Gedenken zur moralischen Pflicht zu erheben und mit moralischen Absichten zu begründen, endeten mit dem Verweis auf ganz spezifische und historisch-politische Vorgänge, „*ohne dass das Exemplarische der Fälle die Abstraktheit eines moralischen Gebots ganz erreichen könnte*“,

---

<sup>479</sup> Maxim Biller, Heiliger Holocaust, in: Die Zeit, 8.11.1996. Internetadresse des Artikels: <http://www.jsbielicki.com/jsb-61.htm> (11.01.2005).

<sup>480</sup> Imre Kertész, Der Holocaust als Kultur, in: Imre Kertész, Essays und Reden - Die exilierte Sprache, mit einem Vorwort von Péter Nádas, aus dem Ungarischen von Kristin Schwamm, Gyorgy Buda, Géza Dérek, Krisztina Koenen, Laszlo Kornitzer, Christian Polzin, Ilma Rakusa, Irene Rübberdt, Christina Viragh und Ernő Zeltner, Frankfurt am Main 2003, S.76-S.89, hier: S.77. Erstveröffentlichung in: SuF, Berlin, H. 4 (1994).

so Martin Saar.<sup>481</sup> Damit will der Autor des Artikels über *Moral* aus dem *Lexikon für Gedächtnis und Erinnerung* zum Ausdruck bringen, dass selbst so ein schweres Unrecht, wie es die Judenverfolgung im Dritten Reich darstellte, nicht ausreicht, um eine allgemeine Erinnerungsverpflichtung zu begründen. Eine solche ließe sich bestenfalls aus der Verantwortlichkeit ableiten, ähnliche Vorkommnisse in Zukunft zu vermeiden.

Um diesem Umstand Rechnung zu tragen, wurde eingedenk der Judenpogrome im Dritten Reich die Gleichheit aller Menschen im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland verankert. So heißt es insbesondere in Artikel drei, Absatz drei:

*„Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.“*<sup>482</sup>

Weiter heißt es in den Absätzen eins und zwei des Artikels vier:

*„(1) Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich.“*

*(2) Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet.“*<sup>483</sup>

Diese Gesetze zeigen deutlich, dass die Gründer des demokratischen Deutschland sich des „dunklen Kapitels“ der Vergangenheit durchaus bewusst waren und insbesondere Religionsgemeinschaften vor künftigen Übergriffen schützen wollten.

Ein halbes Jahrhundert später kommt dann Karl Heinz Bohrer 1999 zu der Auffassung, die Deutschen besäßen gar kein geschichtliches Langzeitgedächtnis, ihr Geschichtsverständnis beginne mit dem Kriegsende. Die nationalsozialistische Vergangenheit bliebe dabei weitgehend ausgeblendet, die Geschichte der NS-Zeit habe für das bundesdeutsche Gedächtnis lediglich die Funktion einer Vorphase zur Bundesrepublik.

*„In der spezifischen Amnesie des Kontinuums geschichtlicher Zeit könnte geradezu das Bestimmungsmerkmal des bundesrepublikanischen Menschen erkannt werden. Es gibt nur ein geschichtliches Kurzzeitgedächtnis, das mehr oder weniger mit der sogenannten Stunde Null des Zusammenbruchs von 1945 endet. Was von der Zeit davor erinnert wird, wird nur erinnert als Vorphase zu dieser Stunde Null.“*<sup>484</sup>

<sup>481</sup> Die Informationen zu diesem Abschnitt wurden folgender Publikation entnommen: Martin Saar, *Moral*, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, *Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon* (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.384-386, hier: S.385.

<sup>482</sup> Verfassung des Freistaates Bayern - Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland - Mit Sonderteil: Bayerischer Landtag - Bayerischer Senat, Funktionen und Aufgaben, bearbeitet von Konrad Stollreither, Stand erster Oktober 1987 (Bayrische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit), München 1987, S.105f.

<sup>483</sup> Verfassung des Freistaates Bayern - Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland - Mit Sonderteil: Bayerischer Landtag - Bayerischer Senat, Funktionen und Aufgaben, bearbeitet von Konrad Stollreither, Stand erster Oktober 1987 (Bayrische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit), München 1987, S.106.

<sup>484</sup> Karl Heinz Bohrer: Historische Trauer und poetische Trauer, in: *Merkur* 53 (1999), Band 2, S.1127-1141, hier: S.1139f. Der Geschichtswissenschaftler Georg Kreis kritisiert dagegen die Fokussierung auf die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, die zu einer Verengung des Geschichtsbewußtseins geführt hätte, so dass die Faszination des Bösen eine „Einengung“ mit sich bringe, so dass „wir immer wieder bei Hitler“ landeten,

In dieser Stellungnahme wird Bohrs Unmut über das Aussparen der NS-Diktatur im öffentlichen Gedenken Deutschlands deutlich. Die Tradierung und Weitergabe der Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus ist eine zunehmend komplexer werdende Aufgabe. Diesem Umstand liegt vor allem die unabwendbare biologische Tatsache zugrunde, dass es immer weniger Holocaustüberlebende als Zeitzeugen gibt. Im Wesentlichen geht es also um den adäquaten Umgang und die Bewahrung des Gedenkens an die Verbrechen des Dritten Reiches für die nachfolgenden Generationen. Dabei muss gewährleistet sein, dass die öffentliche Erinnerung im Austausch mit den einzelnen Gruppierungen in unserer Gesellschaft stets aufrechterhalten wird. Dieses hehre Vorhaben ist umso notwendiger, da sich die Mahnung an diese dunkle Ära der deutschen Geschichte zwangsläufig nur noch in Gedenkritualen erschöpft. Dies kritisierte Martin Walser in seiner oben bereits erwähnten Friedenspreisrede jedoch als „*Lippengebet*“<sup>485</sup>.

Jens Jessen ist ähnlicher Auffassung. Für ihn dient das Gedenken an den Nationalsozialismus nur noch dazu, das falsche Bild, das wir von dieser Zeit haben, weiter zu tradieren und die vermeintlich gesicherten Erkenntnisse über diese Epoche in nicht haltbaren Theorien darzustellen.

*„Es geht, in unserem grellen Zirkus des Gedenkens, nicht mehr um Wahrheit. Wir handeln, wenn wir vom ‚Dritten Reich‘ handeln, längst nur noch von einem Reich aus zweiter Hand. Wir handeln von Gedanken, Lesarten, Interpretationen des Grauens, von unseren Illusionen, die wir uns über manche Figuren gemacht haben, und von unseren Versuchen, die Verantwortung in entlastende Theorien abzuschieben.“*<sup>486</sup>

Bezüglich des stetigen Ringens um eine angemessene Erinnerungskultur in Deutschland ist noch lange kein Ende abzusehen. Dieses Problem zeigt sich vor allem in den Debatten über die dortigen Gedenkstätten, was James E. Young auf folgende Art und Weise zum Ausdruck bringt:

*„Jedes Monument wird endlos beleuchtet, erklärt und diskutiert. Künstlerische, ethische und historische Fragen beschäftigen Juroren in ungeahntem Ausmaß. Einer endlosen Sisiphusarbeit gleich rollt man die Erinnerung in einem Kraftakt den Hang des Bewußtseins hinauf, um sie dann in einem Schwall von Argumenten und politischen Haarspaltereien wieder hinunter rollen zu lassen, wo das Spiel von neuem beginnt. Die derzeitige Vergangenheitsbewältigung Deutschlands ersetzt und konstituiert gleichzeitig ihr Objekt. Mögen auch einige, wie beispielsweise die Grünen, eine solch intensive Auseinandersetzung mit der Errichtung von Gedenkstätten als eine Flucht vor dem Erinnern betrachten, so liegt das sicherste Zeichen einer Auseinandersetzung mit der Erinnerung vielleicht gerade in ihrer ewigen Nichtabgeschlossenheit. Das erfolgreichste deutsche Mahnmahl im Gedenken an diese Zeit und ihren*

---

Georg Kreis, Vor einer neuen Zukunft der Vergangenheit? - Wenn aus Vergangenheit Geschichte wird, in: NZZ, 25.01.2005, S.34.

<sup>485</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.20.

<sup>486</sup> Jens Jessen, Im grellen Zirkus des Gedenkens - Bis zum Exzess beschäftigen sich die Medien mit dem „Dritten Reich“. Dabei geht es nicht mehr um die Wahrheit. - Sondern nur noch um uns selbst, in: Die Zeit, 23.03.2005, S.45.

*Opfern ist vielleicht weniger ein einzelnes Monument, als die laufend weitergeführte Diskussion zu Fragen des Erinnerns: Welche Erinnerung soll bewahrt werden? Wie soll erinnert werden? In wessen Namen? Zu welchem Zweck?*<sup>487</sup>

Der Professor für Englisch und Judaistik stellt sich hier auch die Frage, ob das Fortdauern der Diskussion um den adäquaten Umgang mit der Vergangenheit des deutschen Volks nicht sogar ein Positivum darstelle, denn gerade dieser Umstand zeuge doch davon, dass man sich seiner Geschichte doch fortwährend bewusst sei und bliebe.

Die Mahnmaldebatte beschäftigt auch den Leiter des Europainstituts und Ordinarius für Neuere Allgemeine Geschichte und Schweizergeschichte an der Universität Basel, Georg Kreis, wie er sich in einem Beitrag in der *Neuen Zürcher Zeitung* vernehmen lässt:

*„Und die Mahnmale gegen das Vergessen? Sie können, so eindrücklich sie auch sein mögen, selber wenig dazu beitragen, dass nicht vergessen wird. Ihre Betrachter können in ihnen nur sehen, was sie bereits wissen. Und was die Zukunft der Vergangenheit betrifft: Es besteht keine Notwendigkeit, eine Umgruppierung unseres Wissens und eine Umcodierung der aktuellen Beziehungen zu diesem Teil der Vergangenheit zu fordern.“*<sup>488</sup>

Für ihn dienen die Mahnmale lediglich als Erinnerung an das bereits vorhandene individuelle Wissen des Betrachters, sind daher also weder geeignet, zukünftigen Generationen eine Vorstellung des Ausmaßes der Gräueltaten des damaligen Regimes zu vermitteln, noch dazu, den zukünftigen Menschen eine Warnung hinsichtlich der so bescheidenen und zunächst positiv erscheinenden Anfänge einer später so verhängnisvollen und unkontrollierbaren Diktatur zukommen zu lassen.

Der spanische Schriftsteller Jorge Semprún erinnerte in einer Rede auf der Gedenkveranstaltung zum 60. Jahrestag der Befreiung des KZs Buchenwald an den Umstand des physischen Ablebens der Zeitzeugen, der Überlebenden der Konzentrationslager und der damit einhergehenden Schwierigkeiten, deren Erlebnisse für die Nachwelt zu bewahren, denn die authentische Wiedergabe der Erinnerung an die Gräueltaten werde durch deren Sterben unmöglich gemacht.

*„Wir wissen es alle, es stimmt, dass diese 60. Wiederkehr des Tages, an dem die nationalsozialistischen Konzentrationslager aufgedeckt und befreit wurden, dass diese Gedenkfeier die letzte sein wird, an der Zeugen jener Erfahrung teilnehmen werden. In zehn Jahren, im Jahr 2015 - denn diese Gedenkfeiern haben ja seit 1945 verständlicherweise von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Feierlichkeit und Bedeutung gewonnen - 2015 also wird es keine Zeugen mehr geben: Wir werden kein Zeugnis mehr geben können von den Erfahrungen in den Nazilagern. Es wird keine unmittelbare Erinnerung mehr geben, kein direktes Zeugnis, kein lebendiges Gedächtnis. [...] Niemand wird mehr sagen können: ‚Ja, so war es, ich war dabei.‘ Und niemand wird unter irgendein Bild der Erinnerung den Satz schreiben können, den Goya unter ein Blatt seiner **Schrecken des Krieges** gesetzt hat: ‚Ich habe es gesehen.‘“*<sup>489</sup>

<sup>487</sup> James E. Young, *Formen des Erinnerns - Gedenkstätten des Holocaust, (Passagen Zeitgeschehen)*, Wien 1997, S.51f.

<sup>488</sup> Georg Kreis, *Vor einer neuen Zukunft der Vergangenheit? - Wenn aus Vergangenheit Geschichte wird*, in: *NZZ*, 25.01.2005, S.34.

<sup>489</sup> Niemand wird mehr sagen können: „Ja, so war es“ - Vor 60 Jahren wurde das KZ Buchenwald befreit - Auf

Der Buchenwald-Überlebende misst der Literatur das entscheidende Moment bei der Tradierung der Erinnerung an nachfolgende Generationen zu. Für ihn hat das literarische Erzeugnis dann das Primat über die historischen Zeugnisse inne. Die Literatur befindet sich aber gleichzeitig in der Gefahr, genauso in Vergessenheit zu geraten wie die lebendigen Zeitzeugen. So kann man auch heute wieder zu der Erkenntnis Paul Celans gelangen, die jener in den Schlusszeilen seines Gedichtes *Aschenglorie* mit folgenden Worten umschrieb: „Niemand/ zeugt für den/ Zeugen“<sup>490</sup>

Semprún stellte in seinem Vortrag auch die Frage in den Raum, ob es wohl eine Literatur geben werde, welche die Geschehnisse der Vernichtungslager behandelte, ohne als reine Erinnerungsliteratur klassifiziert zu werden.

*„In zehn Jahren, beim nächsten feierlichen Gedenken an die Aufdeckung und Befreiung der Nazi - Konzentrationslager, wird unser Gedächtnis der Überlebenden nicht mehr existieren, denn es wird keine Überlebenden mehr geben, die eine Weitervermittlung der eigenen Erfahrungen leisten könnten, die hinausginge über die notwendige, aber unzureichende Arbeit der Historiker und Soziologen. Es wird nur noch Romanciers geben. Nur die Schriftsteller können, wenn sie frei beschließen, sich jene Erinnerungen anzueignen, sich also das Unvorstellbare vorzustellen, wenn sie also versuchen, die unglaubliche historische Wahrheit literarisch wahrscheinlich zu machen, nur Schriftsteller könnten die lebendige und vitale Erinnerung wieder zum Leben erwecken - das von uns Erlebte, die wir gestorben sein werden. Das sollte uns nicht weiter erstaunen oder beunruhigen: So war es schon immer, so wird es immer sein. Die Zeugen verstummen, die Literatur, die Zeugnis gibt, verschwindet. Der einzige Zweifel, die einzige Frage, auf die wir noch keine Antwort gefunden haben, ist folgende: Wird es eine Literatur der Vernichtungslager geben, die über die Zeugnis - oder Erinnerungsliteratur hinausgeht?“<sup>491</sup>*

Er wies in seiner Rede auch auf die Schwierigkeiten einer gesamteuropäischen Erinnerungsmethode hin. Der spanische Schriftsteller forderte in seinem Vortrag Russland auf, sich mit seiner eigenen Geschichte im Zweiten Weltkrieg auseinander zu setzen und auf diesem Wege eine Demokratisierung im eigenen Lande möglich zu machen. Außerdem propagierte er, man müsse beim Gedenken an die von Deutschen errichteten Konzentrationslager in Dachau, Flossenbürg und anderswo im gleichen Atemzug die Gräueltaten der sowjetischen Arbeitslager zur Sprache bringen, ohne jedoch dadurch die Einzigartigkeit des jüdischen Genozids in Zweifel zu ziehen. Nur eine gemeinsame Erinnerungsarbeit diene der europäischen Vereinigung.

---

der Gedenkfeier am Sonntag hielt der Schriftsteller Jorge Semprún, einst selbst dort gefangen, eine bewegende Rede - Wir dokumentieren sie - aus dem Spanischen von Michi Strausfeld, in: *Die Zeit*, 14. 04. 2005, S.52.

<sup>490</sup> Paul Celan, *Aschenglorie*, in: Paul Celan, *Gesammelte Werke*, Band 2, herausgegeben von Beda Allemann, Stefan Reichert und Rudolf Bücher, Frankfurt am Main 1983, S.72. Ein Zeuge steht nach dem Verständnis Paul Celans für das Eingedenken des Schicksals an andere und für Geschehnisse, die sonst dem Vergessen oder Verdrängen anheimgestellt sind, zitiert nach: *Niemand zeugt für den Zeugen - Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah*, herausgegeben von Ulrich Baer (es 2141), Frankfurt am Main, 2000, S.8, Anmerkung 1.

<sup>491</sup> Niemand wird mehr sagen können: „Ja, so war es“ - Vor 60 Jahren wurde das KZ Buchenwald befreit - Auf der Gedenkfeier am Sonntag hielt der Schriftsteller Jorge Semprún, einst selbst dort gefangen, eine bewegende Rede - Wir dokumentieren sie - aus dem Spanischen von Michi Strausfeld, in: *Die Zeit*, 14.04.2005, S.52.

*„So hat man völlig zu Recht die furchteinflößende Einzigartigkeit des Genozids am jüdischen Volk hervorgehoben im Gesamtrahmen der Nazipolitik gegenüber jeglicher Opposition und jedem Widerstand.[...] Eine der wirksamsten Möglichkeiten, der Zukunft eines vereinten Europas, besser gesagt, des wiedervereinten Europas einen Weg zu bahnen, besteht darin, unsere Vergangenheit miteinander zu teilen, unser Gedächtnis, unsere bislang getrennten Erinnerungen zu einen. Der kürzlich erfolgte Beitritt von zehn neuen Ländern aus Mittel - und Osteuropa - dem anderen Europa, das im sowjetischen Totalitarismus gefangen war - kann kulturell und existenziell erst dann wirksam erfolgen, wenn wir unsere Erinnerungen miteinander geteilt und vereinigt haben werden. Hoffen wir, dass bei der nächsten Gedenkfeier in zehn Jahren, 2015, die Erfahrung des Gulag in unser kollektives europäisches Gedächtnis eingegliedert worden ist. Hoffen wir, dass neben die Bücher von Primo Levi, Imre Kertész oder David Rousset auch die **Erzählungen aus Kolyma** von Warlam Schalamow gerückt wurden. Das würde zum einen bedeuten, dass wir nicht länger halbseitig gelähmt wären, zum anderen aber, dass Russland einen entscheidenden Schritt auf dem Weg in die Demokratisierung getan hätte.“<sup>492</sup>*

Die Forderung des Schriftstellers, der Gräueltat der sowjetischen Straflager zusammen mit Auschwitz zu gedenken, mag auf den ersten Blick einer Relativierung der nationalsozialistischen Verbrechen mittels Parallelisierung mit dem sowjetischen Unrechtsregime das Wort reden. Auf diese Gefahr weist Regina Mönch in der FAZ hin, ohne diese jedoch genau zu spezifizieren und dem Schriftsteller unterstellen zu wollen.<sup>493</sup> Diese Sichtweise, die an den schon erwähnten Historikerstreit von 1986 erinnert, wird dem KZ - Überlebenden Jorge Semprún jedoch sicherlich nicht gerecht, denn dessen Erlebnisse im Vernichtungslager haben ihn zu einem Verfechter für die Bewahrung von Erinnerung durch die nachfolgenden Generationen werden lassen, der auch in der zitierten Passage keinerlei Zweifel an der Einzigartigkeit der Shoah aufkommen lässt.

Beim Umgang mit Geschichte ist auch die Schwierigkeit der adäquaten Lagerung und Konservierung von Dokumenten zu berücksichtigen. Als Beispiel für die Überlieferung historisch relevanter Fakten an die Nachwelt kann das *Shoah-Foundation-Projekt* von Steven Spielberg, der ein Archiv mit Stellungnahmen von damals lebenden Personen aus aller Welt unterhält, dienen. Es darf jedoch nicht die unterschiedliche Betrachtungsweise von historischen Vorgängen im Laufe der Zeit außer Acht gelassen werden. Ein Geschichtsbild ist nie als monolithisch anzusehen, sondern unterliegt zeitbedingten Einflüssen, die im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Aspekten gesehen werden müssen. Dieser Umstand wird sehr treffend mit dem heraklitischen Bild des „panta rhei“ umschrieben.

Das Problem der Externalisierung von Gedächtnisinhalten oder -strukturen durch Übertragung auf Speichermedien muss hier Erwähnung finden. Der Zusammenhang zwischen Medien und Gedächtnis wird zumeist auf die Formel der Erweiterung des natürlichen Gedächtnisses gebracht und in zwei unterschiedlichen Fassungen formuliert. Der ersten Auffassung zufolge

<sup>492</sup> Niemand wir mehr sagen können: „Ja, so war es“ - Vor 60 Jahren wurde das KZ Buchenwald befreit - Auf der Gedenkfeier am Sonntag hielt der Schriftsteller Jorge Semprún, einst selbst dort gefangen, eine bewegende Rede - Wir dokumentieren sie - aus dem Spanischen von Michi Strausfeld, in: Die Zeit, 14.04.2005, S.52.

<sup>493</sup> Regina Mönch, Die Schwelle - KZ und GULag: Europas geteilte Erinnerung, in: FAZ, 19.4.2005, S.35.

werden Speichermedien als funktionale Äquivalente - sei es als Entlastung oder als Bedrohung des menschlichen Gedächtnisses angesehen; es wird dabei auf den strukturellen Unterschied zum menschlichen Gedächtnis hingewiesen. Die Einen begrüßen, dass die Medien die Unzulänglichkeiten menschlicher Erinnerungsfähigkeit zu überbrücken in der Lage sind, die Anderen bewerten dieses medial gespeicherte Wissen als starr und entfremdet.<sup>494</sup> Eine Episode aus Platons Phaidros mag das Problem der Schriftlichkeit und der medialen Transformation illustrieren: Dort stellte Gott Theuth dem ägyptischen König Thamus seine Erfindung der Buchstaben vor, von der er annahm, sie stellte zugleich ein Heilmittel für das Gedächtnis dar. Der König war mit dieser Verfahrensweise nicht einverstanden. Stattdessen versuchte er zu beweisen, dass Schrift im Gegenteil das Gedächtnis zerstörte. Seiner Ansicht nach trennte Schrift den Wissenden von seinem Wissen, welches dadurch nicht mehr in direkter Verbindung mit der Person stünde, welche das Wissen hervorgebracht hätte. So bestünde die Gefahr, dass das Wissen in falsche Hände geriete. Außerdem sprach der Monarch das aufgeworfene Problem der Externalisierung an: Schrift fixierte ein Wissen, welches dadurch der interaktiven menschlichen Kommunikation entzogen und damit konstituiert wäre. Daher könnte das Wissen nicht mehr als gesichert angesehen werden, weil dem Wissenshaushalt die lebendige Komponente fehlte. Durch die Fixierung des Wissens mittels der Schrift, unterläge es der Mumifikation.<sup>495</sup> Das Problem, Wissen über Generationen hinweg weiterzugeben, ist aber gerade im heutigen Zeitalter der Informationsverarbeitung von besonderer Bedeutung, da die bereits unüberschaubar gewordene Informationsflut die Kluft zwischen den beschriebenen gegensätzlichen Positionen immer größer werden lässt.

Nach Auffassung von Günter Butzer folgte die theoretische Diskussion über den Umgang mit der deutschen Vergangenheit in der Bundesrepublik zunächst zwei sehr unterschiedlichen Grundsätzen. Hierbei führt er zuerst das von Alexander und Margarete Mitscherlich entwickelte Modell der Trauerarbeit an. Der Begriff fasst Erinnerung auf als einen kontinuierlichen Vorgang der Bewusstmachung verdrängter Vergangenheit mit dem Ziel der Befreiung von den Zwängen dieser Vergangenheit und der daraus resultierenden Möglichkeit

---

<sup>494</sup> Die Informationen zu diesem Abschnitt wurden folgender Publikation entnommen: Jens Ruchatz, Externalisierung, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg, 2001, S.160-163, hier: S.160f.

<sup>495</sup> Die Informationen zu diesem Abschnitt wurden folgender Publikation entnommen: Aleida Assmann, Schrift, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.527-529, hier: S.527.

einer freieren Orientierung zur Zukunft hin. Margarete Mitscherlich selbst beschreibt diesen Prozess folgendermaßen:

*„Trauer ist ein seelischer Vorgang, in dem ein Individuum einen Verlust mit Hilfe eines wiederholten schmerzlichen Erinnerungsprozesses langsam zu ertragen und durcharbeiten lernt, um danach zu einer Wiederaufnahme lebendiger Beziehungen zu den Menschen und Dingen seiner Umgebung fähig zu werden.“<sup>496</sup>*

Diese Erinnerungsarbeit, die angesichts der Verbrechen der Deutschen während der Zeit des Nationalsozialismus mehr als schwierig erscheint, sei jedoch nach Ansicht der Mitscherlichs im Nachkriegsdeutschland nahezu völlig ausgeblieben, was zu einer sogenannten *„Reaktionsträgheit, die sich in unserem gesamten politischen wie auch sozialen Organismus bemerkbar macht“<sup>497</sup>* geführt hätte.

Günter Butzer interpretiert die Ergebnisse der Mitscherlichs wie folgt:

*„Statt Reue über entstandene Schuld, statt Scham und Trauer über die Verletzung und den Verlust eigener Ideale zu empfinden, hätten die Deutschen ihre Vergangenheit verleugnet, sich emotional von ihr abgewandt und alle Energie in den Wiederaufbau ihres zerstörten Landes investiert.“<sup>498</sup>*

Unter Bezugnahme auf Otto Lorenz, der das Dilemma einer *„schwierigen, lange unmöglichen Erinnerungsarbeit“* zwischen Eskapismus und der Gedenkpflcht in der deutschen Nachkriegslyrik schon 1988 als *„überwunden“<sup>499</sup>* betrachtete, ist Butzer der Auffassung, dass die Erinnerungsarbeit der *„Integration des historischen Bruches in die Identität eines sozialen Kollektivs“<sup>500</sup>* dienen sollte.

Den zweiten Begriff, der von Butzer zu dem eben beschriebenen Grundsatz kontrastiert wird, stellt die *„Paradoxie des Eingedenkens“<sup>501</sup>* dar. Darunter versteht er die *„Delegation der Schuld, Identifikation mit den Opfern, Derealisation der Vergangenheit[...]“<sup>502</sup>*, wobei er der

<sup>496</sup> Margarete Mitscherlich: Erinnerungsarbeit. Zur Psychoanalyse der Unfähigkeit zu trauern, Frankfurt am Main 1987, S.114f. zitiert nach: Günter Butzer, Erinnerungsarbeit in der Nachkriegsliteratur, in: Günter Butzer, Fehlende Trauer - Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, München 1998, S.46-62, hier: S.49f.

<sup>497</sup> Alexander und Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1990, S.17, zitiert nach: Günter Butzer, Erinnerungsarbeit in der Nachkriegsliteratur, in: Günter Butzer, Fehlende Trauer - Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, München 1998, S.46-62, hier: S.49, Anmerkung 2.

<sup>498</sup> Günter Butzer, Erinnerungsarbeit in der Nachkriegsliteratur, in: Günter Butzer, Fehlende Trauer - Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, München 1998, S.46-62, hier: S.49.

<sup>499</sup> Otto Lorenz: Gedichte nach Auschwitz oder: Die Perspektive der Opfer. in: Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur. Bundesrepublik Deutschland, Deutsche Demokratische Republik, Österreich, Schweiz, ediert von Heinz Ludwig Arnold, (TuK Sonderband) (1988), S.35-53, hier: S.36, zitiert nach: Günter Butzer, Erinnerungsarbeit in der Nachkriegsliteratur, in: Günter Butzer, Fehlende Trauer - Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, München 1998, S.46-62, hier: S.49.

<sup>500</sup> Günter Butzer, Erinnerungsarbeit in der Nachkriegsliteratur, in: Günter Butzer, Fehlende Trauer - Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, München 1998, S.46-62, hier: S.49.

<sup>501</sup> Günter Butzer, Erinnerungsarbeit in der Nachkriegsliteratur, in: Günter Butzer, Fehlende Trauer - Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, München 1998, S.46-62, hier: S.54.

<sup>502</sup> Günter Butzer, Erinnerungsarbeit in der Nachkriegsliteratur, in: Günter Butzer, Fehlende Trauer - Verfahren



Meinung ist, dass diese Begrifflichkeiten exakt den Abwehrmechanismen entsprächen, welche die Mitscherlichs dazu veranlasst hätten, dem deutschen Volk die „*Unfähigkeit zu trauern*“ zu attestieren. In diesem Rahmen zitiert Butzer auch Adorno, der den Deutschen eine Verantwortung für die „*zweite Schuld*“<sup>503</sup> der Verdrängung zuschreibt. Anzumerken bleibt hier jedoch, dass die psychoanalytischen Abwehrmechanismen nach Auffassung Freuds einen zunächst durchaus funktionalen Effekt besitzen, da beispielsweise Verdrängung eines Unlust provozierenden Ereignisses lediglich das Unbewusste belastet, das mit der Umwelt interagierende Ich davon aber nur indirekt betroffen ist und daher handlungsfähig bleibt.

Der Butzers Ausführungen zugrundeliegende Begriff des „*Eingedenkens*“ geht nach Ansicht von Manuela Günter auf Walter Benjamin zurück, der darunter allgemein die Erinnerung an die Geschichte als Leidensgeschichte von namenlosen Opfern verstand. Diese müsse nach Auffassung Theodor W. Adornos vor einer Vereinnahmung im kulturellen Gedächtnis der Deutschen im Sinne einer Normalisierung geschützt werden und dürfe dabei nicht in einer „*Schlussstrich*“-Debatte enden.<sup>504</sup> Schon 1955 stellte der Philosoph den in der deutschen Gesellschaft der fünfziger und sechziger Jahre weit verbreiteten „*Wunsch, überhaupt nicht mehr von Schuld sprechen zu müssen*“<sup>505</sup>, in den Vordergrund.

Zum Schlussstrichgedanken schreibt Karl Jaspers:

*„Die sogenannte Schlussstrichauffassung bezeichnet daher die Position, es müsse endlich einmal Schluß sein, man dürfe diese schreckliche Last [der deutschen Geschichte, Anmerkung des Verfassers] [...] nicht auf unbegrenzte Zeit fortführen.“*<sup>506</sup>

Der Begriff „*Schlussstrich*“ sei nicht vom Wunsch „*nach politischer und historischer Verdrängung*“ zu trennen, so Kai Luehrs-Kaiser<sup>507</sup>. Die „*Normalisierung*“ im gesellschaftlichen Verhältnis zu Auschwitz, wie sie Martin Walser 1998 in seiner

---

epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, München 1998, S.46-62, hier: S.54.

<sup>503</sup> Theodor W. Adorno, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Theodor W. Adorno, Eingriffe, Frankfurt am Main 1963, S.125-146, hier: S.128, zitiert nach: Günter Butzer, Erinnerungsarbeit in der Nachkriegsliteratur, in: Günter Butzer, Fehlende Trauer - Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, München 1998, S.46-62, hier: S.56, Anmerkung 1.

<sup>504</sup> Manuela Günter, Shoah, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.540-542, hier: S.541.

<sup>505</sup> Theodor W. Adorno, Schuld und Abwehr, Kapitel 15: Strich darunter (1955), in: Theodor W. Adorno, Gesammelte Schriften, Band 9.2, Frankfurt am Main 1975, S.121-324, hier: S.261, zitiert nach: Kai Luehrs-Kaiser, Schlussstrich, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.524.

<sup>506</sup> Karl Jaspers, Wohin treibt die Bundesrepublik? Tatsachen, Gefahren, Chancen, München 1966, hier: S.75 zitiert nach: Kai Luehrs-Kaiser, Schlussstrich, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.524.

<sup>507</sup> Kai Luehrs-Kaiser, Schlussstrich, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.524.

Friedenspreisrede proklamierte, forderte bereits 1960 der damalige Innenminister Schröder in einer Rede vor dem Bundestag.<sup>508</sup>

*„Vom 30. Januar 1933 trennen uns nunmehr 27 Jahre. Vom Zeitpunkt des Zusammenbruchs beinahe 15 Jahre. 15 Jahre, das sind bereits drei Jahre mehr, als das sogenannte tausendjährige Reich gedauert hat. Es ist wie mir scheint an der Zeit, daß wir nun endlich ein ausgeglicheneres Verhältnis zu unserer Vergangenheit gewinnen“.*<sup>509</sup>

Es geht in der heutigen Zeit vor allem um das zunehmende Verblassen der authentischen Erinnerung durch den Tod von immer mehr Zeitzeugen. Deshalb gilt es, neue Formen verbalen und bildlichen Ausdrucks im Rahmen der Erinnerungskultur zu finden. Es erscheint unmöglich, geeignete sprachliche Zeichen für die Verbrechen der Shoah zu entwickeln und gleichzeitig der Forderung nach einer unverfälschten Erinnerung daran gerecht zu werden. Man muss sich dieses Dilemmas bewusst sein, dass sämtliche Zeichen für dieses Phänomen unzureichend sein werden, denn diese Einsicht stelle *„die Voraussetzung [dar, Anmerkung des Verfassers], dieses [das Phänomen der Shoah, Anmerkung des Verfassers] entziffern zu können - im Sinne einer nicht vollständigen Lesbarkeit.“*<sup>510</sup> Den Ausführungen Manuela Günters zufolge hätte Jean-François Lyotard den Massenmord an den Juden in seinem Hauptwerk *Der Widerstreit* als „*anästhetische Zäsur*“ gesehen und zum Ausgangspunkt einer „*Ethik des Undarstellbaren*“ gemacht<sup>511</sup>. Ein Widerstreit, heißt es in Lyotards *Merkzettel zur Lektüre*, über den Titel seines gleichnamigen Werkes

*„ist ein Konfliktfall zwischen (wenigstens) zwei Parteien, der nicht angemessen entschieden werden kann, weil eine auf beide Parteien anwendbare Urteilsregel fehlt. Die Legitimität der einen Argumentation schliesse nicht auch ein, daß die andere nicht legitim ist. Wendet man dennoch dieselbe Urteilsregel auf beide zugleich an, um ihren Widerstreit gleichsam als Rechtsstreit zu schlichten, so fügt man einer von ihnen Unrecht zu[...]“.*<sup>512</sup>

Er bezieht sich bei seiner Definition des Widerstreits auf Kants *Kritik der reinen Vernunft*, der in seinem Antinomienkapitel vorführt, dass sowohl den Leugnern der Existenz von Freiheit, als auch den Leugnern der Existenz Gottes rechtgegeben werden müsse, wenn man die

<sup>508</sup> Die Anregung zu diesem Gedankengang wurde folgender Publikation entnommen: Stefan Krankenhagen, *Auschwitz darstellen*, in: Stefan Krankenhagen, *Auschwitz darstellen - Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser* (Beiträge zur Geschichtskultur, Band 23), Köln 2001, S.1-19, hier: S.3f.

<sup>509</sup> Rede des Innenministers Dr. Schröder (CSU) vor dem Bundestag am 18.2.1960, in: *Verhandlungen des Deutschen Bundestages. 3. Wahlperiode 1959/60*, Bonn 1960, S.5581, zitiert nach: Stefan Krankenhagen, *Auschwitz darstellen*, in: Stefan Krankenhagen, *Auschwitz darstellen - Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser* (Beiträge zur Geschichtskultur, Band 23), Köln 2001, S.1-19, hier: S.4, Anmerkung 7.

<sup>510</sup> Georg Christoph Tholen, *Anamnesen des Undarstellbaren - Zum Widerstreit um das Vergessen(e)*, in: *Das Vergessen(e) - Anamnesen des Undarstellbaren*, herausgegeben von Elisabeth Weber und Georg Christoph Tholen, Wien 1997, S.225-238, hier: S.231.

<sup>511</sup> Manuela Günter, *Shoah*, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, *Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon* (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.540-542, hier: S.541.

<sup>512</sup> Jean-François Lyotard, *Der Widerstreit* - Übersetzt von Joseph Vogl - Mit einer Bibliographie zum Gesamtwerk Lyotards von Reinhold Clausjürgens (Supplemente, Band 6), München 1989, S.9.

jeweiligen Voraussetzungen für die Thesen jeder Partei gelten ließe. Die Aufgabe des Philosophen bestehe darin, den Widerstreit für jedermann erfahrbar werden zu lassen und für dessen Modifikationen eine neue Sprache zu finden.<sup>513</sup>

*„Es bedarf einer angestrengten Suche, um die neuen Formations - und Verkettungsregeln für die Sätze aufzuspüren, die dem Widerstreit, der sich im Gefühl zu erkennen gibt, Ausdruck verleihen können, wenn man vermeiden will, daß dieser Widerstreit sogleich von einem Rechtsstreit erstickt wird und der Alarmruf des Gefühls nutzlos war. /Für eine Literatur, eine Philosophie und vielleicht sogar eine Politik geht es darum, den Widerstreit auszudrücken, indem man ihm entsprechende Idiome verschafft.“*<sup>514</sup>

Der französische Philosoph fasst seine Skepsis gegenüber den kognitiven Erkenntnissen durch die Geschichtswissenschaft folgendermaßen in Worte:

*„Aber mit Auschwitz ist etwas Neues in der Geschichte passiert, das nur ein Zeichen und keine Tatsache sein kann, nämlich daß die Tatsachen und Zeugenaussagen, die die Spur des **Hier und Jetzt** trugen, die Dokumente, die auf die Bedeutung(en) der Tatsachen schließen ließen, daß die Namen und letztendlich die Möglichkeit verschiedenartiger Sätze, deren Zusammenschluß die Wirklichkeit ausmacht, daß das alles so weit wie möglich vernichtet wurde. Hat ein Historiker nicht allein den Schaden, sondern auch das Unrecht zu berücksichtigen? Nicht die Realität, sondern die Meta - Realität, nämlich die Zerstörung der Realität? Nicht die Zeugenaussage, sondern den nach ihrer Zerstörung (durch das Dilemma) verbleibenden Reste: das Gefühl? Nicht den Rechtsstreit, sondern den Widerstreit? [...] Aber der Historiker muß dann auch mit dem Monopol, das dem kognitiven Regelsystem von Sätzen über die Geschichte eingeräumt wird, brechen und das Wagnis auf sich nehmen, auch dem Gehör zu schenken, was im Rahmen der Regeln der Erkenntnis nicht darstellbar ist.“*<sup>515</sup>

Lyotard plädiert demnach dafür, dass nicht nur kognitive Verfahren für die Geschichtswissenschaft dienstbar zu machen seien, sondern er spricht sich in Bezug auf die Darstellbarkeit des Massenmordes in Auschwitz vor allem dafür aus, dass die Historiker der mutwilligen Zerstörung des geschichtlichen Beweismaterials genauso viel Bedeutung einräumen mögen, wie den durch Anwendung der gültigen Regeln ihrer Wissenschaft gewonnenen Erkenntnissen. Für ihn sei der Genozid an den Juden mit den Mitteln der kognitiven Wahrnehmung nur schwer, wenn überhaupt darstellbar. Im mindesten Falle seien hierzu jedoch erst entsprechende Idiome zu schaffen.

Der Historiker und Direktor der Gedenkstätte Buchenwald, Volkhard Knigge, steht den Berichten der Zeitzeugen kritisch gegenüber und fordert die stärkere Einbeziehung wissenschaftlicher Quellen und anderer historischer Methoden zur Darstellung des faschistischen Unrechts im Dritten Reich. Für ihn stellen die Zeitzeugenberichte oftmals das Ergebnis nicht verarbeiteter traumatischer Erlebnisse dar. Vielmehr seien sie entstanden aus einem Konglomerat von Erinnerungen, die sich sowohl aus eigenen Erfahrungen, als auch aus

<sup>513</sup> vergleiche: Christine Pries, Jean-François Lyotards Philosophie des Widerstreits im Spiegel ihrer Rezeption, in: Joseph Jurt (Hg.), *Zeitgenössische Französische Denker: Eine Bilanz* (Rombach Wissenschaften: Reihe Litterae, Band 61), Freiburg im Breisgau 1998, S.211-231, hier: S.218f.

<sup>514</sup> Jean-François Lyotard, *Der Widerstreit* - Übersetzt von Joseph Vogl - Mit einer Bibliographie zum Gesamtwerk Lyotards von Reinhold Clausjürgens (Supplemente, Band 6), München 1989, S.33, §22.

<sup>515</sup> Jean-François Lyotard, *Der Widerstreit* - Übersetzt von Joseph Vogl - Mit einer Bibliographie zum Gesamtwerk Lyotards von Reinhold Clausjürgens (Supplemente, Band 6), München 1989, S.106f.

zugetragenen Berichten zusammensetzten. An eine authentische Wiedergabe der Erlebnisse der Augenzeugen zu glauben, sei daher eine Illusion. Die Zusammenarbeit mit Psychoanalytikern sei aufgrund dessen für den Historiker das Gebot der Stunde, um die Darstellungen der Opfer richtig einordnen zu können.

*„Wenig reflektiert worden ist das unausweichliche Spannungsverhältnis zwischen der sachlichen Dimension des Vergangenheits vergegenwärtigenden Sprechens und dessen individueller symbolischer Bedeutung, die immer auch darin besteht, dass der Sprechende Anerkennung bei denen sucht, die ihm zuhören. Das rein affirmative Zuhören jedoch hilft den Überlebenden letztendlich nicht aus ihren Traumatisierungen heraus. Welche Herausforderungen sich hieraus ergeben können, mag an der Tatsache ermessen werden, dass immer mal wieder Überlebende Buchenwalds bei Gedenkstättenbesuchen erschütternd und detailliert von den Gaskammern in diesem KZ berichten. Gaskammern aber hat es in Buchenwald nie gegeben. Solche Aussagen müssen, auch um Holocaust-Leugnern keinen Vorschub zu leisten, richtig gestellt werden. [...] Methodisch verantwortungsbewusste Historiker und Geschichtsvermittler sind sich mittlerweile darüber im Klaren, dass Erinnerungen nur begrenzt wiedergeben können, wie es tatsächlich gewesen ist, sondern eher zum Ausdruck bringen, wie etwas erlebt und verarbeitet wurde: Im Licht neuer Erfahrungen und Orientierungen werden Erinnerungen zwangsläufig immer wieder neu kodiert, zudem erfüllen sie auf sie rückwirkende kulturelle, soziale oder politische Funktionen. Doch sie werden nur zu häufig als spiegelbildlicher und vollständiger Ausdruck des Damals aufgefasst und behandelt.“<sup>516</sup>*

Demgegenüber steht jedoch die Aussage Müller-Jungs, nach welcher der Mensch durchaus auch in der Lage sei, sein Erinnerungsvermögen bewusst zu steuern, wie folgende Bemerkung unter Bezugnahme auf Sigmund Freud verdeutlicht:

*„Der Mensch kann sein Vergessen kontrollieren. Er kann und er tut es. [...] Ein schuldhaftes Verhalten also? Wohl kaum in solchen Fällen, die Sigmund Freud als ‚Repression‘ oder ‚Suppression‘ beschrieben hatte: als die mentale Notwehr gedemütigter Menschen also, die sich auf diese Weise ihrer unerfreulichen Erinnerungen zu entledigen versuchen. Als Akt seelischer Hygiene gewissermaßen.“<sup>517</sup>*

Auch im 21. Jahrhundert sollte demnach über angemessene und glaubwürdige Methoden zur Vermittlung der Ereignisse zwischen 1933 und 1945 an heutige und nachfolgende Generationen gewissenhaft nachgedacht werden, um nicht nur Verdrängungsmechanismen vorzubeugen. Es gilt dabei auch, Aussagen von Zeitzeugen hinsichtlich möglicher Traumatisierungseinflüsse zu hinterfragen und unter Berücksichtigung bisheriger wissenschaftlicher Erkenntnisse zu verifizieren. Außerdem erscheint es notwendig, sich mit der Darstellung des Holocaust in den Medien kritisch zu befassen.

---

<sup>516</sup> Volkhard Knigge, Unterhaltsamer Schrecken - Nie galt das Wort der Zeitzeugen so viel wie heute. Es gibt in der Erinnerungskultur aber einen Unterschied zwischen Vergangenheitsgerede und Zeugenschaft, in: SZ, 03.05.2005, S.11.

<sup>517</sup> Joachim Müller-Jung, Das Gehirn als Festplatte - Freud wußte es: wir können uns selbst betrügen und Daten löschen, in: FAZ, 12.01.2004, S.26.

## V.II Moderne Medien als Möglichkeit der Tradierung von Historie

Die Möglichkeit, die Schrecken des Massenmordes in Film und Fernsehen einem breiten Publikum zugänglich zu machen, mag auf der einen Seite als Fortschritt betrachtet werden, andererseits birgt gerade diese Verbreitungsform die Gefahr in sich, ein falsches Bild der Ereignisse zu entwerfen und damit Geschichtsklitterung zu betreiben. Mit diesem Vorwurf sahen sich beispielsweise die Produzenten des Films *Der Untergang* konfrontiert. So etwa bezeichnete der Filmkritiker Knörer den Film als „*einzigste Lüge*“:

*„Mit seinem handwerklichen Biedersinn fällt Oliver Hirschbiegel den eigenen Naturalismusabsichten ständig in den Rücken. Das macht den "Untergang", der eine einzige Lüge ist, dann nicht nur zu einem Machwerk, sondern auch noch zu einem so unbedarften wie langweiligen Machwerk.“<sup>518</sup>*

Eine deutlich differenziertere Darstellung des Films stammt von dem Philosophen Josef Früchtel. Dieser geht auf den kritischen Einwand, Hitler wäre in diesem Werk zu menschlich dargestellt, folgendermaßen ein:

*„So viel Hitler wie in **Der Untergang** sah man im Kino noch nie. Und weil dies zwangsläufig bedeutet, nicht nur den öffentlichen Hitler vorzuführen, den man aus Filmaufnahmen schon kennt, argwöhnt so mancher Kritiker, Hitler könne zu sehr ‚als Mensch‘ in Erscheinung treten“<sup>519</sup>.*

In seinem Artikel relativiert er diese Vorbehalte jedoch und kommt zu dem Schluss:

*„Der Film vermenschlicht Hitler und seine Gefolgschaft in der Tat, aber zunächst einmal schlicht anthropologisch und dann erst bescheiden moralisch. Er zeigt ihn als Teil der menschlichen Spezies und damit in seinen physischen Gebrechen und psychischen Schwankungen. Dass dabei auch moralische Züge zum Vorschein kommen, er sich von Zeit zu Zeit als freundlich und sogar charmant erweist, kann nur den verwundern, für den Hitler nicht zur Spezies Mensch gehört.“<sup>520</sup>*

Auch der Produzent des Films, Bernd Eichinger, geht auf die Vermenschlichungs-These bezüglich *Der Untergang* ein und lässt sich in einem Interview über seinen Film zum Phänomen Hitler vernehmen:

*„Ob man zwangsläufig Mitleid empfindet, ist eine andere Frage, bei Hitler zumindest nicht. Für mich ist er der Inbegriff des Barbaren, der sentimentale Anflüge hat. Mag sein, daß ich dafür gelegentlich Verständnis habe, aber Sympathie garantiert nicht.“<sup>521</sup>*

<sup>518</sup> Ekkehard Knörer, Riecht wie Führerbunker, Essay vom 22.09.2004, Internetadresse des Artikels: <http://www.perlentaucher.de> (25.10.2004).

<sup>519</sup> Josef Früchtel, Hitler als einer von uns - Menschsein im "Untergang", in: FR, 24.09.2004. Internetadresse des Artikels: [http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur\\_und\\_medien/feuilleton/?cnt=509621](http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur_und_medien/feuilleton/?cnt=509621) (24.09.2004).

<sup>520</sup> Josef Früchtel, Hitler als einer von uns - Menschsein im "Untergang", in: FR, 24.09.2004. Internetadresse des Artikels: [http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur\\_und\\_medien/feuilleton/?cnt=509621](http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur_und_medien/feuilleton/?cnt=509621) (24.09.2004).

<sup>521</sup> Hitler spielen - Interview von Frank Schirrmacher mit Corinna Harfouch und Bernd Eichinger, in: FAS, 22.08.2004, S.21.

Bei Spielfilmen, die den Massenmord an den europäischen Juden zum Thema haben, geht es vor allem darum, dem Publikum dieses mit dem Verstand nicht greifbare Ereignis näher zu bringen. Meist wird mittels Identifikation des Publikums mit einem oder mehreren Protagonisten versucht, eine Emotionalisierung zu erzielen, um ein Mitleiden seitens der Rezipienten in Gang zu setzen. Dies soll dazu dienen, die Geschehnisse dieses Pogroms nachvollziehbar darzustellen. Beispiele für diese Verfahrensweise sind der 1979 in Deutschland erstmals gezeigte vierteilige Film *Holocaust*, der die Geschichte der Familie Weiß vor dem Hintergrund der Shoah erzählt, und natürlich Spielbergs Film *Schindlers Liste*, der den Industriellen Oscar Schindler in den Mittelpunkt der fiktiven Darstellung rückt. Nicht eine wissenschaftlich fundierte Darstellung ist dabei das Ziel, sondern eine Bearbeitung der damaligen Geschehnisse, die dem jeweiligen Zeitgeist entsprechend einem breiten Publikum plausibel gemacht werden kann. Spielbergs Monumentalfilm beispielsweise wurde von der Kritik nicht nur positiv aufgenommen. So sprach unter anderem die Literaturkritikerin Sigrid Löffler davon, dass der Film aufgrund seiner geschickten Gefühlsdramaturgie als „*seelische Schnellreinigung*“ sozusagen als „*Instant-Absolution, als Gefühls Quickie*“ angesehen werden könne.<sup>522</sup> Mit diesem harschen Urteil macht es sich die Kritikerin jedoch zu leicht, sie wird dem Facettenreichtum des Films damit nicht gerecht, zumal dieses mehrstündige monumentale Werk keinesfalls als „*Quickie*“ bezeichnet werden kann.

Im folgenden Abschnitt sollen nun kurz einige der Gedanken Reinhard Hanauschs aus dessen Vortrag *Auschwitz als Talkshow? - Einige Bemerkungen zu der Frage, wie man heute über Auschwitz sprechen sollte und worüber dabei zuvorderst zu sprechen sei*, wiedergegeben werden.<sup>523</sup> Der Antiquar zitierte beispielsweise die Kritik Claude Lanzmanns, des Regisseurs des Films *Shoah*, an Spielbergs Version des Holocausts in *Schindlers Liste*: „*In Schindlers Liste gibt es etwas, was nicht ehrlich ist, weil Spielberg den Eindruck erweckt, als habe man die Gaskammer lebend verlassen können.*“<sup>524</sup> Lanzmann warf Spielberg damit eine Verharmlosung der Vorgänge in Auschwitz vor, da aus den Gaskammern keinerlei Entrinnen möglich war. Hanausch kommt in seinem Vortrag auch auf Andreas Kilb zu sprechen, der in seiner Kommentierung des Films in der *ZEIT* vom 04.03.1994 die Schwierigkeit erkannte,

<sup>522</sup> Das Zitat wurde folgendem Artikel entnommen: Manuel Köppen, Von Effekten des Authentischen - Schindlers Liste, in: Bilder des Holocaust, Literatur - Film - Bildende Kunst, herausgegeben von Manuel Köppen und Klaus R. Scherpe, (Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte, Kleine Reihe Band 10), Köln, 1997, S.145-170, hier: S.149, Anmerkung 12.

<sup>523</sup> Die Anregungen dieses Absatzes verdanke ich folgender Publikation: Reinhard Hanausch, Auschwitz als Talkshow? - Einige Bemerkungen zu der Frage, wie man heute über Auschwitz sprechen sollte und worüber dabei zuvorderst zu sprechen sei, Vortrag im Haus der Begegnung in Regensburg am 28.06.1999 (unveröffentlichtes Manuskript). Herr Hanausch war so freundlich, mir seinen 24 Seiten umfassenden Vortrag zuzusenden.

<sup>524</sup> Claude Lanzmann, zitiert nach: Reinhard Hanausch aus dem oben erwähnten Vortrag vom 28.06.1999, S.9.

dem Massenmord an den Juden ästhetisch gerecht zu werden. Spielbergs Film käme aber das Verdienst zu, den „*Bann, der bis heute über der Darstellung dieser Hölle lag*“<sup>525</sup>, zu brechen. Andererseits fand er kritische Worte für den Mangel an Aufmerksamkeit, welche der Film den jüdischen Opferzahlen widme. Die Zahl der Menschen, die von Oskar Schindler vor dem sicheren Tod gerettet worden waren, bliebe weitgehend unerwähnt.

*„Nur viertausend Juden, so erfährt man aus einer Einblendung, leben heute noch in Polen, doch aus den Familien auf Schindlers Liste ist ein Volk von sechstausend Menschen geworden. So endet alle Erinnerung in Daten und Zahlen, Jahrestagen und Geschichten. Zurück bleibt das Unzählbare, von dem kein Buch und kein Film erzählt.“*<sup>526</sup>

Nur kurze Zeit später macht der Rezensent den Film in der *ZEIT* vom 25.03.1994 erneut zum Thema. In seiner Glosse schreibt er: „*Es gibt nur die Bilddokumente von damals, die das, was Spielberg erzählt, gerade nicht zeigen, und die Zeugenaussagen der Opfer.*“<sup>527</sup> Spielberg breche nach den Worten Kilbs „*das Tabu*“, das über der filmischen Verarbeitung von Auschwitz liege. Die entscheidende Wichtigkeit liege in dem Umstand,

*„daß die wenigen Überlebenden, die noch das Grauen bezeugen können, allmählich aussterben, und daß nur Bilder im Stande sind, ihre Erinnerungen wenigstens in Bruchstücken einer fernsehsüchtigen Nachwelt zu überliefern.“*<sup>528</sup>

Aus dem Gesagten zieht der Filmkritiker folgendes Resümee:

*„Die Menschen, die in Schindlers Liste strömen, wollen nicht vergessen, sie wollen das Vergessen überwinden. Das war Spielbergs Ziel. Er hat es erreicht.“*<sup>529</sup>

Werner Beiweis hingegen vertritt die Auffassung, dass mit dem Tod der Zeitzeugen die Erinnerung an den Holocaust auch ohne filmische Rekonstruktion nicht aussterbe. Es gebe nämlich eine mündliche Tradierung ihrer Erzählungen, welche außerdem auch niedergeschrieben worden seien. Mit der Behauptung, dass das Aussterben der Zeugen die Erinnerung bedrohe, unterschlage man das Faktum, dass die seit Menschengedenken primäre Artikulationsmöglichkeit der Erinnerung die mündliche Überlieferung gewesen sei. Es gehe in Spielbergs Film daher nicht darum, das Gedenken zu retten, sondern lediglich um einen Paradigmenwechsel vom tradierten Wort hin zum technischen Bild.

<sup>525</sup> Andreas Kilb, Des Teufels Saboteur - Steven Spielbergs Film - Epos über den Völkermord an den europäischen Juden - „Schindlers Liste“, in: Die Zeit, Nr. 10, 04.03.1994, S.57-58, hier: S.58.

<sup>526</sup> Andreas Kilb, Des Teufels Saboteur. Steven Spielbergs Film - Epos über den Völkermord an den europäischen Juden - „Schindlers Liste“, in: Die Zeit, Nr. 10, 04.03.1994, S.57-58, hier: S.58.

<sup>527</sup> Dieses Zitat wurde folgender Publikation entnommen: Werner Beiweis, Zur Realität des Imaginären - Steven Spielbergs Film Schindlers Liste, Wien 1995, S.6.

<sup>528</sup> Dieses Zitat wurde folgender Publikation entnommen: Werner Beiweis, Zur Realität des Imaginären - Steven Spielbergs Film Schindlers Liste, Wien 1995, S.6.

<sup>529</sup> Dieses Zitat wurde folgender Publikation entnommen: Werner Beiweis, Zur Realität des Imaginären - Steven Spielbergs Film Schindlers Liste, Wien 1995, S.6.

Der Holocaust sei das entscheidende Ereignis im 20. Jahrhundert gewesen, welches filmisch jedoch nicht belegt worden sei. Es sei daher das Verdienst des Regisseurs aus Hollywood, mit seinem Werk Abhilfe geschaffen zu haben. An Spielbergs Film zeige sich aber auch die gesamte Problematik, dem Phänomen des Massenmordes an den Juden mit den Mitteln der Regie gerecht zu werden. Demnach bildeten nicht mehr die unmittelbaren Erlebnisse der Zeitzeugen das Primat der Überlieferung, sondern ihre Stimmen dienten im Gegensatz dazu nur noch zur Bekräftigung der Rezeption des Spielberg-Films in der breiten Öffentlichkeit.<sup>530</sup> Eine wesentlich positivere Meinung über den Film Spielbergs vertritt der Historiker Wolfgang Benz. In seinem Artikel in der *Zeit* führt der Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung in Berlin aus, dass die Figur des Oskar Schindler „scharf und überzeugend gezeichnet“ sei, dass zwar die Handlung des Films gegenüber der Dokumentation ohne „fiktionale und dramatische Elemente“ nicht auskäme, was aber aus seiner Sicht keinen Einwand darstelle, sondern notwendig sei, um „begreiflich zu machen, was geschah“. Abschließend kommt er zu folgendem Urteil:

*„Die Zerstörung von Menschen durch Todesangst, die Mordlust der Täter, die Ambivalenzen der Moral in chaotischer Zeit und unter existentieller Bedrohung kann man nicht dokumentieren. Um begreiflich zu machen, was geschah, braucht es eben die literarische und dramatische Form. In der Schlussszene von Steven Spielbergs Film treten die Schauspieler Hand in Hand mit den Originalpersonen ans Grab Oskar Schindlers. Damit ist auch das Verhältnis von Authentizität und Fiktion geklärt. ‚Schindlers Liste‘ ist mehr als Dokumentation und Geschichtsschreibung. Der Film ist über den Appell an die moralische Sensibilität des Betrachters hinaus ein dramatischer Beitrag zu Geschichtsschreibung und Aufklärung.“<sup>531</sup>*

Die filmische Verarbeitung der Ereignisse zwischen 1933 und 1945 beschränkt sich jedoch bedauerlicherweise nicht ausschließlich auf Versuche zur möglichst authentischen und geschichtstreuen Vermittlung dieser historischen Fakten. Die mannigfaltigen Möglichkeiten der heutigen Film- und Fernsehtechnik sollten nicht dazu führen, die Medien allein aus Gründen wirtschaftlicher Natur dahingehend zu missbrauchen, Darstellungen des Holocaust

<sup>530</sup> Werner Beiweis, *Zur Realität des Imaginären - Steven Spielbergs Film Schindlers Liste*, Wien 1995, S.6f. Zu diesem Gedankengang ist folgendes einzuwenden: Das Phänomen der Dienstbarkeit von Personen, die an den Ereignissen, die in einem Film entweder in dokumentarischer oder fiktiver Weise verarbeitet werden, unmittelbar beteiligt waren, ist nicht nur bei der ästhetischen Verarbeitung des Holocausts zu beobachten, sondern auch in anderen Sparten. Man denke dabei zum Beispiel an die Dokumentationen des Historikers Guido Knopp, gegen die immer wieder der Vorwurf erhoben wird, die darin vorkommenden kurzen Stellungnahmen der Zeitzeugen würden lediglich dessen subjektives Bild untermalen. Auch der Film „Der Untergang“, der sowohl mit dem gleichnamigen Buch von Joachim Fest (*Der Untergang, Hitler und das Ende des Dritten Reiches - Eine historische Skizze*, Reinbek bei Hamburg 2004), als auch über die Aufzeichnungen von Hitlers Sekretärin Traudl Junge (*Bis zur letzten Stunde - Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*, unter Mitarbeit von Melissa Müller, Berlin 2004), beworben wurde, kann dafür als Beispiel herangezogen werden. Beide Werke dienten ebenfalls der Werbung für den Film, wurden also ebenfalls für den Film dienstbar gemacht. Böse Zungen könnten behaupten, das geflügelte Wort „*There is no business like shoah business*“, könnte daher auch auf Themenkomplexe rund um den Nationalsozialismus in Deutschland angewendet werden.

<sup>531</sup> Wolfgang Benz, *Bilder statt Fußnoten. Wie authentisch muß der Bericht über ein geschichtliches Ereignis sein? Anmerkungen eines Historikers zu „Schindlers Liste“*, in: *Die Zeit*, Nr. 10, 04.03.1994, S.59.



zu verbreiten, welche die Gefahr in sich bergen, ein falsches Bild der deutschen Geschichte zu vermitteln. So stellt sich beispielsweise die Frage, ob jeder Kinogänger die Stilmittel der Karikatur zu erkennen und richtig einzuordnen vermag. Andernfalls erschienen die Deutschen in den *Indiana Jones*-Filmen etwa als Prototyp einer unmenschlichen und einfältigen Nation. Im dritten Teil dieser Reihe, der den Titel *Der letzte Kreuzzug* trägt, wird nicht nur auf die Bücherverbrennung angespielt, sondern Adolf Hitler tritt in einer Szene des Films sogar als eine Art Popstar auf, der vor dem Schauspieler Harrison Ford steht, und diesem ein Buch signiert. Für den unbedarften Zuschauer banalisiert diese Darstellung den tatsächlichen Hitlerkult und verharmlost dadurch das wirkliche Geschehen der Apotheose um den deutschen Reichskanzler. Die geschichtlichen Ereignisse werfen die Frage auf, ob ein solches Thema überhaupt persifliert werden darf.

### V.III Thematisierung des Holocaust in Politik und Kunst

Das Damoklesschwert einer eigennützigen Inanspruchnahme des Themenkomplexes der Shoah hängt jedoch nicht nur über dessen cineastischer Bearbeitung, sondern auch über seiner argumentativen Verwendung im politischen Rahmen. So ist Martin Walser nicht der einzige Vertreter, welcher öffentlich die Meinung vertritt, dass Nationalsozialismus und Holocaust auch politisch missbraucht würden. Während der Schriftsteller sich dabei aber konkret auf den Umgang der Deutschen mit der eigenen Vergangenheit bezieht, gebraucht der jüdische Historiker Reuven Moskovitz den Begriff der Instrumentalisierung hinsichtlich der Nahostpolitik der Israelis gegenüber den Palästinensern. In seinem Artikel in der Frankfurter Rundschau vertritt er die Auffassung, Israel missbrauche den Holocaust, um seine aggressive Politik den Palästinensern gegenüber zu rechtfertigen. Er kommt in seiner Stellungnahme unter anderem zu dem Schluss, der Holocaust sei für die Israelis das wichtigste Mittel zum Zweck bei ihrem Vorgehen gegen die Palästinenser. Er bezieht sich zur Begründung seiner These auf das Buch *Nation und Tod - Der Holocaust in der israelischen Öffentlichkeit* von Idith Zertal. Diese schreibt unter anderem:

*„Mit Hilfe von Auschwitz - Israels ultimativer Trumpfkarte bei seinen Beziehungen zu einer Welt, die immer wieder aufs Neue als antisemitisch und auf ewig feindselig definiert wurde - immunisierte sich Israel selbst gegen jedwede Kritik und genehmigte sich einen quasi sakrosankten Status, verschloss sich einem kritischen, rationalen Dialog mit seiner Umwelt.“<sup>532</sup>*

<sup>532</sup> Der Artikel erschien in der Frankfurter Rundschau am 07.06.2004 unter dem Titel „Fusion von Himmel und Hölle - Die Instrumentalisierung des Holocaust für Israels Sicherheit - Israel kämpft gegen den Terror und für die Sicherheit seiner Bürger. Doch welches Mittel bedient sich der Staat, der sich als demokratisch und friedliebend versteht? Der Autor glaubt, dass einige davon in eine verhängnisvolle Einbahnstraße führen“, Internetadresse des

Der Geschichtswissenschaftler selbst ist in seiner Stellungnahme über den Nahostkonflikt der Meinung, dass die „*ultimate Auschwitz-Trumpfkarte*“ ausgezeichnet funktioniere. Sie schließe zauberhaft den Mund und das Gewissen vieler anständiger Menschen in Deutschland, die mit ehrlicher Sorge und Kummer verfolgten, wie Israel mit dieser „*Trumpfkarte*“ in den Abgrund steuere. Seiner Ansicht nach benutze Deutschland seine Vergangenheit um seine Hände in Unschuld zu waschen und toleriere mit dem Hinweis auf das abgedroschene Mantra „*Was können wir schon tun, mit unserer Vergangenheit?*“, das Vorgehen der israelischen Regierung gegenüber den Palästinensern.<sup>533</sup>

Doch auch in der Bundesrepublik häufen sich die Klagen über die unsachgemäße Einbindung der Shoah in den politischen Diskurs. Jens Jessen, welcher der Ansicht ist, die exzessive Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Epoche diene nicht mehr der Wahrheitsfindung, sondern ausschließlich der Diffamierung des politischen Gegners und des anders Denkenden, fasst seine Kritik folgendermaßen in Worte:

*„Es ist noch keine Lesart des Hitler - Reiches, und sei sie noch so nüchtern, entworfen worden, die nicht zu politischen oder ideologischen Zwecken der Gegenwart eingesetzt worden wäre. [...] Das ist der Fluch, der auf der deutschen Vergangenheitsbewältigung ruht. Sie interessiert uns nur insofern, als sich aus ihr Argumente im ideologischen Grabenkampf der Gegenwart destillieren lassen. Die Nazizeit ist der stärkste Schnaps, den man sich zur eigenen inneren Aufrüstung oder zur Betäubung des Gegners ausschenken kann. Es ist der schlecht verhehlte Charakter fortgesetzten Drogenmissbrauchs, der über allem Umgang mit der NS - Vergangenheit liegt, der den gegenwärtigen Exzess so widerwärtig macht.“<sup>534</sup>*

Selbst wohlmeinende Versuche an die Entstehungsgeschichte der Judenverfolgung mit dem Ziel zu erinnern, die Gedanken der damaligen deutschen Bevölkerung für die heutige Generation nachvollziehbar zu machen, vermag heftige Kontroversen hervorzurufen. So etwa trat der ehemalige Bundestagspräsident Jenninger zum fünfzigsten Jahrestag der Reichskristallnacht von allen seinen politischen Ämtern zurück, nachdem dessen Gebrauch der erlebten Rede zur Darstellung des Empfindens der deutschen Öffentlichkeit in der Zeit des Hitlerregimes unter Verwendung des sogenannten

---

Artikels:

[http://www.fr-aktuell.de/ressorts/nachrichten\\_und\\_politik/dokumentation/?cnt=449534](http://www.fr-aktuell.de/ressorts/nachrichten_und_politik/dokumentation/?cnt=449534) (07.06.2004).

Der Ausdruck aus dem Netz umfasste zwei DIN A 4 Seiten. Das direkte Zitat befand sich dabei auf Seite eins, die indirekten Zitate auf der zweiten Seite.

<sup>533</sup> Der Artikel erschien in der Frankfurter Rundschau am 07.06.2004 unter dem Titel „Fusion von Himmel und Hölle - Die Instrumentalisierung des Holocaust für Israels Sicherheit - Israel kämpft gegen den Terror und für die Sicherheit seiner Bürger. Doch welches Mittel bedient sich der Staat, der sich als demokratisch und friedliebend versteht? Der Autor glaubt, dass einige davon in eine verhängnisvolle Einbahnstraße führen“, Internetadresse des Artikels:

[http://www.fr-aktuell.de/ressorts/nachrichten\\_und\\_politik/dokumentation/?cnt=449534](http://www.fr-aktuell.de/ressorts/nachrichten_und_politik/dokumentation/?cnt=449534) (07.06.2004). Der Ausdruck aus dem Netz umfasste zwei DIN A 4 Seiten. Das direkte Zitat befand sich dabei auf Seite eins, die indirekten Zitate auf der zweiten Seite.

<sup>534</sup> Jens Jessen, Im grellen Zirkus des Gedenkens - Bis zum Exzess beschäftigen sich die Medien mit dem „Dritten Reich“. Dabei geht es nicht mehr um die Wahrheit. Sondern nur noch um uns selbst, in: Die Zeit, 23.03.2005, S.45.

„nationalsozialistischen Vokabulars“<sup>535</sup> in seinem Vortrag über die nationalsozialistischen Pogrome von den meisten seiner Zuhörer nicht wahrgenommen, sondern bestimmte Passagen, wie etwa folgende, als persönliche Stellungnahme aufgefasst wurden:

*„Und was die Juden anging: Hatten sie sich nicht in der Vergangenheit doch eine Rolle angemaßt – so hieß es damals – , die ihnen nicht zukam? Mußten sie nicht endlich einmal Einschränkungen in Kauf nehmen? Hatten sie es nicht vielleicht sogar verdient, in ihre Schranken gewiesen zu werden? Und vor allem: Entsprach die Propaganda – abgesehen von wilden, nicht ernstzunehmenden Übertreibungen – nicht doch in wesentlichen Punkten eigenen Mutmaßungen und Überzeugungen?“<sup>536</sup>*

Dieses Beispiel mag die Schwierigkeiten verdeutlichen, beim Reden über die Auswüchse der nationalsozialistischen Epoche die richtigen und angemessenen Worte zu finden. Auf die gerade zitierte Rede des ehemaligen Bundestagspräsidenten nahm Martin Walser Bezug, als er 1992 in einem Interview mit Jörg Magenau und Detlev Lücke auf eine Frage bezüglich der Ursachen für den Nationalismus erklärte:

*„Als Mensch, der eine Sprache spricht, kann man das Nationale nicht abtun. Sprache ist das vorhandene, lebendige Historische. In jedem Wort habe ich unsere ganze Geschichte mit drin. Das ist einfach so. Die Sprache ist ein Geschichtsbuch, die andauernd erzählt von dem, was geworden ist, wie wir den Konjunktiv, wie wir die indirekte Rede machen. Ein glänzendes Beispiel ist die Jenninger - Rede im Bundestag, wo die ganze Nation einschließlich der dann darüber schreibenden Intellektuellen nicht gemerkt hat, daß der Herr Jenninger in der ‚erlebten Rede‘ zitiert hat. Da würde ich sagen, liebe Intellektuellen Nation: Durchgefallen.“<sup>537</sup>*

Da sich der Autor sechs Jahre später, nach seiner Paulskirchenrede, ganz ähnlichen Vorwürfen ausgesetzt sah, sagte er in seinem Gespräch mit Ignatz Bubis im selben Jahr: „Sie müssen sich doch auch fragen, ob der herrschende Sprachgebrauch für alle ausreichend ist“,<sup>538</sup> und „Wir haben die Weise des Erinnerns noch nicht gefunden.“<sup>539</sup>. Das Gespräch wurde bei seiner Veröffentlichung in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* mit dem Titel *Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung* überschrieben, womit ausgedrückt werden sollte, dass die bezüglich der heiklen Themata Nationalsozialismus und Holocaust immer

<sup>535</sup> Ernestine Schlant, *Die Sprache des Schweigens - Die deutsche Literatur und der Holocaust*, München 2001, S.247.

<sup>536</sup> Die Passage der Jenninger – Rede wurde zitiert nach dem stenographischen Bericht des Deutschen Bundestages zur Gedenkveranstaltung aus Anlaß der Pogrome des nationalsozialistischen Regimes gegen die jüdische Bevölkerung vor 50 Jahren, der mir zugesandte Ausdruck umfasst die Seiten 7270-7276, hier: S.7272.

<sup>537</sup> Ich bin umstellt von Vergangenheit, ein Gespräch mit Jörg Magenau und Detlev Lücke, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), *Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser*, Frankfurt am Main 1998, S.33-46, hier: S.40f. Erstveröffentlichung: Freitag, Nr. 41, 02.10.1992.

<sup>538</sup> *Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser: Vom Wegschauen als lebensrettende Maßnahme, von der Befreiung des Gewissens und den Rechten der Literatur*, in: FAZ, 14.12.1998, wiederabgedruckt in: Frank Schirmacher (Hg), *Die Walser-Bubis Debatte - Eine Dokumentation*, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, hier: S.457.

<sup>539</sup> *Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser: Vom Wegschauen als lebensrettende Maßnahme, von der Befreiung des Gewissens und den Rechten der Literatur*, in: FAZ, 14.12.1998, wiederabgedruckt in: Frank Schirmacher (Hg), *Die Walser-Bubis Debatte - Eine Dokumentation*, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, hier: S.461.

wieder auftretenden Missverständnisse tatsächlich zu einem hohen Grad in unserem Sprachgebrauch begründet liegen. Auch heute noch, elf Jahre nach diesem Gespräch, wurde dieser Forderung nach einer neuen Sprache für das Gedenken an die Ära Hitlers noch nicht Rechnung getragen.

Ausdruck der Schwierigkeit, dem Gedenken in Deutschland Gestalt zu verleihen, war die Debatte um die Errichtung des Holocaust - Mahnmals. Moshe Zuckermann vertrat in seinem Essay *Gedenken und Kulturindustrie* aus dem Jahre 1999 die Ansicht, man müsse in Deutschland eine Gedenkkultur für die Opfer etablieren, die über das pure Ergötzen an der geschichtlichen Erinnerung durch ein sensationslüsternes und unreflektiertes Publikum hinausgehe. Diesem Anspruch solle auch die darstellende Kunst gerecht werden.

*„Wir leben aber nicht in einer solchen Gesellschaft. Gefordert wäre also eine Kunst, die nicht nur die Opfer im Stande ihres Opferseins thematisierte, sondern ihr eigenes Heteronome mitreflektierte, über die Verdinglichung der Opfer-Erinnerung, der lustgewinnenden Dimension ihrer Darstellung eine zumindest latent miteinbezogene Rechenschaft abzulegen vermöchte. Dies von den bislang bekannten Formen der populär ausgerichteten Kunst zu erwarten, scheint widersinnig zu sein. Wer dies aber zugibt, bekundet zugleich sein Bewußtsein von der immanenten Unzulänglichkeit der Populärkultur, mit dem Wesen des Holocaust umzugehen. Aus diesem Zirkel führt zur Zeit offenbar nichts heraus.“<sup>540</sup>*

Stefan Krankenhagen vertritt die Auffassung, dass sowohl die Debatte um das Holocaust-Mahnmal als auch die Rede Walsers symptomatisch für die Art und Weise des Umgangs mit dem Holocaust in der Bundesrepublik gewesen wären. Für ihn waren diese Kontroversen Ausdruck „eines resignierenden oder wütenden Überdrusses“ an der „Zerredung des an sich zu Erinnernden“, wie er unter Berufung auf Moshe Zuckermann formulierte<sup>541</sup>.

Krankenhagen belegte seine Ansicht mit mehreren Argumenten. Auf der einen Seite die politische Entscheidung um die Gestaltung des Mahnmals, die mehrmals verschoben wurde, auf der anderen Seite die Vorschläge, die außerhalb des offiziellen Wettbewerbs bezüglich der Form der Gedenkstätte in der Öffentlichkeit erörtert wurden. Hierbei führte er die Einlassungen des Schriftstellers György Konrád an, der einen „Garten der Freuden“ als geeignet erachtete, sowie den Vorschlag des Theologen Richard Schröders, ein Mahnmal zu bauen, das in der Sprache der Opfer daran erinnert, nicht zu morden. Aber vor allem war die Debatte seiner Meinung nach, eine Frage nach den künstlerischen Ausdrucksweisen, die dem Gedenken an die Shoah eine Gestalt verleihen sollten.

---

<sup>540</sup> Moshe Zuckermann, *Gedenken und Kulturindustrie* - Ein Essay zur neuen deutschen Normalität, Berlin und Bodenheim bei Mainz 1999, S.98.

<sup>541</sup> Stefan Krankenhagen, *Das Denkmal in Martin Walsers Rede*, in: Stefan Krankenhagen, *Auschwitz darstellen - Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser* (Beiträge zur Geschichtskultur, Band 23), Köln 2001, S.221-261, hier: S.231.

*„Moralische Bedenken wurden dabei vor allem im Hinblick auf die Tradition staatlichen Gedenkens geäußert. Nationale Denkmäler und Mahnmale [...] seien symbolische Ehrenbezeugungen für die eigenen Opfer vergangener Kriege und stünden damit im Dienst einer nationalen Identitätsstiftung“<sup>542</sup>,*

so Krankenhagen. Er ist der Ansicht, dass die politische Diskussion um die adäquate Darstellung von Auschwitz dem Wandel der Zeit unterworfen, und dass eben diese Darstellung „zu einer politisch und kulturindustriell verwertbaren Dienstleistung geworden“<sup>543</sup> sei. Dies habe den Nebeneffekt, dass das Vergessen der Shoah durch deren „Rekontextualisierung“<sup>544</sup> nicht mehr rückgängig zu machen, und dass die Undarstellbarkeit von Auschwitz mit dieser Tatsache in engem Zusammenhang stehe. Es sei also notwendig, so formuliert der Autor kryptisch in doppelter Negation, dass künftige Ausgestaltungen der Thematik, sei es in künstlerischer oder politischer Hinsicht, das Faktum zu berücksichtigen hätten, dass die Darstellung Shoah in ihrer heutigen Form keinen Fortbestand im Bewusstsein der Menschen haben könne.

*„Die sinnhafte Rekontextualisierung und damit das Vergessen von Auschwitz ist unumkehrbar. Die Idee der Undarstellbarkeit ist diesem Prozeß verwoben. Die Darstellung muß einen Ausdruck dafür finden, daß der Holocaust doch nicht kein Ende haben wird.“<sup>545</sup>*

Gewisse Analogien zwischen dieser Stellungnahme und der in der Friedenspreisrede geäußerten Meinung Martin Walsers bezüglich der Inanspruchnahme von Auschwitz zur Wahrung aktueller Interessen sind nicht von der Hand zu weisen.

Der Künstler Jochen Gerz vertritt die Meinung, dass ein Mahnmal Ort des individuellen Gedächtnisses sei. Er wendet sich gegen die traditionellen Denkmäler in ihrer positiven Materialität.

*„So kann Autorenschaft heute, als persönlicher Akt von Verantwortung und als Zeugnis einer wachsenden Zahl lebendiger Menschen im Denk- und Mahnmalprozeß, zur Basis für ein gemeinsames Weitergehen werden. Das Denk- und Mahnmal ist nur vorstellbar als ein Ort, der zu schaffen bleibt: der Besucher wird Mahnmal. [...] Die ‚zentrale‘ Arbeit kann nur des Besuchers eigener Beitrag, seine eigene Antwort sein. Nichts kann das stellvertretend repräsentieren, nicht die Politik und nicht die Kunst. Das eigene Leben wird zur eigenen Antwort. Allein so wird der Verbannung der Opfer in Rituale des Vergessens Einhalt geboten.“<sup>546</sup>*

<sup>542</sup> Stefan Krankenhagen, Das Denkmal in Martin Walsers Rede, in: Stefan Krankenhagen, Auschwitz darstellen - Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser (Beiträge zur Geschichtskultur, Band 23), Köln 2001, S.221-261, hier: S.230f.

<sup>543</sup> Stefan Krankenhagen, Das Denkmal und Martin Walsers Rede, in: Stefan Krankenhagen, Auschwitz darstellen - Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser (Beiträge zur Geschichtskultur, Band 23), Köln 2001, S.221-261, hier: S.260f.

<sup>544</sup> Stefan Krankenhagen, Das Denkmal und Martin Walsers Rede, in: Stefan Krankenhagen, Auschwitz darstellen - Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser (Beiträge zur Geschichtskultur, Band 23), Köln 2001, S.221-261, hier: S.260f.

<sup>545</sup> Stefan Krankenhagen, Das Denkmal und Martin Walsers Rede, in: Stefan Krankenhagen, Auschwitz darstellen - Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser (Beiträge zur Geschichtskultur, Band 23), Köln 2001, S.221-261, hier: S.260f.

<sup>546</sup> Dieses Zitat wurde folgendem Artikel entnommen: Mattias Martínez, Authentizität und Schrift in den Holocaust-Mahnmalen von Jochen Gerz, in: Mattias Martínez (Hg.), Der Holocaust und die Künste - Medialität

Auch diese Vorstellung von Erinnerungsarbeit entspricht in wesentlichen Punkten derjenigen Walsers, wie dieser beispielweise im schon erwähnten Gespräch mit Günter Grass kundtut:

*„Nur ich muß sagen, auch wenn ich da nicht herauskomme, trotz aller Zeitgeistbedrängnis, ich kann mir das nicht nehmen lassen, mich da nach Normalisierung zu sehnen, und mitzuarbeiten an einem Sprachgebrauch, der dieses Thema zurückgibt an jeden Einzelnen, an sein Gewissen, und nicht ritualisierte Sprachgebräuche von Bundespräsidenten und anderen Funktionären der Gesellschaft, und das muß ich sagen, davon werde ich nicht abweichen, weil ich glaube, das ist eine schriftstellerische Aufgabe...“*<sup>547</sup>

Als Beispiel für die künstlerische Umsetzung der Anschauung, ein Mahnmal solle Ort des individuellen Gedächtnisses sein, mag das 1986 enthüllte Harburger *Monument gegen den Faschismus* von Jochen und Esther Shalev- Gerz dienen. Dabei handelt es sich um eine zwölf Meter hohe Aluminiumsäule von einem Meter Breite, welche mit einer dünnen Schicht aus weichem, dunklem Blei überzogen ist. Die Bewohner und Besucher der Stadt waren dazu aufgefordert, mittels eines an jeder Ecke der Säule angebrachten Stahlstifts ihre Namen einzugravieren. Mit zunehmender Namensfülle wurde das Monument dann sukzessive um jeweils eineinhalb Meter in einen darunter liegenden Schacht, dessen Tiefe der Höhe des Denkmals entsprach, abgesenkt. Nach einigen Absenkungen war die Säule bis auf ihre Spitze völlig im Boden verschwunden und wurde schließlich nach ihrer letzten Absenkung mit einer Grabplatte bedeckt, welche mit der Inschrift *Harburgs Monument gegen den Faschismus* versehen war. So wurde die Last des Erinnerns wieder an die Erinnerungstouristen zurückgegeben, welche damit gezwungen werden sollten, sich aufs Neue selbst mit der Problematik auseinander zu setzen. Somit widerspricht das Monument allen bisherigen Vorstellungen eines Denkmals:<sup>548</sup>

*„Sein Ziel ist es, zu provozieren, nicht zu beruhigen; sich zu verändern, nicht starr zu bleiben; zu verschwinden, nicht für ewig zu bestehen; Interaktion zu verlangen, anstatt vom Betrachter ignoriert zu werden; zu Gewalt und Entweihung einzuladen und nicht unberührbar zu bleiben; nicht großzügig die Last der Erinnerung auf sich zu nehmen, sondern diese der Stadt wiederum vor die Füße zu werfen.“*<sup>549</sup>

Auch Walser ist der Meinung, eine Erinnerungsstätte müsse interaktiv sein, den Besucher also zu einer aktiven Auseinandersetzung mit der Materie anregen. In einem Interview mit der französischen Zeitung „La Liberation“ vom 15.12.1998 äußerte er sich bezüglich des damals

---

und Authentizität von Holocaust - Darstellungen in Literatur, Film, Video, Malerei, Denkmälern, Comic und Musik (Schrift und Bild in Bewegung, Band 9, herausgegeben von Bernd Scheffer und Oliver Jahraus), Bielefeld 2004, S.155-169, hier: S.167f., Anmerkung 36.

<sup>547</sup> Günter Grass - Martin Walser, Zweites Gespräch über Deutschland, Edition Isele, Eggingen 1999, Das Gespräch ist auf MC erhältlich, Eigene Transkription.

<sup>548</sup> Die Informationen zum Gegenmonument wurden folgender Publikation entnommen: James E. Young, Formen des Erinnerns - Gedenkstätten des Holocaust, (Passagen Zeitgeschehen), Wien 1997, S.58-70.

<sup>549</sup> James E. Young, Formen des Erinnerns - Gedenkstätten des Holocaust, (Passagen Zeitgeschehen), Wien 1997, S.62.

noch in Planung befindlichen Berliner Mahnmals, dass er anstelle der geplanten Form für ein Dokumentationszentrum mit musealem Charakter eintrete, welches beispielsweise einen virtuellen Spaziergang durch zerstörte Zeugnisse jüdischer Kultur oder einen computersimulierten Rundgang durch ein Konzentrationslager beinhalten könnte:

*„Je crois ainsi que le mémorial prévu à Berlin ne remplirait pas la fonction qu'on attend de lui. Il risquerait, plutôt d'inciter les tagueurs à le profaner. Je préférerais d'autres idées, le projet de Steven Spielberg ou un musée... Quelquechose de praticable, où le visiteur puisse s'informer, faire quelque chose lui – même, pas seulement errer et contempler des pierres.“<sup>550</sup>*

Der jüdische Schriftsteller Ralph Giordano hält das „Mord-Universum“, den „Leichen-Himalaja“, wie er die Geschehnisse in den Konzentrationslagern schlagwortartig auf einen Nenner zu bringen versucht, ebenfalls für nicht in einem zentralen Denkmal darstellbar:

*„Aber die Mahnmale sind die Denkmale. Da soll man hingehen. Oder vielleicht doch ein anderes Denkmal? [...]Also ein Stock in der Erde, [...] der würde mir reichen. Das wäre ein Denkmal für den Holocaust. Wenn es wirklich aus der Tiefe käme, aus dem Bauch und aus dem Herzen der Mehrheit. Dann wäre es ganz egal, was es ist und wo es steht. Ein Stock. Irgendwo. Ganz schmucklos. Dann würde ich ja sagen und auf die Knie fallen und die Erde küssen und den Stock, der da steht. Aber, [...]das ist nicht.“<sup>551</sup>*

Mit diesen Worten beschreibt Giordano, was wohl, abgesehen von Walser und Gerz, sicher noch viele andere Menschen denken, dass Erinnerungskultur vor allem eine Sache des einzelnen Individuums ist und nur die ganz persönliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit uns dem Ziel des Nicht-Vergessens näher zu bringen vermag. Erst wenn das Gedenken über eine bloße Pflichtübung hinausgeht, also aus „dem Bauch und aus dem Herzen der Mehrheit“ kommt, bleibt der Holocaust, ungeachtet sowohl seiner Undarstellbarkeit, als auch des Ablebens der Zeitzeugen, in unserer Erinnerung lebendig. Dies ist notwendig, um die auch aktuell in Deutschland immer noch lauernden Gefahren wie Ausländerfeindlichkeit oder Antisemitismus im Bewusstsein der Bürger präsent zu halten und die „Gespenster der Vergangenheit“<sup>552</sup> zu besiegen. Nur mittels dieser privaten und nicht von außen aufoktroierten Erinnerungsarbeit kann der Gedenkende zu der Einsicht gelangen, die schon Jean-Paul Sartre in seinem Vorwort zu seinem Drama *Die Fliegen*, das er 1940 geschrieben und drei Jahre später im Théâtre de la Cité in Paris uraufgeführt wurde, ansprach. Nach ihm sollten die Deutschen um ihrer Zukunft Willen die Vergangenheit nicht vergessen.

<sup>550</sup> Lorraine Millot, Le passe Nazi, du déjà trop vu en Allemagne - L'affirmation de l'écrivain Martin Walser fait scandale outre - Rhin in: La Liberation 15.12.1998, S.34-35, hier: S.35.

<sup>551</sup> Birgit Lahann, Ute Mahler (Fotos), Zeit des Vergessens, - Auschwitz, das Mahnmal und der Brandstifter - Martin Walser provozierte mit seinen Aussagen zum Holocaust - Ignatz Bubis wird in seiner Rede zur Reichspogromnacht antworten. - Der Stern sprach mit ihnen und anderen Betroffenen - und fuhr nach Auschwitz, in: Stern 58 (1998), S.58-70, hier: S.63.

<sup>552</sup> Moshe Zuckermann, Zweierlei Holocaust - Der Holocaust in den politischen Kulturen Israels und Deutschlands, Göttingen 1998, S.57.

*„Auch für die Deutschen, glaube ich, ist Selbstverleugnung unfruchtbar. Ich will damit nicht sagen, daß die Erinnerung an die Fehler der Vergangenheit aus ihrem Gedächtnis verschwinden soll. Nein. Aber ich bin überzeugt, daß nicht eine willfährige Selbstverleugnung ihnen jenen Pardon verschafft, den die Welt ihnen gewähren kann. Dazu verhelfen ihnen nur: eine totale und aufrichtige Verpflichtung auf eine Zukunft in Freiheit und Arbeit, ein fester Wille, diese Zukunft aufzubauen, und das Vorhandensein der größtmöglichen Zahl von Menschen guten Willens.“<sup>553</sup>*

Nur die private und nicht die vom Staat oder der Gesellschaft aufgezwungene Beschäftigung mit der deutschen Geschichte, die in der ureigensten Verantwortung jedes einzelnen Individuums liegt und die unter keinen Umständen delegiert werden darf, kann zur Vermeidung zukünftiger Gräueltaten führen. In diesem Sinne ist wohl auch der abschließende Appell Horst Köhlers aus seiner Rede zum sechzigsten Jahrestag des Kriegsendes zu verstehen, wenngleich er hier nicht explizit den Einzelnen, sondern die Deutschen in ihrer Gesamtheit als verantwortlich benennt:

*„Wir trauern um alle Opfer Deutschlands - um die Opfer der Gewalt, die von Deutschland ausging, und um die Opfer der Gewalt, die auf Deutschland zurückschlug. Wir trauern um alle Opfer, weil wir gerecht gegen alle Völker sein wollen, auch gegen unser eigenes. [...] Wir haben die Verantwortung, die Erinnerung an all dieses Leid und an seine Ursachen wachzuhalten, und wir müssen dafür sorgen, daß es nie wieder dazu kommt. Es gibt keinen Schlußstrich.“<sup>554</sup>*

Der hier angesprochenen Verantwortung für das Wachhalten der Erinnerung an alle Opfer des zweiten Weltkriegs, ohne Ansehen der nationalen Zugehörigkeit, versucht auch die zeitgenössische deutsche Literatur Rechnung zu tragen, wie im nächsten Abschnitt genauer ausgeführt und mit Beispielen belegt werden soll.

---

<sup>553</sup> Jean-Paul Sartre, Gesammelte Dramen, Reinbek bei Hamburg 1969, S.9, Vorwort zu den Fliegen.

<sup>554</sup> „Wir trauern um alle Opfer, weil wir gerecht gegen alle Völker sein wollen“ - Die Rede des Bundespräsidenten zum Gedenken an das Kriegsende vor sechzig Jahren, in: FAZ, 09.05.2005, S.8.



## VI. Familienromane als Mittel der literarischen Verarbeitung der deutschen Geschichte durch nachfolgende Generationen

Angesichts der Kritik, die Walser von verschiedensten Seiten entgegengebracht wurde, wenn er sich zur deutschen Geschichte äußerte, unabhängig davon, ob dies in Form eines Romans, einer Rede oder im Rahmen eines Interviews geschah, soll im folgenden Abschnitt darauf eingegangen werden, wie die Öffentlichkeit auf andere Erscheinungen der jüngeren deutschen Literatur, welche sich ebenfalls mit der Epoche des Kriegsendes oder der Nachkriegszeit befasst, reagierte. Dabei soll zunächst die Gattung des Familienromans kurz vorgestellt werden, um dann auf einige Vertreter dieser Gattung und deren Rezeption exemplarisch einzugehen. Der Familienroman als Subgattung der deutschen Erinnerungsliteratur entstand in den Neunzigern und lebt bis heute fort. Nach Aleida Assmann „geht es [beim Familienroman, Anm. des Verfassers] um die Integration des eigenen Ich in einen Familienzusammenhang, der andere Familienmitglieder und Generationen mit einschließt.“<sup>555</sup> Assmann führt weiterhin an, dass der Familienroman stark „von Recherchen angetrieben und mit Materialien des Familienarchivs und anderen Dokumenten durchsetzt“<sup>556</sup> ist. Damit wird ihrer Meinung nach der Familienroman zu „einer hybriden Gattung, die die klaren Grenzen von Fiktion und Dokumentation unterläuft“<sup>557</sup>. Zu beachten ist dabei, dass in der Erinnerungsliteratur grundsätzlich eine Diskrepanz zwischen offiziellem Gedächtnis und privater Erinnerung auftritt, was die Rezeption eines Werks in oft nicht unerheblicher Weise beeinflusst. Unter diesem Aspekt ist auch die Diskussion um Walsers Roman *Ein springender Brunnen* anders zu bewerten.

Vergleichbare Erfahrungen wie Martin Walser musste auch der Nobelpreisträger Günter Grass nach Veröffentlichung seiner Novelle „Im Krebsgang“ machen:

*„Das nagt an dem Alten. Eigentlich, sagt er, wäre es Aufgabe seiner Generation gewesen, dem Elend der ostpreußischen Flüchtlinge Ausdruck zu geben: den winterlichen Trecks gen Westen, dem Tod in Schneewehen, dem Verrecken am Straßenrand und in Eislöchern, sobald das gefrorenen Frische Haff nach Bombenabwürfen und unter der Last der Pferdewagen zu brechen begann, und trotzdem von Heiligenbeil aus immer mehr Menschen aus Furcht vor russischer Rache über endlose Schneeflächen ... Flucht ... Der weiße Tod ...*

*Niemals, sagt er, hätte man über so viel Leid, nur weil die eigene Schuld übermächtig und bekennende Reue in all den Jahren vordringlich gewesen sei, schweigen, das gemiedene Thema den Rechtsgestrickten überlassen dürfen. Dieses Versäumnis sei bodenlos ...“*<sup>558</sup>

<sup>555</sup> Aleida Assmann, *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur* (Wiener Vorlesungen im Rathaus, Band. 117), Wien 2006, S.17-58, hier S.27.

<sup>556</sup> Aleida Assmann, *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur* (Wiener Vorlesungen im Rathaus, Band. 117), Wien 2006, S.17-58, hier S.27.

<sup>557</sup> Aleida Assmann, *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur* (Wiener Vorlesungen im Rathaus, Band. 117), Wien 2006, S.17-58, hier S.27.

<sup>558</sup> Günter Grass, „Im Krebsgang“ - eine Novelle, Göttingen 2002, S.99.

Der Historiker Norbert Frei wirft Günter Grass, indem er sich auf diese Stelle rekuriert, vor, sich mit diesem Roman

*„in der Gestalt des ‚Alten‘ sich selbst als Überwinder eines ungerechtfertigten ‚Tabus‘ zu feiern – nämlich der angeblichen Vernachlässigung des Leids der Vertriebenen. Fast musste man den Eindruck bekommen, als habe der Nobelpreisträger seine **Blechtrommel** beiseite gestellt und eifere der frivolen vergangenheitspolitischen Egozentrik seines Altersgenossen Walser nach.“<sup>559</sup>*

Diese Kritik an Günter Grass und dessen Roman geht keineswegs auf die verschiedenen Nuancen und Schattierungen ein, die der Schriftsteller im *Krebstgang* bei der Darstellung des Unterganges der „Gustloff“ dem Rezipienten an differenzierten Zugängen vor Augen führt, und hält deswegen einer objektiven Beurteilung nicht stand. An einer Stelle nimmt Grass sogar die möglichen Einwände bezüglich seines Werkes vorweg, indem er seinen Erzähler über die Vorhaltungen referieren lässt, die bei der Beschäftigung mit dieser Thematik ans Tageslicht treten könnten. Er lässt ihn in Form der erlebten Rede über die Gründe einer Opferstilisierung der Vertriebenen nachdenken, und sieht in der Etablierung eines Feindbildes den Schlüssel zu dieser Herangehensweise. Dabei macht er die starke Gewichtung dieser Position deutlich.

*„Warum log Konny? Warum beschwindelte der Junge sich und andere? Warum wollte er, der sonst so penible Detailkrämer, dem das Schiff seit KdF-Zeiten bis in den Wellentunnel und hintersten Winkel der Bordwäscherei begehbar war, nicht zugeben, daß weder ein Rotkreuztransporter noch ein ausschließlich mit Flüchtlingen beladener Großfrachter am Kai lag, sondern ein der Kriegsmarine unterstelltes, bewaffnetes Passagierschiff, in das unterschiedlichste Fracht gepfercht wurde? Warum leugnete er, was seit Jahren gedruckt vorlag und selbst von den Ewiggestrigen kaum mehr bestritten wurde? Wollte er ein Kriegsverbrechen konstruieren und mit der geschönten Version des tatsächlichen Geschehens den Glatzen in Deutschland und sonstwo imponieren? War sein Bedürfnis nach einer sauberen Opferbilanz so dringlich, daß auf seiner Website nicht einmal des zivilen Kapitäns Petersen militärischer Gegenspieler, Korvettenkapitän Zahn, samt seinem Schäferhund auftreten durfte? Kann nur ahnen, was Konny zum Schummeln bewogen haben mag: der Wunsch nach einem ungetrübten Feindbild.“<sup>560</sup>*

An anderer Stelle heißt es:

*„Nur als er sich auf seiner Website generell über Vergewaltigungen verbreitete, schwärmte er regelrecht von ‚blutjungen Maiden, deren Unschuld auf dem Schiff vorm Zugriff der russischen Bestie geschützt werden sollte ...‘*

*Als mir dieser Blödsinn geboten wurde, bin ich wieder einmal, ohne mich allerdings als Vater kenntlich zu machen, aktiv geworden. Ließ, als sein Chatroom offen war, meinen Einwurf los: ‚Deine hilfsbedürftigen Maiden steckten in Uniformen, in hübschen sogar. Trugen knielang graublaue Röcke und knapp sitzende Jacken. Leicht schräg saßen Feldmützen mit Hoheitsadler samt Hakenkreuz auf ihren Frisuren. Die waren alle, ob noch unschuldig oder nicht, militärisch gedrillt und auf ihren Führer vereidigt ...‘<sup>561</sup>*

<sup>559</sup> Norbert Frei, Gefühlte Geschichte – die Erinnerungsschlacht um den 60. Jahrestag des Kriegsendes 1945 hat begonnen. Deutschland steht vor einer Wende im Umgang mit seiner Vergangenheit, in : Die Zeit, 21.10.2004, S.3.

<sup>560</sup> Günter Grass „Im Krebstgang“ - eine Novelle, Göttingen 2002, S.103f.

<sup>561</sup> Günter Grass „Im Krebstgang“ - eine Novelle, Göttingen 2002, S.105.

Günter Grass lässt somit keinen Zweifel daran, dass die „Gustloff“ neben ihrem Status als Passagier- und Flüchtlingsschiff im gleichen Atemzug auch als ein Schiff angesehen werden muss, welches der Kriegsmarine unterstellt war und somit zur Etablierung eines einseitigen Geschichtsbildes, welches die Leiden der Vertriebenen in den Vordergrund stellt, nicht dienstbar gemacht werden kann. Der Untergang des Dampfers Wilhelm Gustloff kann daher nicht als Symbol für das Leiden der deutschen Bevölkerung im Krieg herangezogen, sondern nur als Beispiel für einen differenzierten Umgang mit der deutschen Geschichte angesehen werden. So wird einerseits den Verbrechen der Deutschen die angemessene Bedeutung eingeräumt, andererseits aber auch ihren Leiden Gehör geschenkt, wobei die Gewichtung der beiden Themenkreise sehr genau betrachtet werden muss, um sich nicht dem Vorwurf einer Relativierung der nationalsozialistischen Verbrechen auszusetzen. Einem Vergleich der beiden gegensätzlichen Strömungen soll dabei nicht das Wort geredet werden, eine integrative Herangehensweise, welche beide Extreme in einen harmonischen Einklang zu bringen vermag, wäre dagegen wünschenswert. So entbehrt auch die Feststellung Walsers im Gespräch mit Ignatz Bubis *„Die Mehrheit der Deutschen - natürlich würde man kritisch sagen, das sei die schweigende Mehrheit - hat die gemeinsame Sprache noch nicht gefunden.“* nicht ihrer Berechtigung.<sup>562</sup>

Damit ist aber auch der Hoffnung Ausdruck verliehen, dass eine solche Sprache im Laufe der weiteren Entwicklung noch gefunden werden könne, da mit der Zeit andere Schwerpunkte ins Blickfeld geraten, wie Martin Walsers Erfahrungen bestätigen: *„Als ich ein Kind war, konservierten in Deutschland die Kriegervereine den Schmerz der Niederlage und die Wut über Versailles. Nach 1945 dann sofort das Gegenteil: Frankreich und Amerika wurden imitiert.“*<sup>563</sup>

Unmittelbar nach dem Kriege war tatsächlich zunächst eine Aversion gegenüber der Beschäftigung mit den Verbrechen, die im Namen der Deutschen begangen wurden, festzustellen. In einer zweiten Phase dann wurden die Gräueltaten an den Juden in den Vordergrund gerückt, weil man Abbitte dafür leisten wollte, was auch notwendig war, um Deutschland wieder in den Kreis der internationalen Gemeinschaft einzugliedern. Heute jedoch haben sich angesichts der zeitlichen Distanz zu den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges die Koordinaten der Erinnerungskultur verschoben. Die Deutschen sehen sich

---

<sup>562</sup> Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser: Vom Wegschauen als lebensrettende Maßnahme, von der Befreiung des Gewissens und den Rechten der Literatur, in: FAZ, 14.12.1998, wiederabgedruckt in: Frank Schirmacher (Hg), Die Walser-Bubis Debatte - Eine Dokumentation, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, hier: S.461.

<sup>563</sup> Martin Walser, Auschwitz und kein Ende, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.228-234, hier: S.228.

nicht mehr ausschließlich als "Tätervolk", sondern sie wollen in zunehmendem Maße auch als Gemeinschaft angesehen werden, die nicht nur trotz, sondern gerade wegen ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit, am Krieg und seinen Folgen zu leiden hatte.

Dies mag einer der Gründe sein, warum nicht nur Grass' *Krebstgang* so großen Anklang fand, sondern auch das Buch *Der Brand* des Historikers Jörg Friedrich, welches sogar als Taschenbuch neu aufgelegt wurde.<sup>564</sup> In seiner Darstellung der Bombardements deutscher Städte durch die Alliierten setzt er auf eine Beschreibung, welche die emotionale Kriegsführung neben der Faktenbeschreibung in den Vordergrund stellt.

*„Die Amerikaner, die noch zwei Jahre zuvor ihre ‚Präzisionsangriffe‘ nicht mit der britischen Brandstiftung verwechselt wissen wollten, hatten nun ein Heer im Feld. Seine Schonung ist eine Ethik für sich. Sie gebot den Luftstreitkräften, im Hinterland einer gestürzten Landfront den zivilen Widerstandswillen zu brechen. Das spart Blut, dies ist human, die Doktrin datiert zurück auf Billy Mitchell, den Schöpfer der US-Luftwaffe. General Spaatz hat daraus die Idee des Tieffliegerangriffs entwickelt. Die Zivilbevölkerung wird sich ihrer Lage schneller bewußt, wenn Jagdbomber beliebige Fußgänger, Radfahrer, Bahnreisende, Bauern auf dem Acker unter MG-Beschuß nehmen. Diese als ‚strafing‘ [...] geübte Praxis [...] wurde [...] zum ständigen Brauch des späteren Luftkriegs.“<sup>565</sup>*

Dieser Auszug aus *Der Brand* veranschaulicht, auf welche Weise der Historiker die Strategie der amerikanischen Streitkräfte schildert, wobei er seine eigene Bewertung in ironischer Form mit einfließen lässt.

Nach Ansicht der Schriftstellerin Tanja Dückers wollen sich die Deutschen mit der Fokussierung auf ihre Kriegsleiden von ihrer „schäbigen Vergangenheit“ befreien.

*„Dass im Moment in Deutschland solche Bücher publiziert werden, überrascht mich nicht. Deutschland liegt nach der Wende nicht mehr am Rande von Westeuropa, sondern in der Mitte, und es möchte sich von seiner Vergangenheit befreien. So entdeckt es das eigene Volk als leidendes Opfer. Das scheint mir dem Wunsch zu entspringen, sich der schäbigen Vergangenheit zu entledigen. Ich finde das bedenklich.“<sup>566</sup>*

Mit dem Ausdruck „solche Bücher“ meint Dückers sicherlich das Genre des Familienromans, ihre Meinung aber, diese Erscheinungen entsprängen dem Wunsch, „sich der schäbigen Vergangenheit zu entledigen“, ist zwar nicht ganz von der Hand zu weisen, doch muss an dieser Stelle genauer differenziert werden. Im Familienroman geht es nicht um eine Leugnung oder Abschwächung der Auswüchse eines Verbrechensregimes, sondern eher um den

<sup>564</sup> Jörg Friedrich, *Der Brand – Deutschland im Bombenkrieg 1940-45*, Berlin 2004. „Aber auch Roman- und Sachbuchautoren behandeln deutsche Geschichte und Identität nun oft frei vom Ruch ewiger nationaler Verdammnis: Bombenopfer, Kriegstote und Vertriebene sind mehr als die gerechte Strafe für Auschwitz, so heißt es nun, die Tragödien dieser Menschen bilden auch deutsche (Nach-)Kriegsgeschichte.“, Christoph Dallach (u.a.), *Patriotische Bauchschmerzen – Die international abgehängten Deutschen mühen sich um eine „normalisierte“ nationale Identität. Doch der Erfolg von Malern, Autoren und Popmusikern mit heimatstolzen Themen, das neue Interesse für die Täter-Generation und der Jubel um den Kinofilm „Der Untergang“ wecken auch Argwohn*, in: *Der Spiegel* 49 (2004), 29.11.2004, S.184-188, hier: S.184f.

<sup>565</sup> Jörg Friedrich, *Der Brand – Deutschland im Bombenkrieg 1940-45*, Berlin 2004, S.149.

<sup>566</sup> Der nüchterne Blick der Enkel – Wie begegnen junge Autoren der Kriegsgeneration? – Ein Gespräch mit Tanja Dückers, in: *DIE ZEIT*, 30.04.2003, S.42, Gesprächspartnerin von Tanja Dückers war Rebecca Partouche.

Versuch, auch eine andere, persönlichere Darstellung der Geschehnisse darzubieten, um damit einer gerechteren Betrachtungsweise Vorschub zu leisten. Die Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes können in keiner Weise relativiert werden, man kann sich ihrer auch nicht „entledigen“. Andererseits dürfen auch die unter dem Deckmantel der „Befreiung“ von den Alliierten begangenen Untaten nicht in Vergessenheit geraten.

Christoph Klessmann, geht in seiner Rezension des Buches *Tag der Befreiung? - Das Kriegsende in Ostdeutschland* von Hubertus Knabe in der *Zeit* auch auf die erwähnten Veröffentlichungen von Friedrich und Grass ein, da sich Knabes Werk über die Vertreibung der Deutschen im Osten nahtlos in die von diesen Büchern geschaffene Auseinandersetzung einfüge.

*„Bei einem so sensiblen historischen Gegenstand auf einem politisch verminten Gelände hätte man sich mehr Behutsamkeit, einen kritischeren Umgang mit Zeitzeugenaussagen, genauere Belege (zum Beispiel für höchst umstrittene Opferzahlen) und insgesamt eine sorgfältigere Kontextualisierung der Befunde gewünscht, so schaurig diese auch sind und so wenig sich die wüsten Exzesse der Roten Armee rechtfertigen oder relativieren lassen. Das Buch fügt sich allzu einseitig ein in den ebenso schwierigen wie notwendigen Diskurs über die Deutschen als Opfer, der schon anlässlich der Debatte um Günter Grass' Novelle **Im Krebsgang** und Jörg Friedrichs **Brand** massiv und nicht ohne falsche Zungenschläge ins Zentrum des öffentlichen Interesses rückte“<sup>567</sup>.*

Die Angehörigen der Kriegsgeneration wurden jahrzehntelang mit den Schuldzuweisungen ihrer Nachkommen konfrontiert, die ihnen vorwarfen, dem Unrecht der nationalsozialistischen Diktatur nicht entschieden genug entgegengetreten zu sein, da sie es aus ihrem Bewusstsein verdrängt, und stattdessen das Regime tatenlos oder gar willentlich unterstützt hätten. Diese Vorhaltung paraphrasiert Uwe Timm in seinem Buch *Am Beispiel meines Bruders* in folgender Textsequenz:

*„ich, der einer Generation angehört, der man das Weinen verboten hatte – ein Junge weint nicht-, weine, als müßte ich all die unterdrückten Tränen nachweinen auch über das Nichtwissen, das Nichtwissenwollen, der Mutter, des Vaters, des Bruders, was sie hätten wissen können, wissen müssen, in der Bedeutung von wissen, nach der althochdeutschen Wurzel, wizzan: erblicken, sehen. Sie haben nicht gewußt, weil sie nicht sehen wollten, weil sie wegsahen. Daher bekommt das immer wieder Behauptete seine Berechtigung: Das haben wir nicht gewußt – man hatte es nicht sehen wollen, man hatte weggesehen.“<sup>568</sup>*

Diese Passage ist eingebettet in einen in der Ich-Form gehaltenen reflexionshaften Diskurs über Uwe Timms eigene Empfindungen beim Lesen verschiedener Werke über die Kriegszeit. Er exzerpiert dabei die für ihn zentralen Erkenntnisse, die er bei der Lektüre gewonnen hat. Diese lassen ihn zu der Auffassung gelangen, die Deutschen hätten die Gräueltaten des nationalsozialistischen Regimes nicht sehen wollen. Er belegt diesen Umstand mit der

<sup>567</sup> Christoph Klessmann, Schrecken ohne Ende - Hubertus Knabes Buch über die Exzesse der Roten Armee 1945 fügt sich ein in die neue Sicht der Deutschen als Opfer, in: *Die Zeit*, 21.04.2005, S.55.

<sup>568</sup> Uwe Timm, *Am Beispiel meines Bruders*, Köln 2003, S.147.

etymologischen Herkunft des Wortes „wissen“, das sich vom althochdeutschen „wizzan“ ableiten lässt. Daher kommt er zu dem Ergebnis, die Deutschen hätten die Verbrechen der Nationalsozialisten aus ihrem Bewusstsein getilgt und nicht sehen wollen. Diese These legt er dem Leser mittels einer personalen Erzählstruktur vor. Uwe Timm vertritt an dieser Stelle unbequeme Wahrheiten über die Tätergeneration.

*„Und darin, in dieser durch nichts als den Stammbaum verschworenen Gemeinschaft, die sich elitär über alle anderen Völker erhaben fühlte, war die SS, die Sturm - Staffel, das Vorbild, ihren Mitgliedern wurde die Blutgruppe in den linken Oberarm eintätowiert. Was einerseits einer eher nüchternen Überlegung entsprang, nämlich bei Verwundungen sogleich die Blutgruppe zu erfahren, war in seiner tieferen Bedeutung Ausdruck einer Blutsbrüderschaft, einer Ideologie, die ständig und immer wieder mit dem Blut argumentierte, dem Stammbaum, der Zucht. Und sie war die reziproke Handlung zu der, die den Häftlingen in dem KZ eine Nummer auf den Unterarm tätowierte, zur Kenntlichmachung der aus der menschlichen Gemeinschaft Ausgestoßenen. Opfer und Täter waren gleichermaßen durch Nummern gezeichnet.“<sup>569</sup>*

Für den Sozialpsychologen Harald Welzer ist diese Textsequenz ein prägnantes Beispiel für die sogenannte Wechselrahmung.<sup>570</sup> Darunter versteht er das Einbauen von Versatzstücken aus dem Themenkreis des Zweiten Weltkrieges, besonders des Holocaust und der Konzentrationslager, in andere geschichtliche Gegebenheiten, beispielsweise, um das Leiden der Deutschen im und nach dem Kriege zu illustrieren. Dabei wird *„ein Rahmenschema, das ursprünglich die Beschreibung eines ganz anderen Geschehens kontextualisiert, genommen und einem anderen Geschehen umschrieben“*<sup>571</sup> Obwohl die Passage auf den ersten Blick nicht Welzers eigener Definition von Wechselrahmung entspricht, handelt es sich bei den Tätowierungen der beiden von Timm geschilderten Fraktionen sicherlich um grundverschiedene und nicht miteinander vergleichbare Gruppierungen. Auch die Einsamkeit eines Frontsoldaten ist mit der eines KZ-Häftlings inkomparabel. So werbe Timm um Empathie für seinen Bruder, indem er Merkmale aus der Judenverfolgung entlehne. Jedoch löse Timm die aufgeworfenen Schuldfragen nicht auf und behielte die ganze Erzählung hindurch ein ambivalentes Verhältnis zu seinem Bruder bei, was, so Welzer, zeige, dass er nicht versuche, die Täter zu entschulden.<sup>572</sup>

Schon in den fünfziger Jahren bildete sich eine Tradition der Inanspruchnahme von narrativen und visuellen Merkmalen, die dem Themenkomplex der Konzentrations- und Vernichtungslager entstammten. Nach Erkenntnissen von Robert G. Moeller war kurz nach dem Kriege eine Bildsprache verbreitet, die deutsche Kriegsgefangene als kahlrasierte

<sup>569</sup> Uwe Timm, *Am Beispiel meines Bruders*, Köln 2003, S.61f.

<sup>570</sup> Es gibt eine starke Tendenz, die Täter zu entschulden, Susie Reinhardt im Gespräch mit Harald Welzer, in: *Psychologie heute* 10 (2004), S.29-31, hier: S.30.

<sup>571</sup> Harald Welzer (u. a.), unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, *Opa war kein Nazi – Nationalismus im Holocaust und Familiengedächtnis*, Frankfurt am Main 2002, S.90.

<sup>572</sup> Es gibt eine starke Tendenz, die Täter zu entschulden, Susie Reinhardt im Gespräch mit Harald Welzer, in: *Psychologie heute* 10 (2004), S.29-31, hier: S.30.

hohlwangige Häftlinge hinter Stacheldraht ikonifizierte.<sup>573</sup> Anhand weiterer Beispiele belegt Welzer aber auch, dass es sich bei der Wechselrahmung nicht um freie Erfindungen handele, nur um den Deutschen die Leiden zuzusprechen, die diese den Juden zugefügt hätten, sondern durchaus ebenfalls ihre faktische Grundlage besäßen. Die Problematik bestehe daher hauptsächlich darin, dass die von ihm befragten Probanden offensichtlich filmische Dokumente über die Judenverfolgung unterbewusst mit ihren eigenen Erinnerungen verknüpft hatten, so dass deren Authentizität zumindest zweifelhaft erscheint.

Uwe Timm findet offene Worte für die Schwierigkeiten, die dramatischen Ereignisse des Krieges zu verarbeiten. Seine Gedanken und Reflexionen über die Tätergeneration, die er dem Leser in einem personalen Erzählstil darbietet, zeugen von den widerstreitenden Gefühlen, welche charakteristisch gewesen waren für die Menschen, die den Krieg unmittelbar am eigenen Leibe miterlebt hatten. Einerseits sahen sie die Notwendigkeit, der nachfolgenden Generation von den Geschehnissen des Krieges zu berichten, andererseits war das Bedürfnis groß, das eigene Wirken im nationalsozialistischen Regime zu verschweigen, zu bagatellisieren oder zu beschönigen.

*„Die Vätergeneration, die Tätergeneration, lebt vom Erzählen oder vom Verschweigen. Nur diese zwei Möglichkeiten schien es zu geben, entweder ständig davon zu reden oder gar nicht. Je nachdem, wie bedrückend, wie verstörend die Erinnerung empfunden wurde. Die Frauen und Alten erzählen von den Bombennächten in der **Heimat**. Das Fürchterliche wurde damit in Details aufgelöst, wurde verständlich gemacht, domestiziert.“*<sup>574</sup>

Um die Auseinandersetzung mit der Tätergeneration geht es auch im Familienroman *Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie* von Wibke Bruhns. In diesem Werk erzählt die Autorin ihre Familiengeschichte. Dabei steht vor allem ihr Vater Hans Georg Klammroth im Mittelpunkt, der sich vom begeisterten Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung zu einem Sympathisanten der Verschwörer des 20. Juli 1944 entwickelte.

Die ehemalige Korrespondentin des *Stern* will anhand des Werdegangs ihrer Familie die Frage klären, wie es zu dieser Entwicklung kam. So fragt sie sich unter anderem:

*„Wann hat er verstanden, in welchem Strudel er sich befand? Wann ist Hans Georgs Bewußtsein für das entsetzliche Unrecht dieses Dritten Reiches entstanden, wenn überhaupt? Wann hast du erkannt, daß du betrogen wurdest?“*<sup>575</sup>

<sup>573</sup> Harald Welzer (u. a.), unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, Opa war kein Nazi – Nationalismus im Holocaust und Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002, S.90f.

<sup>574</sup> Uwe Timm, Am Beispiel meines Bruders, Köln 2003, S.102.

<sup>575</sup> Wibke Bruhns, Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie, München 2004, S.17.

Ihr Augenmerk richtet sich insbesondere auf die Frage, „*wie entstanden ist, was meine, die Generation der Nachgeborenen so beschädigt hat.*“<sup>576</sup>

Beim Versuch, eine verrutschte Photographie ihrer Mutter im Rahmen wieder gerade zu richten, fällt Wibke Bruhns ein Bild des Vaters entgegen, welches die Mutter hinter der anderen Aufnahme versteckt hatte. Auf dem Foto ist ihr Vater als einer der angeklagten Mitverschwörer des 20. Juli 1944 vor dem Volksgerichtshof zu sehen. Sie fragt sich, warum ihre Mutter dieses Bild ihres Mannes versteckt gehalten und es stattdessen mit einem Foto aus ihrer Kindheit zugedeckt hatte. Dieses Vorgehen der Mutter mag zwei Gründe haben. Womöglich möchte die Mutter einerseits nicht mehr an den Widerstandskämpfer, zu dem sich ihr Mann im Laufe der Jahre seiner Gefolgschaft dem Regime gegenüber entwickelt hatte, erinnert werden, andererseits könnte sie auch sein Gesicht aufgrund seiner diversen außerehelichen Affären, von denen Wibke Bruhns ebenfalls berichtet, nicht mehr ertragen haben.

*„Alles schien möglich damals, nichts war vorhersehbar von dem, was dann wirklich kam. Warum überhaupt hat sie dieses verlorene Gesicht ihres damals noch jungen Mannes zurechtgeschnitten für das Oval in dem kleinen, festlichen Rahmen? Die beiden haben viel gelacht zu der Zeit, als dieses Bild von Hans Georg entstand. Sie waren berühmt im Freundeskreis für Schlagfertigkeit und Witz. Und wann hat sie die Fotos gewechselt - nach seinem Tod in Plötzensee? Oder schon vorher, als die jahrelange Trennung im Krieg sie einander entfremdete, als jeder an seinem Platz funktionierte, aber die Gemeinsamkeit verschlissen war? Als Hans Georg Else betrog?“*<sup>577</sup>

Diese im personalen Stil gehaltene Sequenz, enthält viele Fragen, die sich die Journalistin bei der Beschäftigung mit ihrer Familiengeschichte selbst gestellt hat, und welche sicherlich ihrer Berechtigung nicht entbehren. Bei der Beantwortung dieser Fragen kommt sie zu dem Schluss, dass alles damals möglich schien, nichts jedoch vorhersehbar gewesen wäre, „*von dem, was dann wirklich kam.*“<sup>578</sup>

Diese Folgerung erscheint vor dem Hintergrund des missglückten Attentates des Schreiners Georg Elser am 08.11.1939 auf Adolf Hitler im Münchner Bürgerbräukeller nicht schlüssig, denn gerade dieser Vorstoß führt das in der Nachkriegszeit tradierte Dogma von dem nicht-wissenden Deutschen, der von nichts hätte gewusst haben können, ad absurdum.

Die oben vertretene Ansicht von Frau Bruhns mag für den Sozialpsychologen Harald Welzer womöglich ein Indiz für dessen in einem Interview vertretene Ansicht sein, in diesem Roman werde der Versuch unternommen, „*diese Täter* [Angehörige des Nazi-Regimes, Anmerkung

<sup>576</sup> Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie*, München 2004, S.21.

<sup>577</sup> Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie*, München 2004, S.8.

<sup>578</sup> Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie*, München 2004, S.8.



des Autors] zu entschulden“.<sup>579</sup> Das Buch enthält jedoch auch Stellen, in denen die Autorin sehr emotional die Zerrissenheit ihrer Familie der Hitler - Bewegung gegenüber schildert:

*„Ich habe geglaubt und bin betrogen. Ich habe gearbeitet für den Teufel - ich habe geliebt, mein Führer! Zum ersten Mal spüre ich, daß ich hassen könnte... ein wilder Haß, der wildere Liebe war. Haß und Vernichtung dem, der uns vernichtet hat, und wenn ich sterben soll, so will ich sterben im Kampf gegen Dich! Mörder meines Vaters!“<sup>580</sup>*

Wibke Bruhns führt hier einen Tagebucheintrag ihrer Schwester an, welcher deren widerstreitende Gefühlsregungen verdeutlicht. Einerseits zeigt diese in direkter Rede dargebotene Stelle die vorbehaltlose Verehrung für Hitler, andererseits im gleichen Maße den Hass auf den Führer. Diese ambivalente Haltung dem deutschen Reichskanzler gegenüber kann möglicherweise als beispielhaft für die Mehrzahl der Deutschen in der Nachkriegszeit angesehen werden. In Bezug auf ihre Schwester ist Wibke Bruhns' Darstellung sehr objektiv und offen. Womöglich hat Welzer diese Passage des Buches vor Augen gehabt, als er im schon erwähnten Interview betonte, die Autorin würde „sich Ambivalenz“ zumuten.<sup>581</sup> Die frühere Kulturchefin des ORB lässt den Leser auch an ihren Empfindungen, die von innerer Disharmonie geprägt waren, teilhaben. Sie bekennt sich einerseits dazu, dass es für ihre Entwicklung von Vorteil gewesen war, damals noch nichts von den Gräueln der Nationalsozialisten und der gescheiterten Existenz ihrer Eltern im Dritten Reich erfahren zu haben, andererseits aber wünscht sie sich, dass ihr die Mutter Else doch davon erzählt hätte, auch wenn sie nach eigenen Worten noch nicht in der Lage gewesen wäre, damit umzugehen und die Geschehnisse richtig einzuordnen.

*„Süße, hinreißende, geschundene, zermürbte Mutter - hättest du mir doch erzählt, was ich heute weiß: daß deine Ehe verschlissen war, daß der Vater dich betrogen hat, daß ihr beide Hitler angebetet habt in den ersten Jahren, du vermutlich länger als er. Daß auch du, wenn schon nicht ‚männlich‘, wie das damals hieß, deinerseits unendlich ‚tapfer‘ warst und in dieser allenthalben eingeforderten Haltung dein Entsetzen über diesen Tod nie herausschreien konntest, auch nicht deine Trauer über das Scheitern eures gemeinsamen Lebens. Ich bin Else dankbar, daß sie mir das nicht erzählt hat. Ich hätte damit nicht umgehen können. Ich hätte mich nicht zurechtgefunden in den Trümmern ihrer Seele, wenn eine Art Entscheidung nötig gewesen wäre zwischen dem Mann, dessen Tod ihn unangreifbar machte, und der Frau, die ich lieben wollte, mich meinetwegen an ihr reiben. Bemitleiden wollte ich sie nicht. Damals nicht. [...] Ich hätte nicht ringen mögen mit den Schatten der Vergangenheit und denke, ich war zufrieden mit der Tabuzone, die mir das ersparte.“<sup>582</sup>*

Ein zentrales Moment für die Etablierung der NS-Diktatur stellt für die Fernsehjournalistin Bruhns die Obrigkeitshörigkeit der Deutschen dar, welche daher von der Nachfolgegeneration verdammt werden musste.

<sup>579</sup> Es gibt eine starke Tendenz, die Täter zu entschulden, Susie Reinhardt im Gespräch mit Harald Welzer, in: Psychologie heute 10 (2004), S.29-31, hier: S.30.

<sup>580</sup> Wibke Bruhns, Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie, München 2004, S.19f.

<sup>581</sup> Es gibt eine starke Tendenz, die Täter zu entschulden, Susie Reinhardt im Gespräch mit Harald Welzer, in: Psychologie heute 10 (2004), S.29-31, hier: S.29.

<sup>582</sup> Wibke Bruhns, Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie, München 2004, S.15.

*„Eine ganze Generation hat mir etwas vorgelebt, was in meinem Leben niemals stattfinden durfte. Das Erbe all dieser Väter war auszuschlagen. Ich bin der kollektiven Hörigkeit entkommen.“<sup>583</sup>*

Der in diesem Zusammenhang bereits erwähnte, 1940 geborene Uwe Timm kommt bei der Analyse der Situation im Deutschland der Jahre 1933 bis 1945 zum selben Ergebnis, wie folgende Interviewsequenz aus einer Radiosendung belegt:

*„[...]als Erkenntnis herausgeholt habe, wie sehr ich beispielsweise nie dazu angehalten wurde zu zivilem Ungehorsam. Das sagt sich jetzt so ganz leicht, aber das ist natürlich ein Prozeß über Jahre, der immer wieder internalisiert wurde, bei dem Kind, nicht Nein zu sagen bei Autoritäten. Das zu lernen, finde ich eine ganz wichtige Sache, und wirkt natürlich wieder in Wirklichkeit rein, in Gesellschaftliche.“<sup>584</sup>*

In den Reflexionen von Frau Bruhns wird weiterhin deutlich, dass das Leid der Opfer der nationalsozialistischen Diktatur für die Angehörigen der Kriegsgeneration bis in die sechziger Jahre hinein ein Tabuthema war und die Leiden der eigenen Bevölkerung im Vordergrund standen. Im Jahre 1955, zehn Jahre nach dem Kriege, dominierte die Erinnerung an das eigene, erlittene Leid. Die Westdeutschen sahen sich gewissermaßen als die ersten Opfer Hitlers. In weiten Teilen der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit war ein Unschuldspathos zu beobachten, das zwischen dem „irregeleiteten, betrogenen Volk“ und den Trägern des nationalsozialistischen Regimes eine scharfe Trennlinie zog.<sup>585</sup>

Dieser Trend wurde durch das schon weiter oben angeführte Buch *Der Brand* von Jörg Friedrich, der in seiner Darstellung der Kriegseignisse die Opfer der alliierten Luftangriffe in den Vordergrund rückte, wieder aufgegriffen. Nach Ansicht der Autorin Bruhns haben die Nachfahren der Tätergeneration jedoch bis in alle Zukunft Rechenschaft für die Taten ihrer Vorfahren abzulegen.

*„Meine Schwester erzählte mir, wie Else nach dem Krieg von den Vernichtungslagern erfahren hat. Weiß wie die Wand habe sie in der Tür gestanden und gesagt: ‚Das wird man uns Deutschen nie verzeihen.‘ Uns Deutschen. Auschwitz - eine Hypothek. Kein Wort, nie, in all den Jahren nicht, über die Opfer.“<sup>586</sup>*

Das Bestreben der Kriegsgeneration, die Schuld des deutschen Volkes am Krieg zu verharmlosen und einen Unterschied zwischen den Trägern der nationalsozialistischen Herrschaft und dem Volk zu konstruieren, illustriert eine Tagebuchnotiz der Mutter Wibke Bruhns' sehr anschaulich:

<sup>583</sup> Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie*, München 2004, S.19.

<sup>584</sup> Die Stellungnahme Timms wurde folgender Radiosendung entnommen: Was ist Wirklichkeit? - Die Realität der Kunst und die Realität des Lebens - Eine Umfrage mit Diskussionsbeiträgen von Joachim Kaiser, Martin Walser, Uwe Timm und anderen, zusammengestellt von Peter Laemmle und Antonio Pellegrino, die Sendung wurde am 06.04.2004 zwischen 20.30 Uhr und 21.30 Uhr im Rahmen der Reihe *RadioKultur* auf Bayern 2 Radio ausgestrahlt. Eigene Transkription.

<sup>585</sup> Sebastian Ullrich, Wir sind, was wir erinnern - Es hat lange gedauert, bis sich ein selbstkritischer Umgang mit der Vergangenheit durchsetzen konnte. Eine Analyse, in: *Die Zeit Geschichte - Die Stunde Null* - 8. Mai 1945 - Teil 1: Was das Kriegsende für die Deutschen bedeutet, Nr. 1 Teil 1, April 2005, S.27-34, hier: S.27.

<sup>586</sup> Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie*, München 2004, S.21.

*„Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. So steht es im Alten Testament. Neben den Eltern mußten Millionen Deutsche das bitter erfahren. Haben sie begriffen, daß die Gefahr nicht in erster Linie die Kriegsgegner waren, sondern sie selber? Else erst mal nicht. 1947 noch schreibt sie in die Tagebücher, die sie für jedes Kind führt von Geburt bis zur Konfirmation: ‚Ich sah voll Grauen auf die sinnlose Zerstörung und das Hinopfern des Volkes, nur weil ein Mann zu feige war einzugestehen, daß er gescheitert war.‘ Ein Mann? Gescheitert? War nicht schon der Beginn ein Höllentanz?“<sup>587</sup>*

Harald Welzer hingegen stellte bei seinen Forschungen zur Familiengeschichte einen Hang zur Verklärung der Taten der jeweiligen in das nationalsozialistische Regime involvierten Angehörigen fest:

*„Die Geschichten der Familienerinnerung, wie wir sie in unseren Forschungen zusammengetragen haben, sind unscharf, insofern sie die handelnden Personen, die Orte des Geschehens, die exakte Zeit aussparen. Ihnen sind die Gefühle des Handelnden wichtig. Wenn wir die Generationen einer Familie zum Gespräch zusammensetzen, scheint niemand am Tisch das Bedürfnis zu haben nachzufragen: Wo war das genau, wann? Und wer war's? Die Hauptperson soll als moralisch handelnde und fühlende Person erscheinen, damit der Enkel sich fragen kann: Hätte ich auch so gehandelt? Diese Form des Gedächtnisses stärkt nicht nur die Familie als Erinnerungsgemeinschaft, sondern sie stillt auch die Sinnbedürfnisse der Nachkommen.“<sup>588</sup>*

Die Nachkommen der Tätergeneration haben den Wunsch, ihre Vorfahren als moralisch integer darzustellen, damit sie sich leichter mit deren Handeln in der nationalsozialistischen Zeit identifizieren können. Nach Ansicht des Wissenschaftlers Welzer findet dieses Bestreben seinen Ausdruck in den Erzählungen der Kinder und Enkelkinder über das Wirken ihrer Väter und Großväter. Als prägnantes Beispiel für die Verdrängung und Beschönigung der nationalsozialistischen Gräueltaten mag der Film *2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß* des Dokumentarfilmers Malte Ludin über das Wirken seines Vater Hans Elard Ludin, der ein überzeugter Nationalsozialist, SA-Führer und von 1941 an Hitlers Gesandter in der Slowakei gewesen war, dienen. 1945 wurde er wegen seiner Beteiligung an der Ermordung unzähliger Juden hingerichtet. In seiner eigenen Familie hingegen galt Ludin Senior lange als unschuldig, seine Verbrechen wurden beschönigt. Sein Sohn Malte Ludin zeigt den Widerspruch in quälenden Interviews mit seiner (mittlerweile verstorbenen) Mutter, seinen Schwestern und anderen Verwandten. In den Gesprächen des Filmemachers mit seinen Verwandten wird der Kokon, der jahrelang über die Taten des Vaters in der nationalsozialistischen Epoche gesponnen wurde, zerschlagen. Die Angehörigen von Malte Ludin können die von ihm recherchierten Wahrheiten über seinen Vater, mit denen er sie konfrontiert, nicht akzeptieren, und wollen sich stattdessen das ungetrübte Bild, welches über

<sup>587</sup> Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie*, München 2004, S.16.

<sup>588</sup> Im Gedächtniswohnzimmer - Warum sind Bücher über die eigene Familiengeschichte so erfolgreich? - Ein Zeitgespräch mit dem Sozialpsychologen Harald Welzer über das private Erinnern, Gesprächspartnerin: Elisabeth von Thadden, in: *ZeitLiteratur* 14 (2004), S.43-46, hier: S.43.

Jahrzehnte in der Familie über den Vater tradiert wurde, nicht von einem Familienmitglied zerstören lassen.

Diese Auffassung deckt sich mit den Ergebnissen eines Forschungsprojekts am psychologischen Institut Hannover, das sich mit der „*Tradierung von Geschichtsbewußtsein*“ befasst hat. Das Projekt drehte sich dabei um die Frage, wie in den deutschen Familien über die Nazizeit und den Holocaust gesprochen wurde und welche Vorstellungen vom „Dritten Reich“ in Gesprächen zwischen den Generationen weitergegeben werden. Der Sozialpsychologe Harald Welzer fasste die Ergebnisse dieser Studie mit folgenden Worten zusammen:

*„Die Studie zeigt eine ganze Reihe solcher [...] Geschichten, die sich auf ihrem Weg von Generation zu Generation so verändern, daß aus Antisemiten Widerstandskämpfer und aus Gestapo-Beamten Judenbeschützer werden. In den Gesprächen finden sich zwei Beispiele, in denen die Zeitzeugen im Familiengespräch von Morden erzählen, die sie begangen haben, und es finden sich Berichte von Erschießungen [...] aber all das hinterläßt in den Einzelinterviews mit den Enkeln keinerlei Spuren. Die Ursache für diesen frappierenden Befund ist paradox: Sie liegt eben darin, daß die Enkel aufgeklärt sind. Gerade das Wissen, daß der Nationalsozialismus ein verbrecherisches System gewesen ist, zieht das Bedürfnis nach sich, den eigenen Opa und die eigene Oma in diesem Universum des Schreckens so zu plazieren, daß diese entweder mit all dem nichts zu tun hatten oder, besser noch, stets und ständig alles dafür getan haben, daß nicht noch mehr Leid geschieht. Das gilt auch für die besonders gut informierten Jugendlichen: ‚Daß mein Großvater an diesen Dingen beteiligt gewesen sein soll, das übersteigt meine Vorstellungskraft.‘“<sup>589</sup>*

Im Zuge des fortschreitenden Abstands zur Epoche des Nationalsozialismus entwickelt sich mehr und mehr eine neue Form des deutschen Patriotismus. Die Deutschen wollen wieder stolz auf ihr Vaterland blicken. Diese Geisteshaltung zeigt sich besonders in der Kunst, was man am Beispiel der Diskussion um den Film *Der Untergang*, der die letzten Tage Hitlers im Führerbunker schildert, sehen kann. Bei dieser Kontroverse ging es vor allem um die Frage, ob man einen Massenmörder wie Adolf Hitler als ganz normalen Menschen darstellen dürfe, ohne dabei moralische Skrupel hegen zu müssen. Die Möglichkeit, einen Film über die Nazizeit nur nach ästhetischen und nicht nur nach moralischen Gesichtspunkten zu beurteilen, sollte aber aufgrund der zeitlichen Distanz kein Tabu mehr darstellen.

Für Harald Welzer sind die angesprochenen Bücher Ausdruck des Versuchs der Nachkriegsgenerationen, eine positive Identitätsbildung zu erreichen, da es für die bisherigen Nachgeborenen der Täter ausgesprochen schwierig gewesen sei, ein ungetrübtes Nationalbewusstsein zu entwickeln.<sup>590</sup>

Unter diesem Aspekt erscheint auch die Äußerung Walsers, es sei ihm nie möglich gewesen,

<sup>589</sup> Harald Welzer, *Stille Post - Tückische Erinnerung: - Die Nazizeit im Familiengespräch*, in: FAZ, 25.11.2000, S.45.

<sup>590</sup> Es gibt eine starke Tendenz, die Täter zu entschulden, Susie Reinhardt im Gespräch mit Harald Welzer, in: *Psychologie heute* 10 (2004), S.29-31, hier: S.31.

die Seite der Beschuldigten zu verlassen<sup>591</sup> in einem anderen Licht. Denn nach Welzer sei es nicht möglich, sich als Angehöriger dieses Kollektivs der Täter und Mitläufer als positiv zu empfinden. Darin sei auch der Grund zu sehen, warum die Folgegenerationen ihren eigenen Weg zu finden trachteten und die deutsche Geschichte anders erzählten. Dies sei eine Art Reaktionsbildung auf eine Zumutung, die man zurückweisen wolle.<sup>592</sup> Dieses Phänomen, das der Sozialwissenschaftler hier umschreibt, kann nur als allzu menschliches Verhalten klassifiziert werden, denn kein Mensch will mit den Gräueltaten der nationalsozialistischen Zeit in Verbindung gebracht werden.

Diesen Erkenntnissen Wetzlers stehen jedoch auch sehr kritische Einwände entgegen. Thomas Medicus, ein Schriftsteller, der sich nach eigenen Worten in die Phalanx der Familienromanciers neben Wibke Bruhns, Ulla Hahn, Martin Pollack, Uwe Timm, Stephan Wackwitz und Dagmar Leupold einreicht, ist der Meinung, dass manche Autoren ihre Großeltern um ihrer Selbstabsolution willen zu „*Inkarnationen des Bösen*“<sup>593</sup> stilisierten. Er spricht Welzer die notwendigen Kompetenzen zur Beurteilung der Materie in ihrem vollen Umfang ab, denn er dürfe bei der Deutung des Phänomens Familienroman und der Bestimmung generationsspezifischer Schreibweisen „*weder den Dialog zwischen den Generationen noch die Individualität des jeweiligen Schreibens vergessen*“<sup>594</sup>.

Und weiter lässt er sich vernehmen:

*„Einer Sozialpsychologie, die allein auf die Diagnose eines defizitären Geschichtsbewusstseins abgestellt ist, wird das kaum gelingen. Denn zwar bedarf es eines kulturwissenschaftlichen wie soziologischen Instrumentariums, aber eben auch philologischer wie literaturkritischer Kompetenz. Denn zum Wandel der deutschen Erinnerungskultur gehört, dass sie sich von dem Typus der Geschichtsschreibung, der bislang die Form der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit dominiert hat, abkoppelt und dabei medial ausdifferenziert. [...] Allesamt sind sie [die Familienromane, Anmerkung des Verfassers], Versuche eines nicht normativen, individuellen Sprechens und einer vom wissenschaftlichen Diskurs über den Nationalsozialismus unabhängigen Sprache. Ihr Hauptanliegen, ein innerfamiliäres Schweigen zu beenden, macht sie zu nachträglichen Dialogen in monologischer Form. Dieser zugleich kompensatorische und nachholende Charakter macht das Genre der ‚Familienromane‘ zum Ort symbolischer Selbstfindungsprozesse mit ungewissem Ausgang, zu einem Übergangsphänomen auch dann, wenn die ein oder andere Eintagsfliege dabei ist.“<sup>595</sup>*

Bei dieser Einschätzung der Aussagen des Wissenschaftlers mag man Medicus insoweit recht geben, als Welzer sein Augenmerk vorwiegend auf die sozialpsychologischen Hintergründe dieses literarischen Genres richtete. Andererseits ist Wetzlers Arbeit angesichts einer

<sup>591</sup> Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede – Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998 – Mit einer Laudatio von Frank Schirmacher, Frankfurt am Main 1998, S.7-28, hier: S.17.

<sup>592</sup> Es gibt eine starke Tendenz, die Täter zu entschulden, Susie Reinhardt im Gespräch mit Harald Welzer, in: Psychologie heute 10 (2004), S.29-31, hier: S.31.

<sup>593</sup> Thomas Medicus, Die Stunde der Enkel - Zum Boom der „Familienromane“, in: SZ, 23.05.2005, S.20.

<sup>594</sup> Thomas Medicus, Die Stunde der Enkel - Zum Boom der „Familienromane“, in: SZ, 23.05.2005, S.20.

<sup>595</sup> Thomas Medicus, Die Stunde der Enkel - Zum Boom der „Familienromane“, in: SZ, 23.05.2005, S.20.

Stichprobe von vierzig Familien und 142 Einzelgesprächen<sup>596</sup> durchaus von einiger Aussagekraft, um die vorherrschende Verklärung der jeweils eigenen Familienangehörigen zu belegen, wozu auch die von Medicus geforderten literaturkritischen und philologischen Kompetenzen keinerlei Relevanz besitzen. Zu einer angemessenen Beurteilung dieser neuen literarischen Gattung wäre ohnehin eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von Historikern, Psychologen und Literaturwissenschaftlern vonnöten.

Die Erkenntnisse des Sozialpsychologen sind jedoch immerhin dazu geeignet, nachvollziehbar zu machen, warum nur die positiven Aspekte der eigenen Familiengeschichte in großer Zahl tradiert werden, denn jeder Mensch will seine Angehörigen in guter Erinnerung behalten, anstatt sie als Naziverbrecher gebrandmarkt zu sehen. Für den Historiker Norbert Frei stellen die besprochenen Bücher sogar ein Symptom für das Bedürfnis dar, nicht nur Verständnis für die Taten der eigenen Eltern während der Epoche des Nationalsozialismus zu entwickeln, sondern auch dafür, sich mit diesen selbst auszusöhnen.

*„Wo man vor drei Jahrzehnten (meist vergeblich) nach dem ‚roten Großvater‘ fahndete, dominiert mittlerweile der Wunsch nach Aussöhnung mit den alten Eltern. Und wo diese nicht mehr möglich ist, entdeckt sich - wir leben im Zeitalter der Opferkonkurrenz - neues Leid aus der Scham über die vertane Chance. Entsprechend mahnt eine pathetische Psychohistorie, den ‚letzten Zeitzeugen‘ Gehör zu schenken. Unter dem Motto: ‚Bevor es zu spät ist‘, geht es nicht mehr nur um Gespräche mit Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung, sondern ganz unterschiedslos - und gleichwohl emphatisch - um ‚Begegnungen mit der Kriegsgeneration‘. Die deutsche Gegenwartsliteratur reagiert auf dieses Bedürfnis nach weicheeren Bildern mit dem grassierenden Genre des ‚Familienromans‘.“<sup>597</sup>*

Eine andere kritische Stimme hingegen stellt bei den Romanen eine Tendenz zur Verharmlosung der damaligen Vorgänge und eine damit einhergehende Verkitschung des Themenkomplexes fest. Ulrich Raulff hält es für die furchtbarste Seite Hitlers, dass dieser „mit der Zeit nicht kleiner, sondern größer“ werde. Die angeführten Werke stellten einen Versuch dar, dieses „Gespens zu bannen“. Es werde aber ein Wunsch nach Versöhnung fühlbar, wenn auch nicht mit der Geschichte selbst, so doch wenigstens mit der eigenen Familie. Weiterhin zeige sich ein „unausgesprochenes Vertrauen auf Rettung durch die Kunst.“

*„Die Geschichte als Familienroman dagegen muss sich in Misstrauen üben gegen die verkitschte und klischeegeladene Sprache, die so oft das Bild des Holocaust und der NS-Zeit fälscht. [...]Überdies steht sie vor einem eigenen Dilemma: Wie die Historie will sie forschen und wissen, aber wie das Gedächtnis will sie versöhnen und retten. Praktisch in jeder Zeile muss sie sich entscheiden, ob sie wissen oder ob sie retten will. Oft genug schließt eines das andere aus, aber das muss nicht immer so sein. Am wenigsten ist hier vom Gefühl zu erwarten; es bietet nur falsche Versöhnungen und unscharfe Bilder. Eine Versöhnung von Erkenntnis und Rettung gibt es, wenn überhaupt, nur in der Kunst. In diesem Fall ist es die Erzählkunst.“<sup>598</sup>*

<sup>596</sup> Harald Welzer, Stille Post - Tückische Erinnerung: - Die Nazizeit im Familiengespräch, in: FAZ, 25.11.2000, S.45.

<sup>597</sup> Norbert Frei, 1945 und wir - Die Gegenwart der Vergangenheit, in: Norbert Frei, 1945 UND WIR - Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen, München 2005, S.7-22, hier: S.14f.

<sup>598</sup> Ulrich Raulff, Bruder Hitler - Die NS - Zeit als Familienroman - Monumentale Intimität: Nach Jahren der

Die in diesem Zitat angeführten „unscharfen Bilder“ stellen wohl eine Anspielung auf den 2003 erschienenen Familienroman *Unscharfe Bilder* von Ulla Hahn dar, der damit ebenfalls Eingang in diese Arbeit finden soll. Die Protagonistin des Werks, Dr. Katja Wild, befragt ihren Vater Hans Musbach bei ihren Besuchen im Hamburger Seniorenwohnheim nach seinen Taten als Soldat im Zweiten Weltkrieg. Sie glaubt nämlich, auf einem Bild einer Hamburger Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht, auf welchem die Erschießung eines Zivilisten zu sehen ist, ihren Vater wiedererkannt zu haben. Die Tochter will in ihren Gesprächen mit dem Vater zunächst herausfinden, ob er wirklich mit der Person auf dem Bild identisch ist, um ihn dann für sein Tun zur Rechenschaft ziehen zu können. Erst gegen Ende des Romans scheint klar zu werden, dass Musbach zwar nicht auf der Photographie zu sehen ist, dass sich dieser aber im Verlauf der Gespräche seiner Schuld bewusst wird und zugibt, auch ohne Zwang geschossen zu haben und daher ein Mörder zu sein. In diesem abschließenden Gespräch zwischen Vater und Tochter zeigt sich aber auch die Unfähigkeit Wilds, dem Vater sein Tun noch länger vorzuwerfen<sup>599</sup>. Im gesamten Verlauf des Buches wird immer wieder auf den Titel angespielt, denn sämtliche Erinnerungen sind im wahrsten Sinne des Wortes *Unscharfe Bilder*, die man nach so langer Zeit nicht mehr klar vor Augen hat. Interessant ist vor allem die Entwicklung der Charaktere, die durch deren Gedanken und innerliche Selbstgespräche veranschaulicht wird.

*„Warum hatte Rattke nicht verstehen wollen, daß Günter Grass mit seinem ‚Krebsgang‘ nicht die Nazimorde gegen deutsches Unglück aufrechnen wollte? War es denn niemals möglich auch das ganze Bild zu sehen? Das Unheil des Ersten Weltkriegs, das Terrorregime der Nazis zunächst gegen die deutschen Demokraten, gegen die Juden und schließlich gegen ein Europa, das sich nach Frieden sehnte? Und dann auch noch das, was er am eigenen Körper erfahren hatte, ohne jemals selbst etwas entscheiden zu können; er, ein Teil der deutschen Kriegsmaschine und ihr Opfer zugleich. Mußte man aus dem Mosaik immer nur die Steine einer Farbe auswählen? Gab nicht erst das ganze Bild einen Sinn?“<sup>600</sup>*

Ulla Hahn lässt Musbach hier im indirekten Fragestil über ein Gespräch mit dem Mitbewohner Rattke reflektieren, der nicht einsah, dass Günter Grass mit seiner Novelle *Im Krebsgang*, welche die Versenkung des Flüchtlingsschiffs Wilhelm Gustloff durch ein russisches U-Boot zum Thema hatte, keinesfalls die Verbrechen der Deutschen durch die Beschreibung ihres Leids als Opfer relativieren wollte. Ein Vorwurf, mit dem sich Günter Grass nach Veröffentlichung seines Romans von mehreren Seiten konfrontiert sah<sup>601</sup>.

---

Anklage und der Empörung wird in der neuesten Literatur ein Wunsch nach Versöhnung mit der NS-Zeit spürbar. Wenn schon nicht mit der ganzen Geschichte, dann wenigstens mit der Familie. Ausdruck eines ungebrochenen Vertrauens auf Rettung durch Kunst, in: SZ, 08.03.2004, S.11.

<sup>599</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.274-276, Kapitel XX.

<sup>600</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.27.

<sup>601</sup> Mit diesen Vorwürfen an Grass beschäftigte sich unter anderem ein Kommentar von Thomas Medicus in einer Besprechung des Buches: „In dem Maße, in dem der Holocaust entnationalisiert, entortet und

Außerdem stellt sich Musbach in dieser Passage die rhetorische Frage, ob die einseitige Auswahl bei der Darstellung historischer Ereignisse zu rechtfertigen sei.

An anderer Stelle heißt es:

*„Zäh wie Leder und so weiter, Ehre, Treue, Kameradschaft. Zackig. Auch Musbach hatte die Idee der ‚Volksgemeinschaft‘ ergriffen; daß der Sohn des Arbeiters gleichviel gelten sollte wie der eines Arztes. Lehrlinge, Schüler, Studenten saßen zusammen und lernten einander schätzen. Gegen die ‚Profitgeier‘, die ‚Plutokraten‘ und die eitlen, selbstsüchtigen Spießer. Wer mochte dem mit sechzehn nicht zustimmen? Daß es angeblich auf Leistung ankam und nicht mehr auf die Herkunft. Aber dann gab es eben doch Unterschiede: Parteibonzen, Goldfasane, großmäulige Ideologen gewannen überall die Oberhand. ‚Unsere Spaten sind Waffen des Friedens, unsere Lager sind Burgen im Land, gestern in Klassen und Stände geschieden, gestern der eine den anderen gemieden - graben wir heute gemeinsam im Sand - ...treu dem Befehl unseres Führers.‘ Mit Überzeugung hatte er damals gesungen, was ihm aus dem Herzen sprach, und das andere, das, was ihm nicht paßte, auch, in wessen Namen er den Spaten schwang, das sang er beiseite oder formte mit den Lippen das Götz-Zitat. So hatte er versucht, damals zu leben. Er war nun mal dabei und auch dagegen.“<sup>602</sup>*

Die Erzählung des Vaters und dessen Gedanken im Beisein der Tochter werden hier in einen indirekten personalen Erzählstil eingebettet. Nach Nennung der Schlagworte, die von Hitler als Eigenschaften des deutschen Wesens charakterisiert wurden, wird im gleichen Erzählduktus Musbachs Faszination für das sich gegen die Befürworter des Kapitalismus richtende klassenlose Gemeinschaftsgefühl des Nationalsozialismus geschildert.

In rhetorischer Form wird die Frage aufgeworfen, wer sich dieser Massensuggestion als Jugendlicher hätte entziehen können. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl fand seinen Ausdruck im gemeinsamen Singen von Schlachtgesängen, wobei Musbach sehr genau differenzierte, welche Gesänge er mitskandieren wollte und welche nicht.

Ulla Hahn deutet mit dem letzten Satz dieser Passage das Dilemma der Menschen im Hitlerdeutschland an. Einerseits war die große Masse der Deutschen für die nationalsozialistische Propaganda empfänglich, andererseits muss ein Großteil der Bevölkerung den Unrechtscharakter des Regimes erkannt haben, ohne sich jedoch aktiv dagegen aufzulehnen. Mit diesem Argument, das die Autorin dem Leser quasi als Subtext

---

*entkontextualisiert einem Menschheitsgedächtnis einverleibt wurde, stiegen zwangsläufig die Chancen für die Erinnerung an jene verdrängten Kapitel deutscher Geschichte wie die von Flucht und Vertreibung 1945. Nicht nur die Verortung sowie Rekontextualisierung dieser Geschichte hat der gebürtige Danziger Grass jetzt vorgenommen, sondern ironischerweise auch deren Nationalisierung. An die Vertreibungsgeschichte des deutschen Ostens dürfen wir uns - zumindest symbolisch, im Medium der Literatur - nun alle, einschließlich der postnationalen Linken, herantrauen. Gut möglich, dass Grass' Krebsgang sogar das letzte Kapitel deutscher Vergangenheitsbewältigung überhaupt darstellt.“* Thomas Medicus, „Seismograph. Günter Grass' neues Buch“, FR, 05.02.2002, zitiert nach: Robert Weninger, Streitbare Literaten- Kontroversen und Eklats in der deutschen Literatur von Adorno bis Walser, München 2004, S.228, Anmerkung 52.

<sup>602</sup> Ulla Hahn, Unschärfe Bilder, München 2003, S.32.



mitteilt, macht sie jedoch das Mitläufertum der meisten Deutschen begreifbar und trägt so möglicherweise zur Legendenbildung von den Deutschen als Opfer ihres eigenen Regimes bei. Nur wenige Seiten später ist zu lesen:

*„Der Vater rieb sich die Stirn. Ja, das alles wäre einfach zu erzählen gewesen, mit den Augen von damals, als man noch nicht wußte, was folgte. Es schien in Deutschland aufwärtszugehen, in den dreißiger Jahren nach den Katastrophen der Weltwirtschaft. Und man hatte es ja wirklich nicht voraussehen können. Was weiß man heute? Kann man heute eher begreifen, was man damals nicht wußte?“<sup>603</sup>*

In dieser Sequenz werden die Gedanken und Ansichten des Vaters über den Werdegang des Landes kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland wiedergegeben. Mit dem Einbau der rhetorischen Fragen bedient sich die Autorin mit Hilfe der Figur des Musbach genau der gleichen Argumente, welche von den Angehörigen der Tätergeneration heute als vermeintliche Legitimation für ihr damaliges Verhalten ins Feld geführt werden. Ulla Hahn zieht in ihrem Werk mittels Figurenrede die gleiche Schlussfolgerung wie Wibke Bruhns. Die ehemalige Fernsehjournalistin und ZDF-Moderatorin vertrat, wie bereits oben gezeigt, in ihrem Werk *Meines Vaters Land* ebenfalls die Auffassung, die Geschehnisse in Deutschland seien unvorhersehbar gewesen, wenngleich man diese getätigte Aussage bei Frau Bruhns sowohl auf das Liebesleben ihres Vaters als auch auf dessen Verurteilung und den weiteren Fortgang des nationalsozialistischen Regimes beziehen kann.

Kritiker der beiden Autorinnen könnten die Belegstellen bezüglich der Unvorhersehbarkeit der Ereignisse als Stützung der These heranzuführen, Bruhns und Hahn wollten mit ihren Büchern den Status der Deutschen als Opfer des Krieges manifestieren.

*„Es sprach aus ihm, es rann aus ihm heraus wie Eiter aus einer schmutzigen Wunde. Es strömten ihm die Bilder, die Sätze zu. Das Vergessene drängte herauf, überschwemmte die Gegenwart. Der alte Vater war der junge Soldat. Erzähler war er und Erzähltes in einem. Persona - Maske. Sprachrohr für Unerhörtes. Siehst du! Von solchen Bildern, von meinen Toten, von meinen Freunden und Kameraden habe ich in deinem Buch kein Bild gesehen. Du hast schon recht, mein Bild, meine Erinnerung kann ich da nicht finden.“<sup>604</sup>*

In dieser im personalen Erzählstil gehaltenen Passage wird die Erregung des Vaters beim Erzählen seiner Kriegserlebnisse durch die Autorin festgehalten. Der Vater wird eins mit seiner Erzählung. Das eruptive Moment bei der Bewusstwerdung der lange verdrängten Geschehnisse wird mit metaphorischen Mitteln illustriert.

Diese Textsequenz ist vergleichbar mit einem Satz aus Walsers 1988 gehaltenen Vortrag *Über Deutschland reden*, wo sich der Schriftsteller vehement gegen eine Bewertung der Nazidiktatur aussprach, die von heutigen Erkenntnissen über die damalige Zeit bestimmt sei.

<sup>603</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.35.

<sup>604</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.40.

Eine Neubewertung der damaligen Geschichtsepoche mit dem heutigen Wissen über diese Ära lehnte er strikt ab. Mit dem gleichen Argument wehrte er sich auch gegen Vorwürfe, in seinem Roman *Ein springender Brunnen* „komme Auschwitz nicht vor“. Er nahm für das Romankonzept des Springenden Brunnens die Authentizität seines damals 18 Jahre jungen Alter Ego Johann in Anspruch, welches in der erzählten Zeit des Romans von den Schrecken des Konzentrationslagers noch nicht hätte Kenntnis haben können.

Im nun folgenden Textabschnitt aus Hahns Werk werden die Ansichten und Eindrücke des Vaters mit Schlagworten der damaligen Propaganda unterlegt. Es wird in dieser Passage suggeriert, dass das Entstehen der nationalsozialistischen Herrschaft durch die Etablierung des Gemeinschaftsgefühls im Regime Adolf Hitlers keinerlei abweichendes Verhalten erlaubt hätte. Der Vater beruft sich immer nur auf seinen Befehlsnotstand und die Kriegsumstände, die kein Entrinnen zugelassen hätten. Diese Sichtweise ist aber monolithisch geprägt und referiert lediglich die Ansichten des Vaters, die jedoch der damaligen Situation sicher nicht in vollem Umfang gerecht werden können, da Musbach als Stellvertreter der Generation der Zeitzeugen gesehen werden muss. An dieser Stelle zeigt sich außerdem das Bestreben der Autorin, die Massensuggestion des deutschen Volkes durch die Paladine Hitlers aufzuzeigen.

*„Ein ganzes Volk sollte in diesem ‚Nazi-Wir‘ aufgehen. Daß es nicht um den einzelnen gehe, sondern um das Ganze, wurde uns seit dreiunddreißig von morgens bis abends eingebleut. Was soll ich dir noch erzählen. Hitlerjugend, Arbeitsdienst, Rassenkunde im Biologieunterricht. Du weißt doch alles. ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz‘, ‚Du bist nichts, dein Volk ist alles‘... und wie die Sprüche sonst noch so hießen. Allerdings: Im Frieden konntest du dir, sogar im Dritten Reich, noch weitgehend aussuchen, was du sein wolltest. In erster Linie solltest du natürlich ein Nazi sein. Aber man durfte auch noch ein Vater sein, Bruder, Fußballspieler oder Pianist, ein Hundezüchter, Radrennfahrer, Handwerker oder eben Student für alte Sprachen und Geschichte. Im Krieg aber warst du nur noch eines: Soldat. Da geht es um Feinde oder Kameraden, um Munition, Waffen, Essen, Wetter. Daß Kameraden tot daliegen, blutend, verstümmelt, das gehört dann zum Alltag, wie wenn man sonst von Unglücksfällen oder schweren Krankheiten redet. Und daß man tote Feinde sieht, berührt einen noch weniger. Sich nicht berühren lassen, ein dickes Fell. Wer das nicht hatte, war schon tot. ‚Abhärtung‘ ist Abstumpfung; Gefühlsverlust als militärisches Lernziel. Mitleid war ‚weibisch‘ und verpönt. Ohnmacht ist im Krieg das Normale; Töten und Tod auch. Wir waren alle dazu verdammt. Es gab kein Entrinnen. Töten, um zu leben. Krieg ist eben die Hölle.“<sup>605</sup>*

Und weiter unten ist zu lesen:

*„Wo hört im Krieg die Notwehr auf, und wo fängt der Mord an?  
In dieser Hölle gab und gibt es nur: ich oder er. Da hast du dein ‚ich‘! Entweder er tötet mich – oder ich ihn.“<sup>606</sup>*

Anhand eines Gesprächs zwischen Vater und Tochter wird der Wahrheitsgehalt von Bildern kritisch hinterfragt. Dabei kommt deutlich zum Ausdruck, dass die Sichtweise und Bewertung von Ereignissen im Laufe der Jahre bei jedem Menschen einer Veränderung unterworfen ist,

<sup>605</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.55.

<sup>606</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.56.

und jeder sein eigenes, augenblickliches Bild sowie seine persönliche Einschätzung gegen Andersdenkende zu verteidigen trachtet:

*„Bilder‘ sagte die Tochter. ‚Sind Bilder immer wahr?’ ‚ja, sicher’, sagte Musbach, ‚jedenfalls für den Augenblick, den sie festhalten – und für das, was sie einrahmen als Augenblick. Aber für jedes Bild gibt es ein Bild dahinter, für jeden Augenblick eine Geschichte, davor und danach’.“<sup>607</sup>*

Hier kommt einem wieder das schon erwähnte Erinnerungsverständnis von Martin Walser in den Sinn. Auch der Schriftsteller ist der Ansicht, dass jedes Individuum sein eigenes Bild der Vergangenheit, welches keiner nachträglichen Bewertung von außen unterworfen werden darf, in sich trägt.

In einem Versuch, die Funktion des Gedächtnisses näher zu erläutern, heißt es bei Ulla Hahn weiter:

*„Musbach stellte das Buch zurück. ‚So sind meine Bilder vom Krieg. Was auf dem Parthenon-Fries dargestellt ist, das mag Peter Weiß in eine ästhetisch gelungene und damit entlastende Form gebracht haben, aber Livius schreibt, wie es wirklich war. Damals – und bei mir. Deswegen sind solche Bilder,‘ Musbach schob den Katalog noch weiter weg,‘ wohl wichtig. Ich weiß das doch. Aber sie sind unvollständig ohne meine Bilder.’ [...], Diese Fotos im Katalog sind aber nicht in irgendeinem Kopf, in deinem oder einem anderen, und sie können sich auch im Laufe der Zeit nicht verändern. Niemand kann ihre Ränder in der Erinnerung golden einrahmen. Und sie sind auch keine Kunst, keine wortgewaltige Ästhetisierung des Entsetzens. Sie sind historische Wahrheit. Wie dieser Livius. Und die Schlacht bei Cannae. Die war es doch, oder?’“<sup>608</sup>*

Musbach stellt hier verschiedene Formen des Umgangs mit der Vergangenheit einander gegenüber, wobei er keiner davon den Vorzug gibt, jedoch auch festhält, dass historische Momentaufnahmen ohne mit individuellen Erinnerungsinhalten verknüpft zu werden, nur Teilwahrheiten wiederzugeben vermögen. Ulla Hahn lässt hier ihren Helden Musbach die Kriege der alten Zeit mit dem zweiten Weltkrieg vergleichen. Der ehemalige Soldat spricht sich dabei für das Primat der literarischen Ästhetisierung des Krieges über die wirklichen Schrecken des Zweiten Weltkrieges aus. Für ihn ist die Beschreibung der Schlacht bei Cannae durch den römischen Geschichtsschreiber Livius exemplarisch dafür, wie die Literatur die schrecklichen Kriegserlebnisse darstellen sollte. Die Literatur ist für Musbach der Rettungsanker, welcher ihm hilft, seine Kriegserlebnisse zu verarbeiten. Die Beschreibung des Krieges durch die Literatur ist für Katjas Vater wirklicher als die schreckliche Realität. An dieser Stelle erhebt sich die Frage, wie traumatische Kriegserlebnisse durch die Literatur dargestellt und verarbeitet werden können, und wie weit sich die literarische Darstellung von den tatsächlichen Geschehnissen unterscheiden darf. Nur die Darstellung mittels der Literatur in Verbindung mit den eigenen Erlebnissen formen Musbachs Bild von Wirklichkeit.

<sup>607</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.63.

<sup>608</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.73.

Ein Rezensent des Buches *Unscharfe Bilder* stellt angesichts des dem Protagonisten von der Tochter abgepressten Geständnisses fest, dass es keine wirkliche Versöhnung zwischen den beiden Generationen geben könne.<sup>609</sup> Die Bewertung der Verbrechen in der nationalsozialistischen Zeit erlaubt keine Schwarz-Weiß-Malerei im Sinne von Gut und Böse, sondern die Einordnung der damaligen Tatbestände macht eine strikte Trennung zwischen Täter und Opfer unmöglich. Die nachfolgenden Generationen müssen sich mit differenzierenden Einschätzungen begnügen, die kein einheitliches Bild der damaligen Zeit ergeben, sondern nur „*unscharfe Bilder*“. Diese unscharfen Bilder können als Leitmotiv für den Handlungsstrang des Romans angesehen werden, denn am Ende der Erzählung bleibt unklar, ob Katjas Vater auf dem erwähnten Foto der Ausstellung zu sehen ist. „*Ich weiß es nicht. Und was für eine Rolle spielt das? Ich weiß es nicht. Ich weiß ja nicht einmal, ob mein Schuß traf. Aber geschossen, geschossen habe ich!*“<sup>610</sup>

Dazu passt folgender Spruch des Philosophen Ludwig Wittgenstein, den Ulla Hahn ihrem Roman vorangestellt hat:

*„Ist eine unscharfe Fotografie überhaupt ein Bild eines Menschen? Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?“*<sup>611</sup>

Dieser befindet sich im Einklang mit dem am Ende des Romans zwischen Vater und Tochter getroffenen Konsens über die Ereignisse künftig zu schweigen: „*Nicht mehr darüber reden. Vergessen, verbündet im Schweigen.*“<sup>612</sup>

Nun noch zu einem anderen Werk, welches sich sowohl mit der deutschen Geschichte, als auch mit dem Phänomen „Erinnerung“ beschäftigt. So beschreibt Benjamin Wilkomirski in seinem fingiert autobiographischen Roman *Bruchstücke*, präzise das Wesen seines persönlichen Erinnerungsvermögens:

*„Meine frühen Kindheitserinnerungen gründen in erster Linie auf den exakten Bildern meines fotografischen Gedächtnisses und den dazu bewahrten Gefühlen - auch denen des Körpers. Dann kommt die Erinnerung des Gehörs und an Gehörtes, auch an Gedachtes und erst zuletzt die Erinnerung an Selbstgesagtes. [...] Meine frühesten Erinnerungen gleichen einem Trümmerfeld einzelner Bilder und Abläufe. Brocken des Erinnerns mit harten, messerscharfen Konturen, die noch heute kaum ohne Verletzung zu berühren sind. Oft chaotisch Verstreutes, chronologisch nur selten zu gliedern; Brocken, die sich immer wieder beharrlich dem Ordnungswillen des erwachsenen Gewordenen widersetzen und den Gesetzen der Logik entgleiten.“*<sup>613</sup>

<sup>609</sup> Gert Oberembt, Das Schweigen des Vaters spricht Bände - Vergangenheit/Ulla Hahn verhört, in: RM, 09.10.2003, ohne Paginierung.

<sup>610</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.271f.

<sup>611</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, 7.

<sup>612</sup> Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder*, München 2003, S.272.

<sup>613</sup> Benjamin Wilkomirski: *Bruchstücke*. Aus einer Kindheit 1939-1948, Frankfurt am Main 1998, S.7f, zitiert nach: Günter Butzer, Topographie und Topik. - Zur Beziehung von Narration und Argumentation in der

Diese metaphorische Umschreibung einzelner Gedächtnisinhalte als scharfkantiges Gestein erinnert unter anderem an Marcel Proust:

*„Aber wie an tiefe Schichtungen meines geistigen Heimatbodens, wie an festgegründete Bezirke, auf denen ich noch heute sicher schreiten kann, denke ich besonders an die beiden Wege nach Méséglise zu und nach Guermantes zurück.“*<sup>614</sup>

*„Alle diese aneinandergefügten Erinnerungen bildeten eine Art fester Masse, dennoch gab es zwischen den älteren und den neueren, solchen, die aus einem Duft aufgestiegen und solchen, die eigentlich Erinnerungen anderer Menschen waren, von denen ich sie erst übernahm, wenn nicht gerade Risse so doch kleine Spalten oder wenigstens Äderungen und farbliche Unterschiede, wie sie bei manchen Gesteinsbildungen, besonders in den Marmorarten, auf der Verschiedenheit des Ursprungs, des Alters oder der ‚Formation‘ zurückzuführen sind.“*<sup>615</sup>

Schon Elisabeth Gülich kommentierte diese Stellen aus Prousts wohl bekanntestem Werk *„Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“* in einem Aufsatz:

*„Die Erinnerungen, von denen hier die Rede ist, sind ganz verschiedener Natur:[...]Alle diese Erinnerungen bilden zwar im Gedächtnis eine Einheit, aber die besondere Eigenart jeder einzelnen bleibt dennoch erhalten. Dieses Phänomen wird mit Ausdrücken aus der Geologie beschrieben: Die Erinnerungen erscheinen als Felsblock, dessen ursprüngliche Zusammensetzung an den verschiedenen Ablagerungen sichtbar geblieben ist.“*<sup>616</sup>

Wilkomirski steht also mit seinen Stilmitteln in guter literarischer Tradition, obwohl er nicht den Anspruch erhebt, eine poetische Darstellung der Situation im Konzentrationslager liefern zu wollen, vielmehr geht es ihm um eine möglichst authentische und unverfälschte Beschreibung des Erlebten.

*„Will ich darüber schreiben, muß ich auf die ordnende Logik, die Perspektive des Erwachsenen verzichten. Sie würde das Geschehene nur verfälschen. [...] Ich bin kein Dichter, kein Schriftsteller. Ich kann nur versuchen, mit Worten das Erlebte, das Gesehene so exakt wie möglich abzuzeichnen - so genau, wie es eben mein Kindergedächtnis aufbewahrt hat: noch ohne Kenntnis von Perspektive und Fluchtpunkt.“*<sup>617</sup>

Wilkomirskis hier dargelegtes Erinnerungskonzept erinnert doch sehr stark an jenes von Martin Walser, wie dieser in seinem Vortrag *Über Deutschland reden* und im Roman *Ein springender Brunnen* vorstellt. Auch Walser will sein Kindheitsgedächtnis nicht mit

---

autobiographischen Holocaust-Literatur, in: Manuela Günter (Hg.), *Überleben Schreiben - Zur Autobiographik der Shoah*, S.51-75, hier: S.69.

<sup>614</sup> Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Ausgabe in zehn Bänden, Band 1, In Swanns Welt, Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt am Main, 1979, S.245.

<sup>615</sup> Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Ausgabe in zehn Bänden, Band 1, In Swanns Welt, Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt am Main, 1979, S.247.

<sup>616</sup> Elisabeth, Gülich, *Die Metaphorik der Erinnerung in Prousts A la recherche du temps perdu*, in: ZSLit, Band 75 (April 1965), H. 1, S.51-74, hier: S.51.

<sup>617</sup> Benjamin Wilkomirski: *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948*, Frankfurt am Main 1998, S.8, zitiert nach Günter Butzer, *Topographie und Topik. - Zur Beziehung von Narration und Argumentation in der autobiographischen Holocaust-Literatur*, in: Manuela Günter (Hg.), *Überleben Schreiben - Zur Autobiographik der Shoah*, S.51-75, hier: S.69.

Erkenntnissen, die erst in späteren Jahren zur Gewissheit wurden, befrachten lassen. Hierauf wurde bereits im Dritten Kapitel der Arbeit eingegangen.

Wie anhand der angeführten Beispiele gezeigt wurde, ist die Gattung des Familienromans als nicht ganz unproblematisch einzustufen. Gleichwohl stellt sie eine weitere Möglichkeit dar, die Erinnerung an die deutsche Geschichte literarisch aufzubereiten, wobei in dieser Gattung verschiedenste Betrachtungsweisen der Historie nebeneinander ihre Berechtigung haben. Eine kritische Einordnung der geschilderten Sachverhalte sollte zunächst Sache des Rezipienten bleiben, denn die Frage nach der Zulässigkeit der jeweiligen Schilderung darf nicht zum Gegenstand einseitiger wissenschaftlicher Betrachtung werden. Die professionelle Analyse eines dieser Gattung angehörenden Textes erfordert die Einbeziehung aller relevanten Disziplinen, womit neben der Philologie vor allem die Felder der Geschichtswissenschaft, Soziologie und der Psychologie herangezogen werden müssten. Für die angemessene Tradierung der Phänomene Holocaust und Auschwitz besteht die zwingende Notwendigkeit, sämtliche der in Frage kommenden Perspektiven als gleichwertig zu behandeln, denn jegliche (Vor-) Auswahl würde bedeuten, dass man nachfolgenden Generationen lediglich einen Teil der verfügbaren Informationen vermittelte, womit man nicht nur diese entmündigte, sondern sich auch selbst der Geschichtsklitterung schuldig machte. Nur auf diese Weise kann es gelingen, allen Beteiligten gerecht zu werden und der Forderung Martin Walsers Rechnung zu tragen: „*Wir müssen eine neue Sprachstufe entwickeln*“<sup>618</sup>.

---

<sup>618</sup> Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser: Vom Wegschauen als lebensrettende Maßnahme, von der Befreiung des Gewissens und den Rechten der Literatur, in: FAZ, 14.12.1998, wiederabgedruckt in: Frank Schirrmacher (Hg), Die Walser-Bubis Debatte - Eine Dokumentation, Frankfurt am Main 1999, S.438-465, hier: S.461.

## Literaturverzeichnis

### *Primärliteratur*

Abailard, Peter, Sic et Non - A critical Edition, Blanche Boyer and Richard McKeon, The University of Chicago Press, Chicago, 1976.

Améry, Jean, Die Tortur, in: Jean Améry, Jenseits von Schuld und Sühne - Bewältigungsversuche eines Überwältigten, München 1970, S.33-54.

Assmann, Aleida, Frevert, Ute, Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit - Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart 1999.

Assmann, Aleida, Individuelles und kollektives Gedächtnis - Formen, Funktionen und Medien, in: Das Gedächtnis der Kunst - Geschichte und Erinnerung in der Kunst der Gegenwart, Frankfurt am Main 2000, S.21-27.

Assmann, Aleida, Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur (Wiener Vorlesungen im Rathaus, Band. 117), Wien 2006, S.17-58.

Assmann, Jan, Das kulturelle Gedächtnis- Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992.

Bachmann, Ingeborg, 3 Wege zum See, in: Ingeborg Bachmann, Simultan - Erzählungen, München 2002, S.119-211.

Beiweis, Werner, Zur Realität des Imaginären - Steven Spielbergs Film Schindlers Liste, Wien 1995.

Blumenberg, Hans, Paradigmen zu einer Metaphorologie, Frankfurt am Main 1999.

Booth, Wayne. C., The Rhetoric of fiction, second edition, first published by University of Chicago Press, 1983, London 1991.

Bruhns, Wibke, Meines Vaters Land - Geschichte einer deutschen Familie, München 2004.

Bubis, Ignatz, Ich bin ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens - Ein autobiographisches Gespräch mit Edith Kohn, Köln 1993.

Bubis, Ignatz, Rede des Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland am 9. November 1998 in der Synagoge Rykerstraße in Berlin, abgedruckt in: Die Walser- Bubis-Debatte - Eine Dokumentation, herausgegeben von Frank Schirmacher, Frankfurt am Main 1999, S.106-113.

Butzer, Günter, Erinnerungsarbeit in der Nachkriegsliteratur, in: Günter Butzer, Fehlende Trauer - Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, München 1998, S.46-62.

Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die „Walser-Debatte“ (Dokumentation der Veranstaltung des GEW-Bezirksverbandes Frankfurt vom 26. Januar 1999, Witterschlick/ Bonn: Wehle, 1999.

Esslin, Martin, Das Theater des Absurden, Reinbek bei Hamburg 1965.

Fest, Joachim, Der Untergang, Hitler und das Ende des Dritten Reiches - Eine historische Skizze, Reinbek bei Hamburg 2004.

Fischer, Jens Malte, Richard Wagners „Das Judentum in der Musik“ – Eine kritische Dokumentation als Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus, Frankfurt am Main 2000.

Frei, Norbert, 1945 und wir - Die Gegenwart der Vergangenheit, in: Norbert Frei, 1945 UND WIR - Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen, München 2005, S.7-22.

Frei, Norbert, Abschied von der Zeitgenossenschaft, in: Norbert Frei, 1945 UND WIR - Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen, München 2005, S.41-62.

Friedrich, Jörg, Der Brand – Deutschland im Bombenkrieg 1940-45, Berlin 2004.

Froschauer, Hermann/ Geyer, Renate, Quellen des Hasses – Aus dem Archiv des „Stürmer“ 1933-1945, Eine Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg Oktober 1988 – Februar 1989, (Ausstellungskataloge des Stadtarchivs Nürnberg, herausgegeben von Kuno Ulköfer, Nr. 2 Quellen des Hasses – Aus dem Archiv des „Stürmer“), Nürnberg 1988.

Fuchs, Eduard, Die Juden in der Karikatur – Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, München 1921.

Genette, Gérard, Die Erzählung, München 1994.

Genette, Gérard, Paratexte.- Mit einem Vorwort von Harald Weinrich - Aus dem Französischen von Dieter Hornig, Frankfurt am Main 2001.

Glenz, Stefan, Judenbilder in der deutschen Literatur – eine Inhaltsanalyse völkisch-national-konservativer und nationalsozialistischer Romane 1890-1945, Konstanz 1999.

Goethe, Johann Wolfgang von, Goethes Werke, **WA**, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abth. I-IV, 133 Bde, (in 143), Weimar: Böhlau, 1887 bis 1919, [„Weimarer Ausgabe.“] – Weimarer Ausgabe, Fotomechanischer Nachdruck der im Verlag Hermann Böhlau Nachfolger Weimar 1887 bis 1919 erschienenen Sophien-Ausgabe. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1987, Goethes Werke, Nachträge zur Weimarer Ausgabe. Briefe/Erläuterungen/Gesamtregister, herausgegeben von Paul Raabe, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1990.

Goldhagen, Daniel Jonah, Hitlers willige Vollstrecker - Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust - Aus dem Amerikanischen von Klaus Kochmann, Berlin 1996.

Grass, Günter, Im Krebsgang - eine Novelle, Göttingen 2002.

Grass, Günter, Schreiben nach Auschwitz, Frankfurt am Main 1990.



Grunenberg, Antonia, Die Lust an der Schuld - Von der Macht der Vergangenheit über die Gegenwart, Reinbeck bei Hamburg 2001.

Hahn, Fred, Lieber Stürmer – Leserbriefe an das NS-Kampfblatt 1924 bis 1945 – Eine Dokumentation aus dem Leo-Baeck-Institut, New York, Bearbeitung der deutschen Ausgabe von Günther Wagenlehner, Stuttgart 1978.

Hahn, Ulla, Unscharfe Bilder, München 2003.

Handke, Peter, Die Lehre der Saint-Victoire, Frankfurt am Main 1980.

Handke, Peter, Marcel Reich-Ranicki und die Natürlichkeit, in: Peter Handke, Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt am Main 1972, S.203-207.

Hegel, Friedrich, Wissenschaft der Logik, erster Teil, herausgegeben von Georg Lasson, (Philosophische Bibliothek Band 56), unveränderter Abdruck des Textes der zweiten um eine vergleichende Seitenübersicht erweiterten Auflage von 1934, Darmstadt 1967.

Hieber, Jochen (Hg.), Lieber Marcel - Briefe an Reich-Ranicki, Berlin 1999.

Junge, Traudl, Bis zur letzten Stunde - Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben, unter Mitarbeit von Melissa Müller, Berlin 2004.

Kertész, Imre, Der Holocaust als Kultur - Zum Jean - Améry -Symposium in Wien 1992, in: Imre Kertész, Essays und Reden - Die exilierte Sprache, mit einem Vorwort von Péter Nádas, aus dem Ungarischen von Kristin Schwamm, Gyorgy Buda, Géza Dérek, Krisztina Koenen, Laszlo Kornitzer, Christian Polzin, Ilma Rakusa, Irene Rübberdt, Christina Viragh und Ernő Zeltner, Frankfurt am Main 2003, S.76-S.89, Erstveröffentlichung in: SuF, Berlin, H. 4 (1994).

Kinder, Hermann, Schweine-Bande, in: TuK, H.100 (Oktober 1988), S.35.

Kirchhoff, Bodo, Schundroman, Frankfurt am Main 2002.

Klüger, Ruth, Katastrophen - Über deutsche Literatur, Göttingen 1994.

Lyotard, Jean- François, Der Widerstreit - Übersetzt von Joseph Vogl - Mit einer Bibliographie zum Gesamtwerk Lyotards von Reinhold Clausjürgens (Supplemente, Band 6), München 1989.

Mann, Thomas, Bilse und ich (1906) in: Thomas Mann, Gesammelte Werke in 13 Bänden, Band 10, Frankfurt am Main 1990, S.9-22.

Nietzsche, Friedrich, Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre, in: Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlehta, Band 3, Darmstadt 1982, S.415-925.

Offrey de la Mettrie, Julien, (LSR-Quellen; Band 2), Über das Glück oder Das höchste Gut (,Anti-Seneca'), herausgegeben und eingeleitet von Bernd A. Laska, Nürnberg 1985.

Proust, Marcel, Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Ausgabe in zehn Bänden, Band 1, In Swanns Welt, Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt am Main, 1979.

Reich-Ranicki, Marcel, Lauter schwierige Patienten – Gespräche mit Peter Voß über Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, Berlin 2002.

Reich-Ranicki, Marcel, Mein Leben, Stuttgart 1999.

Reich-Ranicki, Marcel, Von der Fragwürdigkeit und Notwendigkeit mündlicher Kritik, in: Almanach der Gruppe 47, 1947-1962, herausgegeben von Hans Werner Richter in Zusammenarbeit mit Walter Mannzen, Reinbek bei Hamburg 1962, S.434-439.

Sartre, Jean-Paul, Gesammelte Dramen, Reinbek bei Hamburg 1969.

Scheib, Asta und Walser, Martin, Armer Nanosh, Frankfurt am Main 1989.

Shakespeare, William, Hamlet - Prinz von Dänemark, Werke in vier Bänden, erster Band, Tragödien I, Herrsching, Copyright für diese Ausgabe: 1979 by Verlag „Das Bergland-Buch“ Salzburg, S.199-305.

Shakespeare, William, Othello - der Mohr von Venedig, Werke in vier Bänden, erster Band, Tragödien I, Herrsching, Copyright für diese Ausgabe: 1979 by Verlag „Das Bergland-Buch“ Salzburg, S.307-398.

Strauß, Botho, Der Aufstand gegen die sekundäre Welt - Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit, München 1999, S.55-78.

Timm, Uwe, Am Beispiel meines Bruders, Köln 2003.

Walser, Martin, Antigone oder Die Unvernunft des Gewissens, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.938-943.

Walser, Martin, Auschwitz und kein Ende, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.228-234.

Walser, Martin, Auskunft über den Protest, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.187-189.

Walser, Martin, Beschreibung einer Form - Versuch über Franz Kafka, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 12, Frankfurt am Main 1997, S.7-145.

Walser, Martin, Brief an einen ganz jungen Autor, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.33-40. Erstveröffentlichung: Die Zeit, Nr. 15, 13. April 1962.

Walser, Martin, Das Gespenst von Gattinau, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 10, Frankfurt am Main 1997, S.247-292.

Walser, Martin, Das Prinzip Genauigkeit – Über Victor Klemperer, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 12, Frankfurt am Main 1997, S.780-805.

Walser, Martin, Der Augenblick der Liebe, Reinbek bei Hamburg 2004.

Walser, Martin, Der Schwarze Schwan, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.113-186. Ebenfalls abgedruckt in Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 9, Frankfurt am Main 1997, S.257-325.

Walser, Martin, Deutsche Sorgen I, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.430-S.438.

Walser, Martin, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997.

Walser, Martin, Die menschliche Wärmelehre - Eine Phantasie, in: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts, Reinbek bei Hamburg 2004, S.160-168. Erstveröffentlichung: Cicero, Mai 2004.

Walser, Martin, Ein Jahr und das Gedächtnis, in: Martin Walser, Zauber und Gegenzauber - Aufsätze und Gedichte, Eggingen 1995, S.18-20.

Walser, Martin, Ein springender Brunnen, Frankfurt am Main 1998.

Walser, Martin, Einheimische Kentauren oder: Was ist besonders deutsch an der deutschen Sprache?, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.90-107, Erstveröffentlichung: Die Zeit, Nr. 47, 20.11.1964.

Walser, Martin, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt am Main 1998, S.7-28.

Walser, Martin, Hamlet als Autor, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.108-115.

Walser, Martin, Händedruck mit Gespenstern, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.617-630.

Walser, Martin, Ich hab` so ein Stuttgart-Leipzig-Gefühl, in: Stern 12, 1987, zitiert nach: Martin Walser, Auskunft - 22 Gespräche aus 28 Jahren, herausgegeben von Jürgen Siblewski, Frankfurt am Main 1991, S.249-256.

Walser, Martin, Ich vertraue. Querfeldein, in: Martin Walser, Ich vertraue. Querfeldein - Reden und Aufsätze, Frankfurt am Main 2000, S.9-22.

Walser, Martin, Kafkas Stil und Sterben, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Frankfurt am Main 1997, Band 12,

S.731-737.

Walser, Martin, Kaschmir in Parching – Deutsche Chronik 3 - Szenen aus der Gegenwart, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.487-564.

Walser, Martin, Meßmers Reisen, Frankfurt am Main 2003.

Walser, Martin, Orwell + Kafka + Beckett, in: Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Frankfurt am Main 1997, Band 11, S.704-706. Erstveröffentlichung (unter dem Titel: *Beweise aus dem Revier*): Weltwoche, Zürich, 09. Februar 1984.

Walser, Martin, Persönlicher Brief an Alexander Krisch vom 22.06.1999

Walser, Martin, Schlageter – Eine deutsche Verlegenheit, in: Martin Walser, Heilige Brocken. Frankfurt am Main 1988, S.102-116, Erstveröffentlichung in: Almende, Jahrgang 1, H. 2, Sigmaringen 1981.

Walser, Martin, Sprache, sonst nichts, in: Martin Walser, Aus dem Wortschatz unserer Kämpfe - Prosa, Aufsätze, Gedichte, Frankfurt am Main 2002, S.372-380, Erstveröffentlichung: Die Zeit 30.09.1999.

Walser, Martin, Streicheln und Kratzen – Der Dialog nach dem Interview. Ein Selbstgespräch von Martin Walser, in: Der Spiegel, 13.08.2001, S.104-105.

Walser, Martin, Tod eines Kritikers, Frankfurt am Main 2002.

Walser, Martin, Über den Leser – Soviel man in einem Festzelt darüber sagen soll, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.564-571.

Walser, Martin, Über Deutschland reden - Ein Bericht, in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.406-427. Ebenfalls abgedruckt in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 9, Frankfurt am Main 1997, S.896-915.

Walser, Martin, Über die Architektur einer Moral, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.508-515.

Walser, Martin, Über ein Geschichtsgefühl - Vom 8. Mai 1945 zum 9. November 1989: Die Läuterungsstrecke unserer Nation führt nach Europa“, in: FAZ, 10.05.2002, ohne Paginierung, wiederabgedruckt in: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts - Aufsätze, Reinbek bei Hamburg 2004, S.253 -262.

Walser, Martin, Über Päpste, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.543-550, Erstveröffentlichung: Die Zeit, Nr. 14, 25.03.1977.

Walser, Martin, Über freie und unfreie Rede - Andeutungen, in: Werke in zwölf Bänden,

herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.1046-1061.

Walser, Martin, Unser Auschwitz, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.158-172.

Walser, Martin, Unter Unterstellern, in: Focus, 13.9.2004, hier zitiert nach: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts - Aufsätze, Reinbeck bei Hamburg, S.263-269.

Walser, Martin, Vokabular und Sprache, in: Die Zeit, 16.01.2003 (gekürzt), ohne Paginierung, wiederabgedruckt in: Martin Walser, Die Verwaltung des Nichts - Aufsätze, Reinbek bei Hamburg 2004, S.67-89.

Walser, Martin, Vormittag eines Schriftstellers, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.952-964, Erstveröffentlichung: Die Zeit, Nr. 51, 14.12.1990, S.53.

Walser, Martin, Wir werden schon noch handeln - Dialoge über das Theater, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 9, Frankfurt am Main 1997, S.375-414.

Welzer, Harald (u. a.), unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, Opa war kein Nazi – Nationalismus im Holocaust und Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002.

Welzer, Harald, Der Holocaust im deutschen Familiengedächtnis, in: Verbrechen erinnern – Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, herausgegeben von Volkhard Knigge und Norbert Frei, München 2002, S.342-358.

White, Hayden, Die Bedeutung der Form – Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1990.

Young, James E., Formen des Erinnerns - Gedenkstätten des Holocaust, (Passagen Zeitgeschehen), Wien 1997.

Zöllner, Martina, E-Mail vom 17.01.2004 an Alexander Krisch

Zuckermann, Moshe, Zweierlei Holocaust - Der Holocaust in den politischen Kulturen Israels und Deutschlands, Göttingen 1998.

### ***Sekundärliteratur***

Atze, Marcel, Cherchez le juif – Wie der Romancier Robert Neumann schon vor vierzig Jahren einen Skandal mit einer Marcel Reich-Ranicki nachempfundenen literarischen Figur auslöste, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 11, herausgegeben von Wolfgang Benz für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 2002, S.311-316.

Baer, Ulrich (Hg.), Niemand zeugt für den Zeugen - Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah, (es 2141), Frankfurt am Main, 2000.

Borchmeyer, Dieter, Martin Walsers Tod eines Kritikers: der komische Roman als Inszenierung seiner Wirkungsgeschichte, in: Dieter Borchmeyer, Helmuth Kiesel (Hg.), Der Ernstfall – Martin Walsers ‚Tod eines Kritikers‘, Hamburg 2003, S. 46-68.

Brändle, Werner, Die dramatischen Stücke Martin Walsers - Variationen über das Elend des bürgerlichen Subjekts, Stuttgart 1978.

Braungart, Georg, Ich hab nicht das Gefühl, daß ich mich bewegt hätte - Martin Walsers ‚Wende‘ zwischen Heimatkunde und Geschichtsgefühl, in: Zwei Wendezeiten - Blicke auf die deutsche Literatur von 1945 und 1989, herausgegeben von Walter Erhardt, Dirk Niefanger, Tübingen 1997, S.93-114.

Briegleb, Klaus, Unkontrollierte Herabsetzungslust, Walser, sein Kritiker und die ‚Gruppe 47‘, in: Michael Naumann (Hg.), Es muß doch in diesem Land wieder möglich sein ... Der neue Antisemitismusstreit, München 2002, S.214-223.

Butzer, Günter, Topographie und Topik. - Zur Beziehung von Narration und Argumentation in der autobiographischen Holocaust-Literatur, in: Manuela Günter (Hg.), Überleben Schreiben - Zur Autobiographik der Shoah, S.51-75.

Dommes, Grit, Kein Fall für sich - Martin Walser ‚Tassilo‘ - Hörspiele, in: Literatur in Wissenschaft und Unterricht XXXV, H. 3 (2002), S.199-217.

Eshel, Amir, Vom eigenen Gewissen - Die Walser- Bubis- Debatte und der Ort des Nationalsozialismus im Selbstbild der Bundesrepublik, in: Dvjs Band 73, H. 3 (2000), S.333-360.

Fetz, Gerald A., Martin Walser, Stuttgart 1997.

Greif, Hans-Jürgen, Zum modernen Drama – Martin Walser, Wolfgang Bauer, Rainer Werner Fassbinder, Siegfried Lenz, Wolfgang Hildesheimer (Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik, herausgegeben von Armin Arnold und Alois M. Haas, Band 25), Bonn 1973, S.15-19.

Gülich, Elisabeth, Die Metaphorik der Erinnerung in Prousts *A la recherche du temps perdu*, in: ZSLit, Band 75 (April 1965), H. 1, S.51-74.

Heyl, Matthias, Zweimal Nachdenken über Martin Walsers ‚Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede‘, in: Hans Erler (Hg.), Erinnern und Verstehen - Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen, Frankfurt am Main 2003, S.75-99.

Hieber, Jochen, Unversöhnte Lebensläufe – Zur Rhetorik der Verletzung in der Walser- Bubis-Debatte, in: Michael Braun (u.a), Hinauf und Zurück / in die herzhelle Zukunft – Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert – Festschrift für Birgit Lermen, herausgegeben von Michael Braun, Peter J. Brenner (u.a.), Bonn 2000, S.543-559.

Jannidis, Fotis, Lauer, Gerhard, Martinez, Matias und Winko, Simone, Texte zur Theorie der Autorschaft, Stuttgart 2000.

Jannidis, Fotis, Zur Erzähltheorie der Figur - Alte Probleme und neue Lösungen, in: Der Deutschunterricht 2 (2005), S.19-29.

Jauch, Ursula-Pia, Jenseits der Maschine, Philosophie, Ironie und Ästhetik bei Julien Offray de la Mettrie (1709 - 1751), München 1998.

Kindt, Tom, und Müller, Hans Harald, Der ‚implizite Autor‘ - Zur Explikation und Verwendung eines umstrittenen Begriffs, in: Rückkehr des Autors - Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs, herausgegeben von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko, Tübingen 1999, S.273-287.

Tom Kindt, Hans-Harald Müller, The Implied Author – Concept and Controversy, (Narratologia), Berlin 2006.

Klüger, Ruth, Siehe doch Deutschland - Martin Walsers Tod eines Kritikers, in: FR, 27.06.2002, zitiert nach: Michael Naumann (Hg.) Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein – Der neue Antisemitismus-Streit, München 2002, S.194-199.

Köppen, Manuel, Von Effekten des Authentischen - Schindlers Liste, in: Bilder des Holocaust, Literatur - Film - Bildende Kunst, herausgegeben von Manuel Köppen und Klaus R. Scherpe, (Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte, Kleine Reihe Band 10), Köln, 1997, S.145-170.

Körte, Mona, Erbkönigs Kinder – Überlegungen zu Martin Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘, in: Jahrbuch der Antisemitismusforschung 11, herausgegeben von Wolfgang Benz für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 2002, S.295-310.

Krankenhagen, Stefan, Das Denkmal in Martin Walsers Rede, in: Stefan Krankenhagen, Auschwitz darstellen - Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser (Beiträge zur Geschichtskultur, Band 23), Köln 2001, S.221-261.

Krankenhagen, Stefan, Auschwitz darstellen, in: Stefan Krankenhagen, Auschwitz darstellen - Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser (Beiträge zur Geschichtskultur, Band 23), Köln 2001, S.1-19.

Kübler, Gunhild, Martin Walser und die Unschuld der Erinnerung – Zu Martin Walsers Roman Ein springender Brunnen, in: Deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts im Spiegel der deutschsprachigen Literatur, herausgegeben von Moshe Zuckermann, Göttingen 2003, S.166-180.

Leonhard, Nina, Öffentliche versus familiäre Geschichtserinnerung - Beobachtungen zur individuellen Deutung des Nationalsozialismus bei drei Generationen, in: Kontexte und Kulturen des Erinnerns - Maurice Halbwachs und das Paradigma des kollektiven Gedächtnisses - herausgegeben von Gerald Echterhoff und Martin Saar - Mit einem Geleitwort von Jan Assmann, Konstanz 2002, S.203-224.

Link-Heer, Ursula, Michel Foucault und die Literatur, in: Joseph Jurt (Hg.), Zeitgenössische Französische Denker: Eine Bilanz (Rombach Wissenschaften: Reihe Litterae, Band 61), Freiburg im Breisgau 1998, S.119-S.142.

Lorenz, Matthias N., 'Familienkonflikt' oder 'Antisemitismusstreit'? - Zur Walser- Bubis-Debatte, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.), Seelenarbeit an Deutschland - Martin Walser in Perspective (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.362-388.

Lorenz, Matthias N., Eine Analyse der Friedenspreis-Rede Martin Walsers im Kontext einer nationalen Wende des Schriftstellers- Mit einer Presse-Bibliographie zur Walser- Bubis-Debatte (Magisterarbeit im Studienggebiet „Sprache & Kommunikation“, Universität Lüneburg 2000).

Lorenz, Matthias N., Auschwitz drängt uns auf einen Fleck – Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser – Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz, Stuttgart 2005.

Magenau, Jörg, Martin Walser - Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 2005.

Martínez, Matias, Authentizität und Schrift in den Holocaust-Mahnmalen von Jochen Gerz, in: Matias Martínez (Hg.), Der Holocaust und die Künste - Medialität und Authentizität von Holocaust - Darstellungen in Literatur, Film, Video, Malerei, Denkmälern, Comic und Musik (Schrift und Bild in Bewegung, Band 9, herausgegeben von Bernd Scheffer und Oliver Jahraus), Bielefeld 2004, S.155-169.

Meyer-Gosau, Frauke, Zufallstod, Randerscheinung – Wie und warum in Bodo Kirchhoffs „Schundroman“ ein Großkritiker ums Leben kommt und was das möglicherweise bedeutet – oder eben auch nicht, in: Jahrbuch der Antisemitismusforschung 11, herausgegeben von Wolfgang Benz für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 2002, S.317-324.

Müller-Balin, Gabi, Die Nürnberger Prozesse, 1945-1949, Vorgeschichte-Verlauf-Ergebnis-Dokumente (BZ-Materialien, Band 1), Bildungszentrum der Stadt Nürnberg 1995.

Nancy, Jean-Luc, Un souffle / Ein Hauch, in: Nicolas Berg, Jess Jochimsen, Bernd Stiegler (Hg.), Shoah - Formen der Erinnerung, Geschichte-Philosophie- Literatur- Kunst, München 1996, S.123-129.

Nünning, Ansgar, Literatur, Mentalitäten und kulturelles Gedächtnis: Grundriß, Leitbegriffe und Perspektiven einer anglistischen Kulturwissenschaft, in: Ansgar Nünning, Literaturwissenschaftliche Theorien, Modelle und Methoden – Eine Einführung, (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium, Band 1) Trier 1995, S.173-194.

Nünning, Ansgar, Renaissance eines anthropomorphisierten Passepartouts oder Nachruf auf ein literaturkritisches Phantom? Überlegungen und Alternativen zum Konzept des „implied author“, in: Dvjs 67 (1993), S. 1-25.

Parkes, Stuart, Tod eines Kritikers - Text and Context, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.), Seelenarbeit an Deutschland - Martin Walser in Perspective (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.447-468.

Pries, Christine, Jean-François Lyotards Philosophie des Widerstreits im Spiegel ihrer Rezeption, in: Joseph Jurt (Hg.), Zeitgenössische Französische Denker : Eine Bilanz (Rombach Wissenschaften: Reihe Litterae, Band 61), Freiburg im Breisgau 1998, S.211-231.



Reich-Ranicki, Marcel, Sein Glanzstück, in: Marcel Reich-Ranicki, Martin Walser - Aufsätze mit Fotografien von Barbara Klemm, Frankfurt am Main 1996, S.75-79.

Reich-Ranicki, Marcel, Sein Tiefpunkt, in: Marcel Reich-Ranicki, Martin Walser - Aufsätze mit Fotografien von Barbara Klemm, Frankfurt am Main 1996, S.67-74.

Rösch, Gertrud Maria, Clavis Scientiae – Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur (Studien zur deutschen Literatur Band 170, herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart und Conrad Wiedemann), Tübingen 2004.

Rühling, Lutz, Fiktionalität und Poetizität, in: Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering (Hg.), Grundzüge der Literaturwissenschaft, München 1996, S.25-51.

Rupnow, Dirk, Dr., Der Judenmord – Bausteine zur Lektüre eines Stürmer-Artikels, in: Nurinst 2002, Beiträge zur deutschen und jüdischen Geschichte, Band 1, Schwerpunkt: Jüdisches Leben in Fürth – Jahrbuch des Nürnberger Instituts für NS-Forschung und jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts, herausgegeben von Jim G. Tobias und Peter Zinke, Nürnberg 2002, S.38-52.

Salzmann, Bertram, Schreiben im Angesicht des Schreckens - Globale Verantwortung als Thema und Herausforderung deutschsprachiger Literatur nach 1945. München 2002 (zugleich Dissertation Tübingen 2000).

Schaad, Isolde, Martin Walser und das sterbende Tier – Vom Reden der Wörter und vom Schweigen ihres Autors, in: Isolde Schaad, Vom Einen: Literatur und Geschlecht: elf Porträts aus der Gefahrenzone, Zürich 2004, S.126-146.

Scheit, Gerhard, Von Rainer Werner Fassbinder zu Martin Walser, Antisemitismus in der deutschen Literatur nach 1945, in: Samuel Salzborn (Hg.), Antisemitismus - Geschichte und Gegenwart (Schriften zur politischen Bildung, Kultur und Kommunikation, Band 2), Giessen 2004, S.81-102.

Schindel, Robert, Schweigend ins Gespräch vertieft – Anmerkungen zu Geschichte und Gegenwart des jüdisch- nichtjüdischen Verhältnisses in den Täterländern, in: Literatur und Holocaust, TuK, H.144, (1999), S.3-8.

Schirmmacher, Frank (Hg.), Die Walser- Bubis- Debatte - Eine Dokumentation, Frankfurt am Main, 1999.

Schirmmacher, Frank, Lieber Martin Walser - Ihr Buch werden wir nicht drucken ... - Der neue Roman von Martin Walser: Kein Vorabdruck in der FAZ, in: Michael Naumann (Hg.) Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein – Der neue Antisemitismus-Streit, München 2002, S.138-142.

Schlant, Ernestine, Die Sprache des Schweigens - Die deutsche Literatur und der Holocaust, München 2001.

Seibt, Gustav, In Erbkönigs Armen sterben – Martin Walser und Marcel Reich-Ranicki: Zur

Geschichte einer an Eskalation reichen Beziehung, in: Michael Naumann (Hg.) Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein – Der neue Antisemitismus-Streit, München 2002, S.151-156.

Taberner, Stuart, Wie schön wäre Deutschland, wenn man sich noch als Deutscher fühlen und mit Stolz als Deutscher fühlen könnte – Martin Walser's Reception of Victor Klemperer's Tagebücher 1933 – 1945, in: Das Prinzip Genauigkeit and Die Verteidigung der Kindheit, in: DVJs, H. 4, Nummer 73 (1999), S.710-732.

Tholen, Georg Christoph, Anamnesen des Undarstellbaren - Zum Wiederstreit um das Vergessen(e), in: Das Vergessen(e) - Anamnesen des Undarstellbaren, herausgegeben von Elisabeth Weber und Georg Christoph Tholen, Wien 1997, S.225-238.

Willer, Stefan, Öffentliche Rede als Inszenierung abwesender Autorschaft: Selbstverdoppelung und Selbstgespräch bei Martin Walser, in: Stuart Parkes und Fritz Wefelmeyer (Hg.), Seelenarbeit an Deutschland - Martin Walser in Perspective (German Monitor Nr. 60), Amsterdam 2004, S.225-240.

Weninger, Robert, Streitbare Literaten- Kontroversen und Eklats in der deutschen Literatur von Adorno bis Walser, München 2004.

Wischermann, Clemens, (H.g.), Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung (Studien zur Geschichte des Alltags, Band 18), Stuttgart 2002.

Zuckermann, Moshe, Gedenken und Kulturindustrie - Ein Essay zur neuen deutschen Normalität, Berlin und Bodenheim bei Mainz 1999.

### ***Zeitungs- und Zeitschriftenartikel***

Immer zu erst ein Deutscher und erst dann ein Mensch - Alter Streit wirkt nach: Martin Walsers neuer Roman ‚Der Augenblick der Liebe‘ kommt am Freitag in den Buchhandel, dpa/ddp-Meldung, zitiert nach: MZ, 23.07.2004, ohne Paginierung.

„Wir trauern um alle Opfer, weil wir gerecht gegen alle Völker sein wollen“ - Die Rede des Bundespräsidenten zum Gedenken an das Kriegsende vor sechzig Jahren, in: FAZ, 09.05.2005, S.8.

Aly, Götz, Die Wohlfühl - Diktatur - Mit niedrigen Steuern und Sozialreformen hielten die Nazis das Volk bei Laune. Das Geld für Rüstung und Krieg stammte zum größten Teil von den enteigneten Juden Europas, von Zwangsarbeitern und unterworfenen Völkern, in: Der Spiegel, 10 (2005), S.56-62.

Aly, Götz, Wie die Nazis ihr Volk kauften - Warum standen so viele Deutsche treu zu Hitler? - Weil sie von seinen mörderischen Raubzügen profitierten. - Diese These des Historikers Götz Aly hat eine heftige Debatte entfacht. - Hier antwortet Aly seinen Kritikern, in: Die Zeit, 06.04.2005, S.45-46.

Apel, Friedmar, Die Kränkung - Matthias N. Lorenz untersucht Martin Walsers

Judendarstellung, in: FAZ, 01.10.2005, S.52.

Assheuer, Thomas, In den Fesseln der westlichen Schuld moral - Martin Walser hadert schon lange mit der jüdisch - christlichen Tradition. Sein Kritikerroman ist keine Überraschung, in: Die Zeit, 06.06.2002, ohne Paginierung.

Baier, Lothar, Un romancier reconverti en oracle national – Essai d'explication de l' 'affaire Walser' en Allemagne, in: Tm, H. 603 (1999), S.1-19.

Baumer, Harald, Der Mann hat sie nicht alle - Kopfschütteln über Michael Wolffsohns Entgleisung, in: NN, 04.05.2005.

Baumgart, Reinhard, Sich selbst und allen unbequem - Der Weg des Martin Walser als ‚geistiger Brandstifter‘, in: Die Zeit, 10.12. 1998, S.53.

Benz, Wolfgang, Bilder statt Fußnoten. Wie authentisch muß der Bericht über ein geschichtliches Ereignis sein? Anmerkungen eines Historikers zu „Schindlers Liste“, in: Die Zeit, Nr. 10, 04.03.1994, S.59.

Bieri, Peter, Unser Wille ist frei, in: Der Spiegel Nr. 2 (2005), S.124-125.

Bitteschön, wo ist denn jetzt der Rechtsruck geblieben? - Ein Gespräch mit Michael Hübl, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunschpotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.85-90. Erstveröffentlichung: BNN, 18.03.1997.

Bohrer, Karl-Heinz, Historische Trauer und poetische Trauer, in: Merkur 53 (1999), Band 2, S.1127-1141.

Borchmeyer, Dieter, Pranger-Philologie – Eine Doktorarbeit zu Martin Walser, in: SZ, 23.08.2005, S.14.

Borries, Mechthild, Vom Widerspruch der Meinungen und Rezeptionen - Walsers Stellungnahme zu Deutschland in Reden und erzählerischen Texten, in: Leseerfahrung mit Martin Walser - Neue Beiträge zu seinen Texten, herausgegeben von Heike Doane und Gertrud Bauer Pickar, (Houston German Studies, Band 9), München 1995, S.29-47.

Böth, Wolfgang, Anpassung und Widerstand - Zum Prozess der Bewußtwerdung Alois Grübels in Martin Walsers *Eiche und Angora*, in: Studien zur Dramatik in der Bundesrepublik Deutschland, herausgegeben von Gerhard Kluge (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Band 16), Amsterdam 1983, S.117-140.

Brenner, Michael, Deutsch oder deutsch? – Der Antisemit ist tot, es lebe der Antisemitismus – eine Anmerkung zur Debatte um Möllemann und Walser, in: SZ, 14.06.2002, ohne Paginierung.

Bubis, Ignatz, Korn, Salomon, Schirmmacher, Frank, Walser, Martin - Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung - Ein Gespräch, in: FAZ, 14.12.1998, ohne Paginierung.

Burger, Rudolf, Die Irrtümer der Gedenkpoltik – Ein Plädoyer für das Vergessen, in: EurRd, H. 2 (2001), 3-13.

Butler, Michael, A portrait of vanity, in: TLS 19.07.2002, S.23.

Claussen, Detlev, Neue deutsche Versöhnung, Was vom Walser - Streit bleibt, Mehr als ein bitterer Nachgeschmack, in: Freitag 2, 8. Januar 1999, S.15.

Dallach, Christoph (u.a.), Patriotische Bauchschmerzen - Die international abgehängten Deutschen mühen sich um eine „normalisierte“ nationale Identität. Doch der Erfolg von Malern, Autoren und Popmusikern mit heimatstolzen Themen, das neue Interesse für die Täter-Generation und der Jubel um den Kinofilm „Der Untergang“ wecken auch Argwohn, in: Der Spiegel 49 (2004), 29.11.2004, S.184-188.

Das hielte ich nicht aus! - Gespräch mit Elfriede Jelinek, die Fragen stellte Rose-Maria Gropp, in: FAZ, 25.01.2005, S.33.

Das längste Jahr, Warum am 8. Mai 1945 zwar der Krieg zu Ende war, der Frieden aber noch nicht begonnen hatte - ein Gespräch mit dem Historiker Hans-Ulrich Wehler, in: Die Zeit Geschichte - Die Stunde Null - 8. Mai 1945 - Teil 2: Lehren aus der Katastrophe, Nr. 1 Teil 2, April 2005, S.26-30.

Denkler, Horst, Das wirkliche Juda und der Renegat: Moses Freudenstein als Kronzeuge für Wilhelm Raabes Verhältnis zu Juden und Judentum, in: GQ Nr. 1 Band 60 (1987), S.5-18.

„Der Stürmer“, Nr. 52 (1925).

„Der Stürmer“, Nr. 38 (1933).

Detje, Robin, Ein Walser- Roman, möglicherweise (II) - Martina Zöllner geht ein ‚Näheprojekt‘ ein und wird zur Entblößungsbeauftragten, in: Literaturen, Nr. 11 (2003).

Ehlert, Martin und Lorke, Beate, Zur Psychodynamik der traumatischen Reaktion, in: Psyche (Januar 1988), Nr. 1, S.502-532.

Eitinger, Leo, KZ-Haft und psychische Traumatisierung, in: Psyche (1990), S.118-132.

Frei, Norbert, Gefühlte Geschichte – die Erinnerungsschlacht um den 60. Jahrestag des Kriegsendes 1945 hat begonnen. Deutschland steht vor einer Wende im Umgang mit seiner Vergangenheit, in: Die Zeit, 21.10.2004, S.3.

Göttler, Fritz, Dichters Nachtgebet - Politik, Lüge und Literatur: Martin Walsers Selbstgespräch, in: SZ, 18.01.2000, ohne Paginierung.

Greiner, Ulrich, Walser, Martin, Unter dem Auge des Verdachts, in: Die Zeit, 01.09.2005, S.50.

Gross, Thomas, Spiel mit dem anderen Ich - Martin Walser erlebt mit seinem altbekannten Antihelden nun den „Augenblick der Liebe“ - Die literarische Figur bäumt sich gegen das Lebensende auf und sehnt sich nach einem letzten Neuanfang. Meint sich hier der Autor selbst?, in: RM, 22.07.2004, S.21.

Hagner, Michael, Homo cerebialis - Der Mensch als Sklave seines Gehirns, in: FAZ, 22.03.2004, S.31.

Hensel, Horst, Denglisch oder Deutsch? - Über die Anglisierung des Deutschen durch die Werbung, in: Mut - Forum für Kultur, Politik und Geschichte, Nr. 401, Januar 2001, S.58-72.

Herzinger, Richard, Am Anfang der Wahrheit - Mit dem Frankfurter Auschwitz-Prozess vor 40 Jahren drang der organisierte Judenmord erstmals wirklich in das deutsche Bewusstsein, in: Die Zeit, 51(2003), ohne Paginierung.

Honolka, Kurt, Hamlet bewältigt Auschwitz - Martin Walsers „Schwarzer Schwan“ am Stuttgarter Staatsschauspiel uraufgeführt, in: Stuttgarter Nachrichten, 19.10.1964, ohne Paginierung.

Jessen, Jens, Im grellen Zirkus des Gedenkens - Bis zum Exzess beschäftigen sich die Medien mit dem „Dritten Reich“. Dabei geht es nicht mehr um die Wahrheit. - Sondern nur noch um uns selbst, in: Die Zeit, 23.03.2005, S. 45.

Juhl P.D., Life, Literature, and the Implied Author, DVjs 54 (1980), S.177-203.

Juli Zeh, Sag nicht Er zu mir - oder: Vom Verschwinden des Erzählers im Autor, in: Literaturen 3 (2004), S.30-33.

Kaiser, Joachim, Da ist nichts zu begreifen - Zur Stuttgarter Uraufführung von Walsers Drama „Der schwarze Schwan“, in: SZ, 19.12.1964, S.14.

Kämmerlings, Richard, Anna, laß mich rein, laß mich raus - Mut gibt es an Tankstellen: Martin Walsers neuer Roman schickt einen Liebenden auf Reisen, in: FAZ, 24.07.2004, S. 42.

Karsch, Walther, Martin Walsers neuer Hamlet - Stuttgarts erster Beitrag zum Berliner Theaterwettbewerb, in: Der Tagesspiegel, 18.05.1965, S.4.

Kilb, Andreas, Des Teufels Saboteur - Steven Spielbergs Film - Epos über den Völkermord an den europäischen Juden - „Schindlers Liste“, in: Die Zeit, Nr. 10, 04.03.1994, S.57-58.

Klessmann, Christoph, Schrecken ohne Ende - Hubertus Knabes Buch über die Exzesse der Roten Armee 1945 fügt sich ein in die neue Sicht der Deutschen als Opfer, in: Die Zeit, 21.04.2005, S.55.

Knigge, Volkhard, Unterhaltsamer Schrecken - Nie galt das Wort der Zeitzeugen so viel wie heute. Es gibt in der Erinnerungskultur aber einen Unterschied zwischen Vergangenheitsgerede und Zeugenschaft, in: SZ, 03.05.2005, S.11.

Kogan, Ilany, Kinder von Holocaust-Überlebenden - vermittelte und reale Traumata, in: Psyche (1990), S.533-544.

Kreis, Georg, Vor einer neuen Zukunft der Vergangenheit? - Wenn aus Vergangenheit Geschichte wird, in: NZZ, 25.01.2005, S.34.

Kurz, Paul Konrad, Literatur, in: SdZ, H. 1 (2003), S.70.

Kurz, Paul Konrad, Umschau - Süddeutsche Kindheit in den Nazijahren – Martin Walser: Ein springender Brunnen, in: SdZ, H. 10 (1998), S.782-784.

Lahann, Birgit, Mahler, Ute (Fotos), Zeit des Vergessens, - Auschwitz, das Mahnmal und der Brandstifter - Martin Walser provozierte mit seinen Aussagen zum Holocaust - Ignatz Bubis wird in seiner Rede zur Reichspogromnacht antworten. - Der Stern sprach mit ihnen und anderen Betroffenen - und fuhr nach Auschwitz, in: Stern 58 (1998), S.58-70.

Linklater, Magnus, A battle in which the pen has become the sword - An attack on one of Germany's leading literary critics has reopened old wounds, The Times, 11.07.2002, S.18.

Löffler, Sigrid, Ein Skandal, der keiner ist – Martin Walsers ‚Tod eines Kritikers‘ und die Kritik, in: Literaturen 7/8 (2002), S.136.

Medicus, Thomas, Die Stunde der Enkel - Zum Boom der „Familienromane“, in: SZ, 23.05.2005, S.20.

Millot, Lorraine, Le passe Nazi, du déjà trop vu en Allemagne - L'affirmation de l'écrivain Martin Walser fait scandale outre - Rhin in: La Liberation 15.12.1998, S.34-35.

Mommsen, Hans, Über ein Geschichtsgefühl – Der Schriftsteller Martin Walser hat mit dem Bundeskanzler über das Schicksal der Nation diskutiert - Für Walser begann die deutsche Katastrophe mit dem Vertrag von Versailles - Das ist ein altes Argument. Damit hat seinerzeit die nationale Rechte schon die Weimarer Republik gestürzt, in: Die Zeit, 16.05.2002, ohne Paginierung.

Mönch, Regina, Die Schwelle - KZ und GULag: Europas geteilte Erinnerung, in: FAZ, 19.4.2005, S.35.

Mudrich, Heinrich, Ein deutscher Hamlet namens Rudi - „Der schwarze Schwan“ von Martin Walser - zu einer Uraufführung in Stuttgart, in: Saarbrücker Zeitung, 20.10.1964, S.20.

Müller-Jung, Joachim, Das Gehirn als Festplatte - Freud wußte es: wir können uns selbst betrügen und Daten löschen, in: FAZ, 12.01.2004, S.26.

National-Zeitung, 23.10.1998, S.3 (16.11.1999), ohne Titel- und Autorenangabe.

Niemand wir mehr sagen können: „Ja, so war es“ - Vor 60 Jahren wurde das KZ Buchenwald befreit - Auf der Gedenkfeier am Sonntag hielt der Schriftsteller Jorge Semprún, einst selbst dort gefangen, eine bewegende Rede - Wir dokumentieren sie - aus dem Spanischen von Michi Strausfeld, in: Die Zeit, 14.04.2005, S.52.

Nolte, Ernst, Vergangenheit, die nicht vergehen will - Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte, in: FAZ, 06.06.1986, S.25.

Oberembt, Gert, Das Schweigen des Vaters spricht Bände - Vergangenheit/Ulla Hahn verhört, in: RM, 09.10.2003, ohne Paginierung.

Penedo Picos, Antonio, Martin Walser, Una fuente inagotable, in: Quimera, H. 200 (2001), S.29-30.

Raulff, Ulrich, Bruder Hitler - Die NS - Zeit als Familienroman - Monumentale Intimität: Nach Jahren der Anklage und der Empörung wird in der neuesten Literatur ein Wunsch nach Versöhnung mit der NS-Zeit spürbar. Wenn schon nicht mit der ganzen Geschichte, dann wenigstens mit der Familie. Ausdruck eines ungebrochenen Vertrauens auf Rettung durch Kunst, in: SZ, 08.03.2004, S.11.

Reich-Ranicki, Marcel, Eine Erklärung - Walsers Buch hat mich tief getroffen, in: FAZ, 06.06.2002, S.49. Internetadresse der Stellungnahme aus der Sendung Reich-Ranicki Solo (in Auszügen): <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/o,1872,2003518,00.html> (04.11.2002).

Reich-Ranicki, Marcel, Was ich empfinde - Über eine neue deutsche Mordphantasie, München und den Geist der Erzählung: Dankesrede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde, in: FAZ, 12.07.2002, S.41.

Reemtsma, Jan Phillipp, Im Zustand autosuggestiver Verstörung, in: FAZ, 27.06.2002, ohne Paginierung.

Ross, Jan, Aus Auschwitz lernen? - Das Gedenken ist nicht deshalb wichtig, weil es für die politische Moral nützlich wäre, in: Die Zeit Nr. 49 (1998), ohne Paginierung.

Schmitter, Elke, Der verfolgte Verfolger – Der Schriftsteller Martin Walser phantasiert in seinem jüngsten Werk von der Ermordung eines Kritikers, der leicht als Marcel Reich-Ranicki zu erkennen ist – und bedient sich dabei reichlich antisemitischer Klischees, in: Der Spiegel, 03.06.2002, ohne Paginierung.

Schmitter, Elke, Der ewige Flakhelfer - Ist Martin Walsers Gesamtwerk antisemitisch gefärbt? Eine neue Studie bejaht diese Frage. Aber beim ‚Fall Walser‘ geht es um mehr: Er ist ein Beispiel für jene typische Trotzreaktion vieler Deutscher, die sich vom Opferstatus der Juden erdrückt fühlen, in: Der Spiegel, Nr. 36, 05.09.2005, 156-160.

Schulz, Max Walter, Offener Brief an Martin Walser, in: NdL, H. 12 (1968), S.180-184.

Sievernich, Michael, Walsers Götterdämmerung, in: SdZ (1999), S.289-290.

Singer, Wolf, Keiner kann anders als er ist - Verschaltungen legen uns fest: Wir sollten aufhören, von Freiheit zu reden, in: FAZ, 08.01.2004, S.33.

Stuber, Manfred, Auch ‚gute‘ Dogmen verhindern individuelle Freiheit- Martin Walser war in Regensburg/ Bei Atlantis: Furiose Lesung im Kulturspeicher aus „Der Augenblick der Liebe“ in: MZ, 07.09.2004, ohne Paginierung.

„Treiben Juden Martin Walser außer Landes?“, in: Nationaljournal (16.11.1999), ohne Autorenangabe.

Ullrich, Sebastian, Wir sind, was wir erinnern - Es hat lange gedauert, bis sich ein selbstkritischer Umgang mit der Vergangenheit durchsetzen konnte. Eine Analyse, in: Die Zeit Geschichte - Die Stunde Null - 8. Mai 1945 - Teil 1: Was das Kriegsende für die Deutschen bedeutet, Nr. 1 Teil 1, April 2005, S.27-34.

Urban, Susanne, Ein Autor und sein Judenbild. Wie antisemitisch ist Martin Walsers Roman „Tod eines Kritikers“?, in: Tribüne H. 163, 3. Quartal 2002, S.104-111.

Vernet, Daniel, L'Allemagne littéraire divisée par le cas Walser, in: Le Monde, 02.07.2002, ohne Paginierung.

Walser, Martin, Offener Brief von Martin Walser über seinen Abschied vom Suhrkamp-Verlag, in: Der Spiegel 10 (2004), 01.03.2004, S.162-163.

Walser, Martin Der Bilderkrieg, in: Der Spiegel 21 (2004), 17.05.2004, S.190-191.

Walser, Martin, Über das Selbstgespräch - Ein flagranter Versuch, in: Die Zeit, 13.1.2000, S.42-43.

Wehler, Hans-Ulrich, Engstirniger Materialismus - Der Historiker Hans-Ulrich Wehler kritisiert Götz Aly's Darstellung von „Hitlers Volksstaat“, in: Der Spiegel, 14 (2005), S.50-54.

Welzer, Harald, Stille Post - Tückische Erinnerung: - Die Nazizeit im Familiengespräch, in: FAZ, 25.11.2000, S.45.

Wolffsohn, Michael, Israel und wir – Zum 40. Jahrestag der Gründung des Staates Israel, in: Politische Studien, H. 299 (1988), S.331-333.

Wuliger, Michael, Viel Lärm um Mist - Martin Walser hat ein schlechtes Buch geschrieben – aber ist es auch antisemitisch?, in: Jüdische Allgemeine, 06.06.2002, S.7.



### ***Zitierte Radio- und Fernsehsendungen sowie Interviews***

Auszug aus einem Manuskript des Deutschlandradios/Deutschlandfunk über Hajo Steinerts Gespräch mit Martin Walser zu dessen 70. Geburtstag. Die Sendung wurde am 23. März 1997 zwischen 20.05 und 21.00 Uhr unter dem Titel „*Deutsche Sorgen – Deutsche Freuden*“ ausgestrahlt, Manuskript S.1-12.

Das Sonntagsgespräch zwischen Martin Walser und Wolfgang Herles vom 13.09.1986, in: Martin Walser, *Auskunft - 22 Gespräche aus 28 Jahren*, herausgegeben von Jürgen Siblewski Frankfurt am Main 1991, S.182-191.

Der Autor ist der Verlierer – Der Schriftsteller Martin Walser über die Vorwürfe gegen seinen neuen Roman - Interview zwischen Volker Hage und Martin Walser, in: *Der Spiegel*, 03.06.2002.

Der nüchterne Blick der Enkel – Wie begegnen junge Autoren der Kriegsgeneration? - Ein Gespräch mit Tanja Dückers, in: *DIE Zeit*, 30.04.2003, S.42, Gesprächspartnerin von Tanja Dückers war Rebecca Partouche.

Die Sprache der Erinnerung, Interview mit Peter Voß in der Reihe ‚Bühler Begegnungen‘, ausgestrahlt am 07.01.1999 in 3sat.

Die Sprache verwaltet das Nichts – Ein Gespräch mit Martin Walser über Poesie, Politik und die Frage, wieviel Macht der Literaturbetrieb wirklich hat, in: *SZ*, 19./20.9.1998, ohne Paginierung.

Erinnerung kann man nicht befehlen - Martin Walser und Rudolf Augstein über ihre deutsche Vergangenheit, in: *Der Spiegel*, 02.11.1998, S.48-72.

Erinnerungen verändern sich von einer Generation zur anderen – Jede Generation entwickelt ihren eigenen Umgang mit kollektiven Erinnerungen und will sich möglichst von den Eltern abheben. Das gelingt oft dadurch, dass vorher Ausgeblendetes und Totgeschwiegenes nun ins Zentrum gerückt wird. Ulfried Geuter im Gespräch mit Aleida Assmann, in: *Psychologie heute* 10 (2004), S.26-28.

Es gibt eine starke Tendenz, die Täter zu entschulden, Susie Reinhardt im Gespräch mit Harald Welzer, in: *Psychologie heute* 10 (2004), S.29-31.

Es ist das Vorurteil, das den Ausschlag gibt, ein Gespräch mit Roderich Reifenrath, Wolfram Schütte und Axel Vornbäumen, in: Rainer Weiss (Hg.), *Ich habe ein Wunschpotential – Gespräche mit Martin Walser*, Frankfurt am Main 1998, S.109-120. Erstveröffentlichung: FR, 24.03.1997.

Gaus, Günter, Im Gespräch mit Martin Walser - Fernsehinterview, 1987. ARD, 02.11.1986. Leicht gekürzte Fassung in: *Düsseldorfer Debatte* 12, (1986), S.37-47.

Grass, Günter - Walser, Martin, *Zweites Gespräch über Deutschland*, Edition Isele, Eggingen 1999, MC.

Hanimann, Joseph, Unterm Strich - Pariser Hochrechnung zur Gedenkkultur, in: FAZ, 30.11.2001, S.50.

Hieber, Jochen, Interview mit Martin Walser, Weimarer Salon, 14.07.2002 von 23.20 Uhr bis 00.05 Uhr auf MDR.

Hitler spielen - Interview von Frank Schirrmacher mit Corinna Harfouch und Bernd Eichinger, in: FAS, 22.08.2004, S.21.

Ich bin umstellt von Vergangenheit, ein Gespräch mit Jörg Magenau und Detlev Lücke, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.33-46.

Ich ertrage nichts unbeantwortet - Versuch über Martin Walser. Eine Radiosendung von Heinz Ludwig Arnold, Sendung Radio Art, SWR 2, 13.04.04, 21:03 bis 22:05 Uhr.

Ich hab' so ein Stuttgart-Leipzig-Gefühl. Stern-Gespräch mit Martin Walser, in: Martin Walser, Auskunft – 22 Gespräche aus 28 Jahren, herausgegeben von Klaus Siblewski, Frankfurt am Main 1991, S.249-256.

Ich kann mich auf keinen Nenner bringen - Ein Gespräch mit Stephan Sattler, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.55-62. Erstveröffentlichung: Focus 47, 25.11.1997.

Ich weiß aus Erfahrung, daß ein Schriftsteller nirgends dazugehören kann, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.72-78. Erstveröffentlichung: Focus 48, 27.11.1995.

Im Gedächtniswohnzimmer - Warum sind Bücher über die eigene Familiengeschichte so erfolgreich? - Ein Zeitgespräch mit dem Sozialpsychologen Harald Welzer über das private Erinnern, Gesprächspartnerin: Elisabeth von Thadden, in: ZeitLiteratur 14 (2004), S.43-46.

Liebenswürdige Menschen sind gefährlich! – Ein neuer ‚Walser‘ war schon immer Garantie für einen Bestseller. Diesmal freut sich ein neuer Verlag, und klatschsüchtige Kritiker wittern ein ‚Enthüllungsbuch‘., Interview von Roman Pliske mit Martin Walser, in: Bücher 5 (2004), S.20-23.

Literatur im Foyer, 3sat, 22.09.2002, 10.00 Uhr bis 11.00 Uhr.

Literatur im Foyer, SWR, 23.07.2004, 23.35 Uhr bis 00.35 Uhr.

Luik, Arno, Du stehst da oben, du willst lesen, dann brüllen die Bengel: Antisemit!, Interview von Arno Luik mit Martin Walser, in: Stern, 23.12.2002, ohne Paginierung.

Lustvolle Momente – Warum sich der Mensch mit seinen Vorurteilen abfinden muss – ein Gespräch mit dem Bremer Sozialpsychologen Jens Förster. Die Fragen stellte Sabine Etzold, in: Die Zeit, 17.07.2003, ohne Paginierung.

Maischberger, Sandra, Interview mit Martin Walser, N-TV, 29.08. 2001, 17.15 Uhr bis 18.00 Uhr.

Schümer und Dorn, Der Büchertalk, 3sat, 14.09.2003, 12:30 Uhr bis 13:00 Uhr.

Tabus sind gefährlicher als ich - ein Gespräch mit Sven Michaelson, zitiert nach: Rainer Weiss (Hg.), Ich habe ein Wunsopotential – Gespräche mit Martin Walser, Frankfurt am Main 1998, S.47-54., Erstveröffentlichung: Der Stern Nr. 44, 26.10.1995.

Titel, Thesen, Temperamente, ARD, 01.08.2004, 23.00 Uhr bis 23.30 Uhr.

Vis a Vis, 3sat, 25.06.2002, 00:05 Uhr bis 00:50 Uhr. Die Sendung wurde schon am 24.06.2002 zwischen 22:20 Uhr und 23:05 Uhr auf SF1 gesendet.

Martin Walser im Gespräch mit Armin Kratzert, Lesezeichen, BR Alpha, 26.07.2003, 22.00 Uhr bis 22.30 Uhr.

Was ist Wirklichkeit? - Die Realität der Kunst und die Realität des Lebens - Eine Umfrage mit Diskussionsbeiträgen von Joachim Kaiser, Martin Walser, Uwe Timm und anderen, zusammengestellt von Peter Laemmle und Antonio Pellegrino, die Sendung wurde am 06.04.2004 zwischen 20.30 Uhr und 21.30 Uhr im Rahmen der Reihe *RadioKultur* auf Bayern 2 Radio ausgestrahlt.

Walser, Martin, Deutschländer oder Brauchen wir eine Nation? – Ein Gespräch über Staaten, Nation, Heimat und Literatur, Forum im Zweiten, Regional, 25.09.1986, abgedruckt in: Martin Walser, Deutsche Sorgen, Frankfurt am Main 1997, S.255-275.

Walser, Martin, Engagement als Pflichtfach für Schriftsteller - Ein Radio-Vortrag mit vier Nachschriften, in: Martin Walser, Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Band 11, Frankfurt am Main 1997, S.190-210.

### ***Zitierte Artikel und Interviews aus dem Internet***

Anz, Thomas, Viel Lärm um wenig - Anmerkungen zum Streit um Walsers Roman ‚Tod eines Kritikers‘, in: Literaturkritik.de 6 (2002). Internetadresse des Textes: [http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung\\_rez.php?rez\\_id=5078](http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung_rez.php?rez_id=5078) (20.11.2003).

Bauer, Barbara, Über Autobiographien der Jahrgänge 1927/28 und Martin Walsers Roman „Ein springender Brunnen“ als Antwort auf jüdische Überlebensberichte, in: Literaturkritik 6 (1999). Internetadresse: <http://www.literaturkritik.de/txt/1999-06-15.html>. Der Artikel umfasste 19 DIN A 4 Seiten (25.04.2002).

Biller, Maxim, Heiliger Holocaust, in: Die Zeit, 08.11.1996. Internetadresse des Artikels: <http://www.jsbielicki.com/jsb-61.htm> (11.01.2005).

Früchtel, Josef, Hitler als einer von uns - Menschsein im "Untergang", in: FR, 24.09.2004. Internetadresse des Artikels: [http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur\\_und\\_medien/feuilleton/?cnt=509621](http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur_und_medien/feuilleton/?cnt=509621) (24.09.2004).

Fues, Wolfram Malte, Die Klinge des Saturn - Geschichte und Gegenwart von Martin Walsers

Roman ‚Tod eines Kritikers‘, in: Literaturkritik 5 (2004), der Artikel umfasste 29 DIN A 4 Seiten. Internetadresse des Artikels mit allen dazugehörigen Fußnoten: <http://www.literaturkritik.de> (12.05.2004).

Geier, Andrea, Das ‚Prinzip Schlüssel‘ - Matthias N. Lorenz entdeckt antisemitische Ressentiments in Martin Walsers Gesamtwerk, in: [literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de) 10 (2005). Internetadresse des Artikels: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=8555](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=8555) (05.10.2005).

Illegale Version von ‚Tod eines Kritikers‘, <http://www.textz.com/thrash> (29.06.2002).

Knörer, Ekkehard, Riecht wie Führerbunker, Essay vom 22.09.2004, Internetadresse des Artikels: <http://www.perlentaucher.de> (25.10.2004).

Köhler, Kai, Hass eines Autors – Zu Martin Walsers gefährlichen Buch ‚Tod eines Kritikers‘, [Literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de) 6 (2002). Internetadresse des Artikels: <http://www.literaturkritik.de> (20.11.2003).

Köhler, Kai, Schwache Verteidigung – Noch einmal zu Martin Walsers ‚Tod eines Kritikers‘, in: [Literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de) 9 (2003), S.1-3. Seitenangaben beziehen sich auf die Druckversion aus dem Internet. Internetadresse des Artikels: <http://www.literaturkritik.de> (11.10.2003).

Köhler, Kai, Die Dokumentation eines Vorpostengefechts - Kai Köhler über ‚Die Walser-Bubis-Debatte‘, in: [Literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de) 2 (2002). Internetadresse: <http://www.literaturkritik.de/txt/2002-02-052.html> (25.04.2002).

Laska, Bernd A., Warum ausgerechnet La Mettrie? - ‚Über den ‚eentlichen Helden‘ in Martin Walsers Roman ‚Der Augenblick der Liebe‘, in: [literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de), Nummer 10 (2004). Internetadresse des Artikels: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=7518](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=7518) (01.10.2004).

März, Ursula, Überforderung durch Triebstau - Ein jeder Ehebruch zieht vorüber: Martin Walsers neuer Roman ‚Der Augenblick der Liebe‘ ist eine Wiedersehensparty mit bekannten Namen, Figuren und Motiven, in: FR, 23.07.2004. Internetadresse des Textes: [http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur\\_und\\_medien/feuilleton/?cnt=475424](http://www.fr-aktuell.de/ressorts/kultur_und_medien/feuilleton/?cnt=475424) (23.07.2004).

Möllemann gegen Friedman. Möllemanns Äußerungen vom 22.05.2002. Internetadresse: <http://www.n-tv.de/3014281.html>. (24.05.2002).

Moser, Tilmann, Erinnerungen an eine Kindheit in der NS-Zeit oder Wieviel mußte Martin Walser wissen vom damaligen Schrecken?, Deutschlandfunk- Köln, 11. 12. 1998, Internetadresse des Textes: <http://www.tilmanmoser.de/aufsaeetze.htm> (24.10.2004).

Moskovitz, Reuven, Fusion von Himmel und Hölle - Die Instrumentalisierung des Holocaust für Israels Sicherheit - Israel kämpft gegen den Terror und für die Sicherheit seiner Bürger. Doch welches Mittel bedient sich der Staat, der sich als demokratisch und friedliebend versteht? Der Autor glaubt, dass einige davon in eine verhängnisvolle Einbahnstraße führen, in: FR, 07.06.2004. Internetadresse des Artikels: [http://www.fr-aktuell.de/ressorts/nachrichten\\_und\\_politik/dokumentation/?cnt=449534](http://www.fr-aktuell.de/ressorts/nachrichten_und_politik/dokumentation/?cnt=449534) (07.06.2004).

Müller, Hans-Harald, Der Totmacher oder vom Ende der Literaturkritik – Frank Schirrmacher hat ein Problem, nicht nur mit Martin Walser. Internetadresse des Artikels:

<http://www.literaturkritik.de> (20.11.2003).

Patient Deutschland – Mein Opa war nicht dabei - Schuld, Verdrängung und Gewissen — Über die anhaltenden Probleme der Deutschen beim Umgang mit der Vergangenheit, Internetadresse des Interviews: <http://www.aufbauonline.com/2004/issue01/8.html> - 1 (30.9.2004).

Schütte, Wolfram, Der Sommer des Ressentimentalisten - Eine Besichtigung der Medienlandschaft nach der jüngsten Walserei, in: Titel – Magazin für Literatur und Film. Internetadresse des Artikels: [http://www.titel-magazin.de/Walser\\_11.htm](http://www.titel-magazin.de/Walser_11.htm) (24.07.2002).

Vernet, Daniel, Deux satires de l'édition. Internetadresse des Artikels: <http://www.lemonde.fr/imprimer...ef/0,9750,3209--283059,00.html> (08.07.2002).

Walser, Martin, Ein Schriftstellerleben in Deutschland, Chatroom - Gespräch mit dem Schriftsteller nach der n-tv - Sendung vom 29.08.2001. Internetadresse des Gesprächs: <http://www.n-tv.de/2425588.html> (22.01.2002).

Walser, Martin, Ich bin todesscheu, Martin Walser im Gespräch mit Eckhard Fuhr, in: Die Welt vom 12.07.2004 ohne Paginierung. Internetadresse des Interviews: <http://www.welt.de> (12.07.2004).

Walser, Martin, Ich hätte niemals gedacht, dass dieses Buch auf den Holocaust bezogen wird - Die Frankfurter Allgemeine Zeitung will den neuen Roman von Martin Walser, Tod eines Kritikers, nicht drucken, weil sie in dem Buch ‚antisemitische Klischees‘ ausgemacht haben will - In einem Interview mit der Radio 3 Sendung ‚Kulturjournal - Texte und Zeichen‘ reagiert Walser auf die Vorwürfe. Das Gespräch mit dem Schriftsteller führte Gabriela Jaskulla am 10.6.2002, der Text des Interviews war unter <http://www.tagesschau.de> abrufbar (11.06.2002).

Walser, Martin, Machtausübung im Kulturbetrieb, Fazit-Interview mit Martin Walser, im Deutschlandradio Berlin am 29.05.2002. Internetadresse des Artikels: <http://www.dradio.de/cgi-bin/es/neu-fazit/369.html> (24.01.2003).

Wolffsohn, Michael, Der in der vorliegenden Arbeit erwähnte Kommentar Michael Wolffsohns zur Kapitalismuskritik Franz Münteferings fand sich auf dessen homepage <http://www.wolffsohn.de>. (11.05.2005).

### ***Lexikon - Artikel***

Ackermann, Irmgard, Schlüsselliteratur in: Metzler Literatur Lexikon, Begriffe und Definitionen, Herausgegeben von Günther und Irmgard Schweikle, Stuttgart, 1990, S. 415.

Assmann, Aleida, Schrift, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.527-529.

Assmann, Aleida, Kollektives Gedächtnis, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.308-310.

Bering, Dietz, Kulturelles Gedächtnis, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlt's enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg, 2001, S.329-332.

Duden, Deutsches Universal Wörterbuch A-Z, Mannheim, 1989.

Hans-Hugo Steinhoff, Fiktion, in: Metzler Literatur Lexikon, Begriffe und Definitionen, Herausgegeben von Günther und Irmgard Schweikle, Stuttgart, 1990, S. 157.

Kanzog, Klaus, Schlüsselliteratur, in: RLW - Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, herausgegeben von Jan-Dirk Müller, gemeinsam mit Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar, Band 3, P-Z, Berlin / New York 2003, S.380-383.

Eggers, Michael, Gewissen, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlt's enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg, 2001, S.237-238.

Günter, Manuela, Shoah, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlt's enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.540-542.

Luehrs-Kaiser, Kai, Schlussstrich, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlt's enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.524.

Ruchatz, Jens, Externalisierung, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlt's enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg, 2001, S.160-163.

Saar, Martin, Moral, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlt's enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.384-386.

Simonis, Annette, Oral History, in: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Korte und Jürgen Straub, Gedächtnis und Erinnerung - Ein interdisziplinäres Lexikon (rowohlt's enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2001, S.425-426.

Toman, W., Trauma, psychisches, in: Wilhelm Arnold, Hans Jürgen Eysenck, Richard Meili, Lexikon der Psychologie, Band 3, Augsburg 1996, S.2356.

Trasler, G.B., Gewissen, in: Wilhelm Arnold, Hans Jürgen Eysenck, Richard Meili, Lexikon der Psychologie, Band 1, Augsburg 1996, S.768-773.

### *Sonstige Quellen*

Hanausch, Reinhard, Auschwitz als Talkshow? - Einige Bemerkungen zu der Frage, wie man heute über Auschwitz sprechen sollte und worüber dabei zuvorderst zu sprechen sei, Vortrag im Haus der Begegnung in Regensburg am 28.06.1999, (unveröffentlichtes Manuskript).

Korn, Salomon, Der 9. November 2000 - Ansprache zur 62. Wiederkehr des 9. November 1938 in der Westendsynagoge, Frankfurt am Main, (unveröffentlichtes Manuskript).

Stenographischer Bericht des Deutschen Bundestages zur Gedenkveranstaltung aus Anlass der Pogrome des nationalsozialistischen Regimes gegen die jüdische Bevölkerung vor 50 Jahren, der mir zugesandte Ausdruck umfasst die Seiten 7270-7276.

Verfassung des Freistaates Bayern - Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland - Mit Sonderteil: Bayrischer Landtag - Bayrischer Senat, Funktionen und Aufgaben, bearbeitet von Konrad Stollreither, Stand erster Oktober 1987 ( Bayrische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit), München 1987.